NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR
UND KRITIK

MITBEGRÜNDET VON F. C. WEISKOPF

IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES
GELEITET VON WILLI BREDEL

REDAKTION
GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH

SEKRETARIAT ACHIM ROSCHER

INHALT

Berlin-Niederschönhausen, den 7. 5. 1957

Verehrter Hermann Hesse!

Sicherlich wissen Sie, daß wir Ihnen, wir zehn Jahre Jüngeren, ebenso schweren wie frohen Herzens zu Ihrem Achtzigsten Glück wünschen. Schweren Herzens, weil eine lange Reihe derer, die mit Ihnen eine reiche deutsche Literatur darstellten, schon den Weg in den Hades einschlagen mußten – vor zwei Jahren unser Freund Thomas Mann und ganz vor kurzem Bertolt Brecht, dessen Werk Sie sicher voller Zustimmung werden und aufsteigen sahen. Als Sie ein ebenso junger Dichter waren wie um 1920 dieser Brecht, debütierten Sie bald nach der Jahrhundertwende mit einem schmalen Bande persönlicher Gedichte und lyrischer Prosa – von Hermann Lauscher. „Das ist aber Hermann Hesse", verriet mir, dem Primaner, mein Freund, der Kattowitzer Buchhändler – Hermann Hesse, der uns mit „Peter Camenzind" und „Unterm Rad" gezeigt hatte, es bestehe ein Weg von Gottfried Keller her in die kommende deutsche Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts. Und dann brachte uns die „Neue Rundschau" Ihre Novellen „Heumond" und „Knulp" und viele Gedichte, die bei jungen Lesern lange nachwirkten. Gleichzeitig aber mit dem Erscheinen Ihrer „Gertrud" begann mein eigenes literarisches Schaffen, schlang uns der erste Weltkrieg ein und spie uns, gottlob, wieder aus als gänzlich Veränderte. Und siehe da, auch Sie, Hermann Hesse, hatten sich in Emil Sinclair verwandelt und waren mit „Demian" als neuer Mensch auf den Plan getreten.

Und nun höre ich hier als Rekonvaleszent aus unserem Radio Arturo Toscanini, den Unvergeßlichen, Beethovens Sechste dirigieren, und die Erkenntnis flammt in mir auf: Aus diesem Geist der genialen Pastorale ward Hermann Hesse einst gezeugt und stellte als Nobelpreisträger die Ehre unserer vom Nazitum geschändeten deutschen Sprache und Dichtung der Welt wieder vor Augen. Lesen kann ich nicht mehr, aber immer wieder bleibt wahr: daß es Gestalten und Gestalter geben müsse wie Sie, verehrter Hermann Hesse, die ihre Zeitgenossen und die Nachwelt davon überzeugen, das Leben auf unserer Erdkruste sei wert, geliebt zu werden trotz der furchtbaren Konflikte und Kämpfe, die sich auf ihr ununterbrochen abspielen. Für diese Ihre stille Überredungskunst und Verkörperung wünscht Ihnen zu Ihrem achtzigsten Geburtstag Glück und dankt Ihnen hinauf ins schöne Tessin

Ihr

Arnold Zweig

Der Alte und seine Hände

Mühsam schleppt er sich die Strecke
Seiner langen Nacht,
Wartet, lauscht und wacht
Vor ihm liegen auf der Decke
Seine Hände, Linke, Rechte,
Steif und hölzern, müde Knechte,
Und er lacht
Leise, dass er sie nicht wecke.

ooo

Unverdrossner als die meisten
Haben sie geschafft;
Da sie noch im Saft.
Vieles wäre noch zu leisten,
Doch die folgsamen Gefährten
Wollen ruhn und Erde werden
Knecht zu sein
Sind sie müd und dorren ein.

ooo

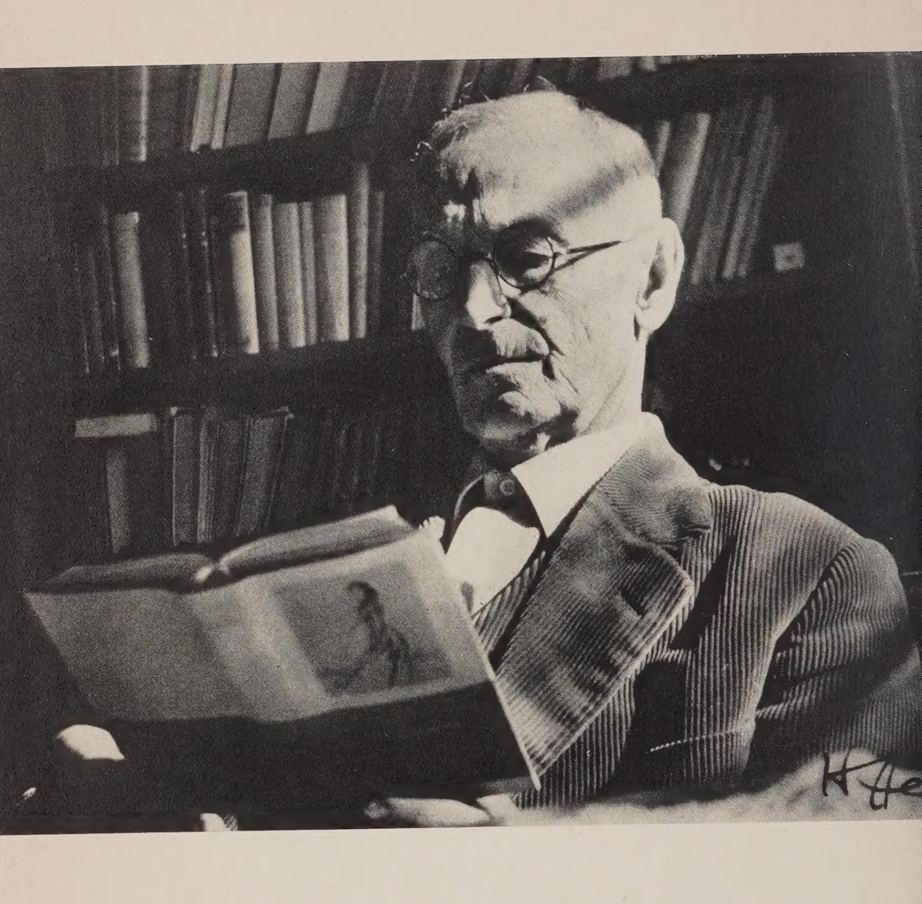
Leise, dass er sie nicht wecke,
Lacht der Herr sie an.
Langen Lebens Bahn
Scheint nun kurz, doch lang die Strecke
Einer Nacht. Und Kinderhände,
Jünglingshände, Manneshände
Sehn am Abend, sehn am Ende
So sich an.

H Hesse

ooo

(Januar 1957)





Wieder hat der Tod nach einem unserer Besten gegriffen:

LOUIS FÜRNBERG

Dichter, Kämpfer, Freund und Kamerad, ist in der vergangenen Nacht gestorben.

Seit dreißig Jahren Mitglied der Partei der Arbeiterklasse, hat er als junger Mensch schon den Weg zur Dichtung gefunden, in der sich das starke Gefühl eines leidenschaftlichen Sozialisten aussprach. Die lyrische Dichtung empfing seine wesentlichsten Beiträge. In unvergeßlichen, zarten Novellen hat er große Augenblicke der Menschheitskultur nachgezeichnet.

Verfolgt und gemartert vom Faschismus, kehrte er in den Dienst seines Landes, der CSR, zurück, in deren deutschsprachigem Teil er 1909 geboren war. Sein Entschluß, als Dichter deutscher Sprache in die Deutsche Demokratische Republik überzusiedeln, fand in unserem Verband ein lebhaftes Echo. Seit 1954 Bürger unserer Republik, hat ihn bald das Vertrauen der deutschen Schriftsteller in den Verbandsvorstand berufen. Immer war er ein Freund und Helfer den Jungen. Immer wird er uns im Sinne seines eigenen Dichterwortes unvergessen sein: In unseren Herzen brüderlich ist ihm ein Platz bereitet.

Berlin, den 24. Juni 1957

Deutscher Schriftstellerverband

Der Vorstand

Anna Seghers, Vorsitzende



UNSERE MEINUNG

Am 2. Juli wird der in Montagnola in der Schweiz lebende deutsche Dichter Hermann Hesse achtzig Jahre alt. Es ist seltsam, daß sich mit dem Namen dieses Achtzigjährigen immer noch ein etwas schwebender Begriff von Jugend verbindet, einer suchenden, gefährdeten Jugend, in der jedoch vielfältige Möglichkeiten lebendig sind. Das mag daher kommen, daß der Dichter immer wieder die Erlebnisse und Probleme seiner Lehr- und Wanderjahre von den verschiedensten Seiten her gestaltet hat – in „Peter Camenzind", „Unterm Rad", „Demian", „Narziß" und Goldmund –, oder auch daher, daß wir selber jung und noch sehr verworren waren, als wir ihm zum erstenmal begegneten und mit ihm versuchten, den „Weg nach innen" zu gehen. Sein Werk hat es uns vielleicht nicht einfacher gemacht, in einer ganz anderen Welt neuer Pflichten und neuer gesellschaftlicher Möglichkeiten zu leben; aber geblieben ist zumindest der Zauber einiger Verse, geblieben ist ein gutes Gefühl von Menschlichkeit.

Manches aus dem Erlebnisbereich Hesses hat freilich Gemeinsamkeiten mit Wegen und Irrwegen unserer eigenen jungen Jahre nach dem letzten Krieg: Den „Steppenwolf" haben wir damals gelesen, und ein wenig hat er uns unsere eigene kritische Situation bewußt gemacht, ein wenig auch überzeugt, daß es anders werden müsse. Anders wohl auch als das Leben in jener Ideallandschaft Kastaliens, das der Dichter in dem so merkwürdigen Schluß des „Glasperlenspiels" aufhebt: Auch hier wieder, da die Ideallandschaft verfällt, ist es die Jugend, die bleibt und in der wiederum alle Möglichkeiten lebendig sind. Wenn der letzte Meister des Glasperlenspiels aus der Provinz Kastalien aufbricht, um *einen* jungen Menschen für das Leben zu erziehen, und dabei umkommt, dann mag man darunter ein literarisches Gleichnis für Tod und Auferstehung, für die Unaufhörlichkeit des Lebens verstehen. Aber inbegriffen ist auch die Aufforderung, sich dem Leben tätig hinzugeben: im Dienst an der Gesellschaft, in der Erziehung einer neuen Generation für die Aufgaben dieser Welt.

Hermann Hesse hat wiederholt in seinem Leben öffentlich Partei ergriffen für den Frieden, gegen den

Krieg, gegen den Faschismus. Der achtzigste Geburtstag des Nobelpreisträgers wird in der ganzen Welt gefeiert werden. In der ganzen Welt sollte man sich auch seiner eindringlichen Mahnworte erinnern. Was das Werk Hermann Hesses so bedeutend macht, ist die leise Beharrlichkeit seiner Humanität. Es liegen in der Deutschen Demokratischen Republik erst drei seiner Bücher vor. Hoffentlich kommen in absehbarer Zeit noch einige andere, wenigstens noch der „Steppenwolf“ und das „Glasperlenspiel“ hinzu.

Wir danken dem Dichter für das Bild, das er uns auf unsere Bitte hin übersandte, und für das neue Gedicht. Wir danken ihm für das Bleibende, das er uns und der Welt gegeben hat. *gd*

Der F.-C.-Weiskopf-Preis ist verliehen worden. Wir haben in Heft 4/1956 ausführlich darüber berichtet, daß dieser Preis kein Literaturpreis im üblichen Charakter, sondern eine Auszeichnung für Schriftsteller oder Sprachwissenschaftler ist, die sich im Sinne Weiskopfs vorbildlich um die Pflege der deutschen Sprache und um deren Reinerhaltung verdient gemacht haben.

Für diesen Preis einen Kandidaten zu finden, war gewiß nicht einfach. Nennenswerte, preiswürdige Leistungen auf diesem Gebiet, deren Radius die breitere Öffentlichkeit umfaßt, sind in ganz Deutschland nicht viele zu finden.

Nun hat sich das Preiskuratorium für Ernst Stein entschieden, und das ist eine gute Entscheidung. Dies beweisen seine Analysen deutscher Gedichte*, die gleichzeitig Sprachuntersuchungen von hoher Qualität sind; dies beweist auch seine redaktionelle (und sprachlich-stilistische) Arbeit an der beachtlichen, jedoch noch viel zuwenig beachteten Zeitschrift „Deutschunterricht“ (Verlag Volk und Wissen, Berlin), in der Sprachprobleme – oft aus der Feder von Ernst Stein – ebenfalls breiten Raum einnehmen. Und dies ist Sprachpflege in ihrer wirksamsten Form: Erziehung unserer Lehrkräfte und, durch diese wiederum, der Schuljugend zur Achtung und Verteidigung der Einheit unserer Muttersprache – eine Aufgabe, die angesichts der territorialen Spaltung Deutschlands gleichermaßen politischen und wissenschaftlichen Charakter hat.

Wir freuen uns, daß einmal die stille und nach außen hin kaum in Erscheinung tretende, aber große und wichtige Arbeit eines Menschen

* Ernst Stein: „Kleiner Wegweiser zu Johannes R. Bechers Gedicht“, Aufbau-Verlag, Berlin 1956.

geehrt worden ist, von deren Existenz man allgemeinhin wenig Kenntnis nimmt, weil an ihrem Ende nicht in jedem Falle greifbare Ergebnisse vorliegen (ein abgeschlossenes Buch etwa), ja weil es geradezu ihre Eigenart ist, ohne Abschluß zu sein.

Die Sprache ist (nach Victor Klemperer) „das innigste Band, das ein Volk in der Mannigfaltigkeit seiner Gruppen, Klassen und Parteien zusammenhält". Jede Tat, die beiträgt, die Einheit unserer Sprache zu wahren, sollte unserer ganzen Sympathie und Förderung gewiß sein.

ar

Wenn ein Parteigänger der Adenauer-CDU im Zusammenhang mit Namen wie Hans Marchwitza und Willi Bredel von „Verrat der Arbeiterliteratur" und „Bankrott des sozialen Realismus" spricht und unseren Schriftstellern aufgeben möchte, sich den „schmählichen Verrat und die Knechtung des Arbeiters in den sozialistischen Ländern des Kommunismus" als Thema zu stellen, dann ist auch das ein Beweis dafür, daß unsere Literatur auf dem richtigen Wege ist. „Bankrott des sozialen Realismus" heißt ein (unserem Maiheft gewidmeter) Kommentar in der Würzburger „Deutschen Tagespost", und er stammt von unserem alten Bekannten, dem kleinen Hochstapler und notorischen Falschspieler der Journalistik Peter Hornung. Hornung bringt übrigens auch ein paar Nazidichter angeschleppt, kühn gemacht offenbar durch die Bundestagsrede seines Herrn und Meisters Brentano.

Den Beweis dafür, daß Bonn seit Bestehen der Bundesrepublik hinter dem Monde liegt, hat Brentano nun endgültig erbracht: in einer Zeit, da das Brecht-Ensemble in London, Paris, Moskau Triumphe feierte, kam ihm die wahrhaft geniale Idee, Bertolt Brecht mit Horst Wessel zu vergleichen. Unsere Leser können an anderer Stelle dieses Heftes sehen, wie Brechts wirkliche „Beziehungen" zu Horst Wessel waren. Aber Brentanos Auslassungen sind ja nur ein besonders schriller Ton auf der alten Leier: seit langem möchte man dem braunen Faschismus einen roten hinzuerfinden. Da wird eben mit Diffamierung und Verfälschung nicht gespart.

Ein anderes Ereignis, das sich um die gleiche Zeit zutrug, hat weniger von sich reden gemacht, dafür aber war es von wirklicher literarischer Bedeutung: eine Literaturdiskussion zwischen Schriftstellern und Lesern in der Arbeiterstadt Zwickau.

Ausgangspunkt dieser Diskussion waren Meinungsverschiedenheiten über Rudolf Fischers Bergarbeiter-

roman „Martin Hoop IV“: Bergarbeiter, Ingenieure und Angestellte aus dem Steinkohlenrevier hatten Einwände gegen die Darstellung der Arbeiter und der Betriebsverhältnisse in Fischers Buch erhoben. Unsere Bücher werden sehr genau gelesen, das hat ein alter Bergarbeiter bewiesen, der in seinem Diskussionsbeitrag einfühlsam und verständnisvoll die Stärken und Schwächen des Buches von Fischer gegeneinander abwog. Wir kennen alle genügend die Schwierigkeiten der Gestaltung des Neuen in unserem Leben und der Literatur. Jeder Teilerfolg ist hier eine gewonnene Schlacht. Fischers Buch ist verdientermaßen mit dem Literaturpreis des FDGB ausgezeichnet worden. Da aber die Kritik an einem Buch dessen Preiswürdigkeit nicht ausschließt (und umgekehrt), sollten künftig auch Preiskuratorien ihre Entscheidungen ausführlicher und differenzierter begründen und getrost auch die noch vorhandenen Mängel des Buches beim Namen nennen. Wir brauchen uns selbst unserer Fehler nicht zu schämen.

Im Mittelpunkt des Zwickauer Gesprächs stand die Klärung der Begriffe „Wirklichkeit und Wahrheit“, „Wahrheit und Dichtung“. Darüber hinaus aber war bedeutsam an diesem Abend das überaus starke Interesse des Publikums (der achthundert Menschen fassende Saal war bis zum letzten Platz besetzt) für das Werk unserer Schriftsteller, für ihre gegenwärtige Arbeit und ihre künftigen Pläne. Dieses Interesse hat übrigens auch der traditionelle Buchbasar am Ersten Mai in der Stalinallee bewiesen, der über zwanzigtausend Besucher gesehen hat.

Wenn der „Bankrott des sozialistischen Realismus“ so aussieht, dann wollen wir uns gern dazu bekennen. *gd*

Margot Böttcher

DER EINSAME CITOYEN

Hermann Hesses Verhältnis zum Bürgertum

Hermann Hesse entstammt einer pietistischen Missionarsfamilie, die in kleinbürgerlichen Verhältnissen lebte. Die Anschauungen der Familie kehrten in einer für das Kind gänzlich unerträglichen Weise bei den Lehrern wieder. Als eines der begabtesten Kinder des Landes wurde Hermann Hesse in einem theologischen Seminar vom württembergischen Staat kostenlos unterrichtet und auf das Studium der Theologie, das ebenfalls kostenlos sein sollte, vorbereitet. Hervorragende Schwaben, unter ihnen Hölderlin, sind bekanntlich gezwungen gewesen, den gleichen Weg zu gehen und dabei, wie Hesse, in schwerste Konflikte geraten. Der württembergische Staat wollte sich schon immer treue Diener erziehen, und die Pädagogen taten ihr Bestes, um Geist und Persönlichkeit der jungen Menschen zu verstümmeln. Obwohl eine pietistische Variante, war das theologische Seminar eine Klassenschule reinster Prägung. Die dort herrschenden antihumanistischen Grundsätze der Erziehung waren die gleichen wie im gesamten Wilhelminischen Deutschland. Zeit seines Lebens hat Hermann Hesse diese unheilvolle Erziehung beklagt, der er durch die Schule und durch die an sich von bester Absicht erfüllten Eltern unterworfen wurde. Nach Kräften war man bemüht, den Willen des Kindes zu brechen. Aber das gelang nicht. Als Hesse vierzehn Jahre alt war, durchbrach er den Zwang und floh aus dem Maulbronner Seminar. Polizisten fingen ihn ein und übergaben ihn wieder seinen Eltern.

In Hesses zweitem (nach „Peter Camenzind" entstandenen) kleinen Roman „Unterm Rad" (1906) haben diese Erlebnisse einen Niederschlag gefunden. Es ist ein Roman der Anklage gegen die Erziehung im imperialistischen Deutschland, wie deren in jenen Jahren mehrere erschienen. Hesse hatte erkannt, daß auch bei der scheinbar geistigeren Zielen dienenden Schulform des protestantisch-theologischen Seminars die Erziehung darauf abzielte, die Jugendlichen zu willenlosen Werkzeugen der Staatsmacht heranzubilden. Mit bitterer Ironie schreibt er in „Unterm Rad": „Und wie ein Urwald gelichtet und gereinigt und gewaltsam eingeschränkt werden muß, so muß die Schule den natürlichen Menschen zerbrechen, besiegen und gewaltsam einschränken; ihre Aufgabe ist es, ihn nach obrigkeitlicherseits gebilligten Grundsätzen zu

einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu machen und die Eigenschaften in ihm zu wecken, deren völlige Ausbildung alsdann die sorgfältige Zucht der Kaserne krönend beendigt."

Hesse gestaltet in seinem Roman Erfahrungen, wie sie genauso von anderen Schriftstellern seiner Generation gemacht und in mitunter fast den gleichen Worten ausgesprochen wurden. So berichtet Leonhard Frank in seinem autobiographischen Roman „Links wo das Herz ist" über die Erlebnisse aus seiner Schulzeit: „Er (der typische Lehrer der imperialistischen Klassenschule. *M. B.)* benutzte seine überwältigende Autorität dazu, die Persönlichkeit des Schülers auszurotten, und beging den Seelenmord gründlich. Nach kurzer Zeit bestand die Mehrzahl aus Kreaturen mit allen Eigenschaften des Untertanen, fertiges Material für die nächste Autorität, den Feldwebel im Kasernenhof."

Hesses Opposition gegen das Bürgertum war noch wenig konsequent und rein gefühlsmäßig. So war es möglich, daß sie schließlich ganz zurücktrat, als die Erfahrungen seiner Kindheit verblaßten. In der Zeit von 1904 bis 1912 lebte er, hauptsächlich seiner Frau zuliebe, in der Einsamkeit eines Bodenseedorfes. Da er sich von der Gesellschaft zurückgezogen hatte, geriet er auch weniger in Gegensatz zu ihr. Demzufolge wurden die Konflikte, die Hesse in Romanen und Erzählungen gestaltete, flacher und gingen kaum über den Bereich individueller Gültigkeit hinaus. Die Romane dieser Zeit sind „Gertrud" und „Roßhalde". Das Einsamkeitsgefühl des Künstlers, das der Dichter in beiden Werken gestaltete, hatte, anders als in „Peter Camenzind", individuelle Ursachen, und beide Romane konnten schon aus diesem Grund nicht die künstlerische Höhe des „Camenzind" erreichen. Zwar fällt in die Bodenseezeit Hesses Tätigkeit als Herausgeber der Zeitschrift „März", die sich vor allem gegen das Regime Wilhelms II. richtete. Doch war diese Opposition zahm und unentschieden, und Hesse selbst hielt in späteren Jahren nichts mehr davon.

Im Jahre 1912 verlegte Hesse seinen Wohnsitz nach der Schweiz, wo er schon einige Jahre seiner Kindheit zugebracht hatte. Zunächst zog er in die Nähe von Bern, weil er nach der jahrelangen Einsamkeit am Bodensee stärkeren Kontakt mit Menschen wünschte. Dort erlebte er den Ausbruch des ersten imperialistischen Krieges. Er hatte ein solches Ereignis nicht vorausgesehen und wurde mit einem Schlage aus seinem Zustand halben Dämmerns gerissen. Das Erwachen war schmerzhaft und niederschmetternd für ihn. Der beliebte Dichter, der sich bisher von seinen Lesern verstanden und mit ihnen einig geglaubt hatte, sah voll Entsetzen, wie sie, deutsche Bürger und Kleinbürger, von einem nationalistischen Taumel erfaßt wurden. Er fühlte sich gänzlich isoliert. Gleich nach Ausbruch des Krieges veröffentlichte Hesse eine Mahnung an die deutschen Intellektuellen, die Humanitäts-

idee nicht zu verraten und die Brücken zwischen den Völkern zu halten. Sein Aufruf „O Freunde, nicht diese Töne“ erschien in der „Neuen Zürcher Zeitung“, in der Hesse noch heute Aufsätze und kleinere autobiographische Erzählungen veröffentlicht.

Das Echo aus Deutschland kränkte ihn tief. Er wurde öffentlich beschimpft, und noch viele Jahre später, in der Zeit der Weimarer Republik, schmähten ihn bedeutende deutsche Zeitungen wegen seiner damaligen Mahnung zum Frieden. Eine Verbindung zu den anderen deutschen Schriftstellern, die sich gegen den Krieg wandten, kam nicht zustande. Obwohl auch Leonhard Frank, ein ebenso entschlossener Kriegsgegner wie Hesse, sich in dieser Zeit in der Schweiz aufhielt, wußte keiner vom anderen. Dagegen knüpfte sich ein festes Freundschaftsband von Hermann Hesse zu Romain Rolland, dem großen französischen Humanisten, der seine Landsleute ebenfalls gegen den Krieg aufrief.

Hesse hatte mit seinem Aufsatz klar gegen den bürgerlichen Nationalismus Front bezogen. Aber nicht nur den Nationalismus lehnte er ab, sondern immer entschiedener den Kapitalismus überhaupt, in dem, wie er sagt, aus dem Arbeiter der Sklave geworden war. Er gelangte zu der Gewißheit, daß die Herrschaft des Bürgertums ihrem Ende entgegenging. Gleich vielen fortschrittlichen Geistern glaubte und hoffte er, in Deutschland sei dieses Ende mit der Revolution von 1918 bereits gekommen.

Die Erschütterung, die Hesse durch den Krieg erfahren hatte, bewirkte, daß er der politischen Entwicklung mehr und mehr Aufmerksamkeit zuwandte. Wenn auch in der ersten Zeit (1918/19) sein Blick für die realen gesellschaftlichen Verhältnisse noch getrübt war, so erkannte er doch bald, daß die Auseinandersetzung mit der politischen Realität für einen Schriftsteller unerläßlich ist. So schrieb er in späteren Jahren einem jungen Mann, der sich zum Dichter berufen fühlte: „Sie sollten mit der Welt und Gegenwart mehr Kontakt haben und an ihr mitarbeiten.“ Die Betrachtungen zum Zeitgeschehen spielten bis 1923 in Hesses Schriften eine bedeutende Rolle. Auch wenn sie zeitweilig wieder hinter anderen Fragen zurücktraten, darf man dies nicht als ein Zeichen von Gleichgültigkeit nehmen. „Man ziehe daraus ... nicht den Schluß, ich habe zwischenein wieder geschlafen und die Weltgeschichte Weltgeschichte sein lassen“, sagt der Dichter im Geleitwort zu seiner Aufsatzsammlung „Krieg und Frieden“. Die Auseinandersetzung mit den Problemen und den herrschenden Mächten seiner Gegenwart findet sich überall in seinem dichterischen Werk: „Vom Steppenwolf, der unter andrem ein angstvoller Warnruf vor dem morgigen Kriege war, und der entsprechend geschulmeistert oder belächelt wurde, bis in die scheinbar so zeit- und wirklichkeitsferne Bilderwelt des Glasperlenspiels hinein wird der Leser immer wieder darauf stoßen, und auch in den Gedichten ist dieser

Ton immer wieder und wieder zu hören", heißt es weiter in der Einleitung zu „Krieg und Frieden".

Stärker noch als in Hesses dichterischem Werk tritt die Auseinandersetzung mit Zeitfragen in publizistischen Arbeiten, Abhandlungen und Briefen in Erscheinung. Für die Zeit des Kriegsendes und die ersten Jahre danach nehmen diese Literaturformen in Hesses Schaffen besonders viel Raum ein. In den Spalten des „Simplizissimus", in „Vivos voco" (1919–1923), in seiner Schrift „Zarathustras Wiederkehr" (1919) sprach er in eindringlichen Worten zu den Deutschen, besonders zur deutschen Jugend. Er mahnte sie, aus dem grauenhaften Ereignis des Krieges zu lernen, die Gelegenheit zu einem radikalen Neubeginn, zu dem ihm die demokratische Revolution von 1918 Hoffnung machte, zu nutzen. Er nannte die Revolution „eine herrliche ... machtvoll plötzliche Bewegung", mit der „das besiegte Volk im Augenblick der größten Not sich besonnen" habe. „Es hatte seine Führer und Fürsten fortgejagt und sich selbst für mündig erklärt. Es hatte Räte aus sich selbst gebildet und seinen Willen kundgegeben, aus eigener Kraft und aus eigenem Geist sich in sein Unglück zu finden." Auch – und gerade – in späteren Jahren kam Hesse häufig auf die Revolution von 1918 zu sprechen; er bezeichnete sie als das einzige wertvolle Geschenk, das der verlorene Krieg dem deutschen Volk eingebracht habe.

Nach alldem könnte man vielleicht meinen, Hesse habe die Jugend aufgerufen, sich den Revolutionären anzuschließen. Das war jedoch nicht der Fall. Zwar äußerte er sich mit Sympathie über die Spartakisten, aber weiter ging er nicht. Er rief im Gegenteil aus: „Ich predige Eigensinn, nicht Umsturz. Wie sollte ich Revolution wünschen?" Obwohl ihn das Problem der Zukunft und der Kampf gegen einen zukünftigen Krieg mehr als alles andere beschäftigten, erklärte er andererseits, ihm sei an Politik nichts gelegen, ihn kümmere anderes. „‚Egoismus', wenn man will. Allein dieser Egoismus ist ein ganz und gar anderer als der verrufene des Geldsammlers oder des Machtgeizigen!" Wie sehr aber gerade den Geldsammlern und Machtgeizigen dieser Egoismus der Intellektuellen nützlich war, das erkannte Hermann Hesse damals nicht.

Auf welchem Gebiet und in welcher Weise mußte sich nach Hesses damaliger Meinung die Erneuerung vollziehen? Wozu rief er seine Zeitgenossen auf? Nicht zur Durchführung einer realen Revolution, sondern zu einer Art Revolution des Geistes. Er setzte sich für eine Erneuerung auf ethischem und geistigem Gebiet im individuellen Bereich ein. Zwar sah er, daß auch die ökonomischen Verhältnisse verändert werden müßten; aber er meinte, die Kapitalisten würden freiwillig auf ihre Reichtümer verzichten, wenn es gelänge, sie auf den Weg der Selbstbesinnung und der Humanität zu führen. Diese Widersprüchlichkeit und Inkonsequenz in Hesses Denken ist zum Teil

auf den Einfluß Nietzsches zurückzuführen, dem Hesse sich ebensowenig entziehen konnte wie Thomas Mann und sogar viele Sozialisten in jenen Jahren. Hesse fühlte sich gleich vielen linksbürgerlichen Intellektuellen von Nietzsches scheinbar antibürgerlicher Stellung, von seinem Kampf gegen die bürgerliche Moral, angezogen. In Hesses Roman „Demian" hat sich Nietzsches Einfluß am sichtbarsten niedergeschlagen. Dennoch sind, auch in jenen Jahren und Werken, Hesses Anschauungen denen Nietzsches in wesentlichen Punkten entgegengesetzt. Das zeigt sich auch dort, wo Hesse Nietzsche zu folgen scheint. Er sieht die künftige Entwicklung zwar noch unklar, aber von einem zweifellos humanistischen Standort aus. Auch in Hesses Schrift „Zarathustras Wiederkehr" treten trotz Ähnlichkeiten im Stil die Gegensätze der Anschauungen so klar zutage, daß man sie als Oppositionsschrift zu „Also sprach Zarathustra" bezeichnen kann, auch wenn Hesse sie nicht zu diesem Zweck geschrieben hat. Besonders kraß kommt der Gegensatz dort zum Ausdruck, wo beide über ein gleiches Thema, über den Krieg, sprechen. Für Hesse war der Kampf gegen den Krieg eines der wichtigsten Anliegen, das er nicht nur in seiner Zarathustra-Schrift, sondern seit dem ersten Weltkrieg immer wieder in allen seinen Werken zum Ausdruck brachte. Nietzsches Zarathustra aber predigt in seiner Rede „Vom Krieg und Kriegsvolke": „Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen... Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige. Ich sage euch: Der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt." An anderer Stelle offenbart Zarathustra-Nietzsche mit gleicher Deutlichkeit die verbrecherische Barbarei seines Denkens: „Der Mann soll zum Kriege erzogen werden und das Weib zur Erholung des Kriegers: alles andre ist Torheit."

Gewisse Unklarheiten in Hesses Anschauungen, auf die wir hingewiesen haben, hat der Dichter später – auf seine Entwicklung zurückblickend – nicht erkannt: eine Erscheinung, die in der Literaturgeschichte nicht selten ist; die meisten autobiographischen Aufzeichnungen beweisen, daß die Verfasser später gewonnene Einsichten in frühere Entwicklungstendenzen hineinprojizieren. Diese neuen Einsichten, die mit einem klaren Blick für gesellschaftliche Belange verbunden waren, gewann Hesse im Jahre 1923, zu der Zeit, als die revolutionäre Epoche in Deutschland ihr Ende fand. Jetzt erst erkannte Hesse die außerordentliche Bedeutung der politischen Entwicklung auch für ein von der Außenwelt scheinbar noch so abgeschlossenes geistiges Schaffen. Wenn auch Hesse bisher utopische politische Möglichkeiten in Betracht gezogen haben mochte – wahrscheinlich dachte er an eine Republik mit Mehrheit der Linken –, unausdenkbar und schrecklich war ihm jedenfalls ein Sieg der Reaktion erschienen. Als sich 1924 die Restauration der bürgerlichen Machtpositionen vollendete, wurde Hesse noch einmal, wie 1914, von

bitterster Enttäuschung und Verzweiflung ergriffen, seine bisherigen politischen Illusionen und Träumereien wurden hinweggefegt. Die geschichtliche Katastrophe der folgenden Jahre – die Machtergreifung durch die Nazis und der zweite Weltkrieg trafen ihn nicht mehr so unvorbereitet wie die frühere; denn er hatte sie nunmehr vorausgesehen.

Während des ersten Weltkrieges hatte Hesse sich nicht entschließen können, die deutsche Staatsangehörigkeit aufzugeben; aber 1923 wurde er Schweizer Staatsbürger. Er wollte mit der Weimarer Republik nichts zu tun haben, in der die Reaktion zu herrschen begann und in der „jener Hitler ... nach seinem gemeinen Münchner Putsch nicht füsiliert oder streng eingesperrt, sondern in Festungshaft verpäppelt und verwöhnt wurde". In zahlreichen Briefen hat sich Hesse über seine Einstellung zur Weimarer Republik ausgesprochen, unter anderem in einem Brief an Thomas Mann aus dem Jahre 1931. Thomas Mann hatte ihm die Einladung zur Mitgliedschaft in der Akademie der Künste übermittelt. Hesse lehnte ab und begründete das wie folgt: „Also: der letzte Grund meines Unvermögens zur Einordnung in eine offizielle deutsche Korporation ist mein tiefes Mißtrauen gegen die deutsche Republik. Dieser haltlose und geistlose Staat ist entstanden aus dem Vacuum, aus der Erschöpfung nach dem Kriege. Die paar guten Geister der ‚Revolution', welche keine war, sind totgeschlagen, unter Billigung von 99 Prozent des Volkes. Die Gerichte sind ungerecht, die Beamten gleichgültig, das Volk politisch vollkommen infantil. Ich habe Anno 1918 die Revolution mit aller Sympathie begrüßt, meine Hoffnungen auf eine ernst zu nehmende deutsche Republik sind seither längst zerstört. Deutschland hat es versäumt, seine eigene Revolution zu machen und seine eigene Form zu finden ... Ich finde mich von der Mentalität, welche Deutschland beherrscht, genauso weit entfernt wie in den Jahren 1914/1918. Ich sehe Vorgängen zu, die ich als sinnlos empfinde, und bin seit 1914 und 1918 statt des winzigen Schrittes nach links, den die Gesinnung des Volkes getan hat, um viele Meilen nach links getrieben worden. Ich vermag auch keine einzige deutsche Zeitung mehr zu lesen."

Immer wieder äußerte er sich in dieser Weise: 1945 schrieb er in einem Brief an eine Konstanzer Zeitung: „Während Deutschland damals seine junge Republik irrsinnig sabotierte, Hitler in seiner Festungshaft verhätschelte und einmütig den alten Hindenburg wählte, gehörte ich diesem Volk im politischen Sinn schon nicht mehr an."

Hesses Stellung zum Bürgertum war von nun an scharf ausgeprägt. Er gibt darüber in seinen Werken nicht nur indirekt Auskunft, sondern auch direkt, besonders im „Steppenwolf".

Der „Steppenwolf" ist der Publizist Harry Haller (Hesse gibt seinen Gestalten, wenn er sich mit ihnen identifiziert, gern die Initialen seines eigenen

Namens). Haller fühlt sich in der bürgerlichen Gesellschaft völlig vereinsamt und ist entschlossen, seinem Leben ein Ende zu machen. Der Besuch bei einem Professor, mit dessen nationalistischen Ansichten er zusammenprallt, treibt seinen Lebensekel auf den Höhepunkt. Dieser Zusammenstoß ist für ihn ein entscheidendes Erlebnis, und die Szene eine der wesentlichsten des Romans. Ihre Spitze richtet sich gegen das imperialistische Bürgertum, das erneut zum Kriege drängt. Am Abend dieses Tages will der „Steppenwolf" seinen Entschluß zum Selbstmord verwirklichen. Da lernt er eine Frau kennen, die – als Barmädchen – noch mehr als er außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft steht. Durch sie und ihre Freunde erhält er die Kraft zum Weiterleben.

Aus dem „Steppenwolf"-Roman spricht klar der Haß, den der Dichter gegen das bürgerliche Gesellschaftssystem und dessen Moral empfindet. Viele Entsprechungen dazu finden sich in anderen Äußerungen Hesses. Schon 1919 hatte er in „Zarathustras Wiederkehr" über die deutschen Bürger geschrieben: „Ihr spieltet eine Rolle, die nicht die eure war. Ihr hattet aus den ‚deutschen Tugenden' mit Hilfe eures Kaisers und mit Hilfe Richard Wagners ein Opernwesen gemacht, das niemand in der Welt ernst nahm als ihr selber. Und hinter dem hübschen Geflunker dieser Opernpracht ließet ihr alle eure dunkeln, alle sklavischen, alle großmannssüchtigen Instinkte wuchern und treiben. Ihr hattet immer Gott im Munde, und dabei die Hand am Geldbeutel. Ihr sprachet immer von Ordnung, Tugend, Organisation, und meintet damit das Geldverdienen."

Doch wir haben Hesses Verhältnis zum Bürgertum noch nicht hinreichend charakterisiert, wenn wir nur seinen Haß feststellen. Im „Steppenwolf" schreibt der Dichter über Harry Haller (und ohne Einschränkung kann man sagen über sich selbst): „Er, der weit über das dem Bürger mögliche Maß hinaus zum Individuum entwickelt ist, er, der die Wonne der Meditation ebenso wie die düstern Freuden des Hasses und Selbsthasses kennt, er, der das Gesetz, die Tugend und den common sense verachtet, ist dennoch ein Zwangshäftling des Bürgertums und kann ihm nicht entrinnen." Und dies ist die schwerste Problematik in Hesses Persönlichkeit und Werk: die Zwiespältigkeit seiner Stellung zum Bürgertum. Auch wenn er diese Problematik nicht zum Thema seiner Dichtung erhebt, so ist sie doch vom ersten Weltkrieg an bis in sein letztes Werk hinein überall wirksam.

Harry Haller, der Steppenwolf – und mit ihm Hermann Hesse selbst –, ist, was sein Verhältnis zum Bürgertum anbetrifft, eine in sich gespaltene Persönlichkeit. Er erlebt sich als ein Doppelwesen, halb Wolf, halb Mensch. Der Steppenwolf ist der Antibürger, der Einzelgänger, der heimatlos umherirrt. Die „steppenwölfische Hälfte" von Harry Hallers Wesen hegt nicht nur grimmigen Haß gegen das Bürgertum, sondern lebt auch in Todfeind-

schaft mit der „bürgerlichen Hälfte" Harry Hallers. Denn Haller ist eben doch, obwohl er den Steppenwolf in sich trägt, durch „infantile Gefühle" mit dem Bürgertum verbunden. Obgleich Außenseiter, wurzelt er dennoch, wie der Dichter selbst, im Bürgertum. Menschliche Bindungen, Erlebnisse und Erfahrungen des Gefühlslebens haben sich seit seiner Kindheit ausschließlich im Rahmen der bürgerlichen Welt vollzogen. Auch die Begegnung mit dem Barmädchen und ihren Freunden macht keine Ausnahme, denn auch diese Menschen sind nicht etwa Proletarier, sondern Außenseiter der bürgerlichen Gesellschaft. Der Rettungsweg, der den Steppenwolf aus der Hölle dieses Daseins herausführen soll – Loslösung von der Erdenschwere durch Humor und den Blick auf die ewigen Werte –, ist nach des Dichters eigenen Worten ebenfalls ein versöhnlicher Ausweg; denn er „bleibt stets irgendwie bürgerlich, obwohl der echte Bürger unfähig ist, ihn zu verstehen". Haller trägt – genau wie der Dichter – dadurch, daß er sich mit dem Bestehenden abfindet, wider seinen Willen zum Fortbestand des Bürgertums bei; „denn dem Bürgertum gilt der umgekehrte Grundsatz der Großen: Wer nicht wider mich ist, der ist für mich!"

Von diesem begrenzten Standort her ist Hermann Hesse jedoch ein äußerst scharfer Kritiker des Bürgertums in dessen gegenwärtiger und – wie Hesse mit Sicherheit weiß – letzter Phase: des Bürgertums nämlich, das, wie Hesse sagt, die Erde zerstört, sie mit seinen Aktiengesellschaften aussaugt. Dieses Bürgertum ist unfähig geworden, eine Kultur hervorzubringen, es produziert nur noch eine Scheinkultur, die dem Dichter „in ihrem verlogenen und gemeinen blechernen Jahrmarktsglanz auf Schritt und Tritt wie ein Brechmittel entgegengrinst".

Überhaupt ist der Bürger kein Mensch, sondern ein Scheinmensch, unfähig, sich zu einem Individuum zu entwickeln. In der Erzählung „Kurgast", die dem „Steppenwolf" nahesteht und in der Hesse seine Abneigung gegen bürgerlichen Luxus, bürgerliche Konvention und den bürgerlichen Pseudopatriotismus zum Ausdruck bringt, hat der Kurgast Hesse einen Zusammenstoß mit einem verhaßten Bürger namens Kesselring. Hier eine Dialogstelle: „‚In der Tat sind Sie für mich ohne Wirklichkeit. Sie sind, so wie Sie sich mir darstellen, ohne jene überzeugenden Züge, die uns das Wahrgenommene zum Erlebten, das Geschehen zur Wirklichkeit machen. Sie existieren, mein Herr, dies kann ich nicht bestreiten. Sie existieren aber auf einer Ebene, welche einer zeitlich-räumlichen Wirklichkeit in meinen Augen ermangelt. Sie existieren, möchte ich sagen, auf einer Ebene des Papieres, des Geldes und Kredits ... Aber Sie haben nicht die Wirklichkeit, die mich bei jedem Stein oder Baum, bei jeder Kröte, bei jedem Vogel unmittelbar überzeugt.' ... Der Herr riß seine Augen sehr auf. ‚Wenn Sie nun aber zufällig meine Handfläche auf Ihrem Gesicht spüren sollten, wären

Sie dann von meiner Wirklichkeit überzeugt?' – ‚Sollten Sie dies Experiment ausführen, so wäre es erstens Ihr Schade, denn ich bin kräftiger als Sie und bin im Augenblick wunderbar frei von allen moralischen Hemmungen; aber außerdem würden Sie auch durch den so freundlich angebotenen Beweis Ihr Ziel nicht erreichen. Ich würde auf Ihr Experiment zwar mit jenem ganzen, so wundervoll spielenden Apparat der Selbsterhaltung reagieren, aber Ihr Angriff würde mich nicht von Ihrer Wirklichkeit, von der Existenz einer Person und Seele bei Ihnen überzeugen.'"

Mit der Erkenntnis seiner Stellung zum Bürgertum schärfte sich auch Hesses Blick für das politische Geschehen, so daß er die unheilvolle Entwicklung in Deutschland voraussah. Im Jahre 1931 schrieb er an Thomas Mann, daß eine „blutige Welle weißen Terrors" kommen werde. Und 1933 wußte er, daß der Krieg, vor dem er gewarnt hatte, nun vorbereitet wurde. Voll bitterer Enttäuschung zog er sich vom öffentlichen Leben zurück. „Ich habe mehrmals mit Leidenschaft ausgesprochen, daß ein echtes, wirklich lebenswertes Leben innerhalb unserer Zeit und ihres Geistes vollkommen unmöglich sei", heißt es in einem Brief vom Anfang der dreißiger Jahre. Wie sehr er darunter litt, das kommt außer im „Steppenwolf" am stärksten in der Gedichtsammlung „Krisis" (entstanden 1926/27) zum Ausdruck. In diesen Gedichten spricht sich eine solche Lebensqual und ein so beißender Spott aus, daß die Aussage mitunter die künstlerische Form sprengt. Das ist bei diesem Dichter, der ein Meister des Wortes und der künstlerischen Gestaltung ist, ein Ausnahmefall. „Krisis" – das war seine damalige Situation. Er wußte nicht, wie er weiterhin würde schreiben können, er zweifelte an dem Sinn und Wert der Kunst in dieser Epoche, in der das Bürgertum zugrunde geht. Doch er fand einen Weg, der weiter führte: „Dagegen sehe ich den Wert einer Übergangsliteratur, einer problematisch und unsicher gewordenen Dichtung darin, daß sie bekenntnishaft ihre eigene Not und die Not ihrer Zeit mit möglichster Aufrichtigkeit ausspricht." Die Gedichtsammlung „Krisis" bringt die ersten Zeugnisse dieses neuen künstlerischen Prinzips. Der unbedingte Wille zur Aufrichtigkeit spricht seitdem aus allen Werken und Äußerungen Hesses. Er fand für seine Aussage auch wieder die adäquate künstlerische Form, ja eine Form von höchster Vollendung, wie für den Roman „Das Glasperlenspiel".

Im „Glasperlenspiel", Hesses neuestem Werk, wird noch einmal seine Stellung zum Bürgertum, zur bürgerlichen Kultur, sichtbar. Es ist ein utopischer Roman, die Handlung spielt um das Jahr 2000. Der Dichter entwirft uns ein Phantasiebild von der Entwicklung der (bürgerlichen) Kultur und ihrer Stellung im gesellschaftlichen Leben eines zukünftigen Zeitalters. Dabei schaut er auf das gegenwärtige bürgerliche Leben zurück, auf das „feuilletonistische Zeitalter", das zur Hervorbringung einer Kultur unfähig ist.

Auch der Ort der Handlung, die „Provinz Kastalien", hat utopischen Charakter; das Land, zu dem Kastalien gehört, wird nicht genannt. Das Leben in Kastalien und den besonderen Charakter der dort gedeihenden Kultur schildert der Dichter mit aller Liebe; man spürt, wie sehr sein Herz daran hängt. Zwar ist die Kultur Kastaliens eine bürgerliche, aber sie ist ausgestattet mit den Zügen ihrer besten, klassischen Tradition. Die Humanisten der Renaissance haben daran einen großen Anteil, besonders mit ihrer Pflege des Lateins, und ebenso die bürgerlichen Humanisten bis in die Gegenwart hinein, bis zu Thomas Mann, der als „Magister Ludi Thomas von der Trave" erscheint.

Des Dichters Bilder von der Zukunft sind weniger prophetische Visionen als Wunschträume, über deren Irrealität, ja Unzulänglichkeit er sich nichts vormacht. Die größte Fragwürdigkeit der im „Glasperlenspiel" geschilderten Welt besteht darin, daß Kastalien vom Leben der Gesellschaft isoliert ist. Darin unterscheidet sich Kastalien wesentlich von Goethes „pädagogischer Provinz", an die es sonst in vielen Zügen erinnert. Bei Goethe leben die Jugendlichen nur für die Zeit ihrer Ausbildung abgetrennt von der übrigen Welt; die Bewohner Kastaliens jedoch verbringen im allgemeinen ihr ganzes Leben in ihrem abgeschlossenen Bezirk. Dieser Unterschied ist bezeichnend für die verschiedenen Epochen des Bürgertums, in denen beide Dichter leben. Das Bürgertum zu Goethes Zeit ist noch Träger der Kultur; und darum wird auch die Pflegestätte der Kultur, die er sich ausmalt, vom gesellschaftlichen Leben nicht isoliert. Hesse dagegen weiß, daß im bürgerlichen Leben seiner Zeit eine solche Pflegestätte humanistischer Kultur keinen Platz mehr hat. Mit der an sich folgerichtigen Isolierung Kastaliens ist sein geistiges Leben zur Sterilität und zum Untergang verdammt. Kunst kann dort nicht entstehen, sie ist aus Kastalien verbannt, so wie das Leben in seiner Fülle überhaupt: Frauen zum Beispiel gibt es in Kastalien nicht. Der Dichter läßt gegen Schluß des Romans seine Hauptgestalt, Josef Knecht, der zum vornehmsten Repräsentanten Kastaliens aufgestiegen ist, die ganze Problematik einer solchen Lebensform erkennen und ihn aus Kastalien fliehen. Kurze Zeit danach findet Josef Knecht den Tod. Kastalischer Geist und das wirkliche Dasein sind unvereinbar.

Hermann Hesse hat, trotz aller Liebe für seine kastalische Welt, sie doch in ihrer ganzen Fragwürdigkeit erkannt und gezeigt, und sie am Ende selbst widerlegt. Dabei ist sein Roman ebenfalls ein „Glasperlenspiel", ein Spiel, das zwar für den Dichter Leben bedeutet, aber in das wirkliche Leben der Gesellschaft nicht unmittelbar eingreift. Seine eigene Situation bezeichnet der Dichter ganz klar als die eines „letzten Glasperlenspielers": so lautet der Titel eines in den Roman eingestreuten Gedichts, das mit den Worten schließt:

... der Alte ruht
Im Trümmerfeld, die Perlen in der Hand,
Hieroglyphen, die einst viel besagten,
Nun sind sie nur noch bunte gläserne Scherben.
Sie rollen lautlos aus des Hochbetagten
Händen dahin, verlieren sich im Sand ...

Dem Bekenntnis zur humanistischen Tradition des Bürgertums, das Hesse im „Glasperlenspiel" niederlegt, kommt eine gewisse politische Bedeutung zu, so zeitfern und weltfremd der Roman auch anmuten mag. Denn dieses Bekenntnis wurde geschrieben in einer Zeit der schlimmsten Exzesse bürgerlichen Machtwillens: in der Nazizeit. Jener Zeit der Entmenschlichung und des drohenden Untergangs deutscher Kultur stellte der Dichter in seinem letzten Werk ein Zukunftsbild hochentwickelter Kultur entgegen. Der Dichter hat darauf nicht ausdrücklich hingewiesen, da er überhaupt seit den dreißiger Jahren direkte Zeitbezüge vermeidet. So läßt seine Dichtung auch kaum mehr erkennen, wie weit seine intellektuellen Einsichten in die gesellschaftlichen Verhältnisse gehen. Würde man das „Glasperlenspiel" unabhängig von sonstigen Äußerungen – in Briefen und Aufsätzen – zu verstehen suchen, so könnte man zu dem Schluß kommen, Hesse stelle sich die Entwicklung des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens wirklich so vor, wie er es dort gestaltet hat. Tatsächlich weiß er jedoch, daß die Kultur der Zukunft nicht von wenigen Auserwählten und schon gar nicht isoliert von den Massen geschaffen und gepflegt werden wird, sondern daß die Massen Träger der Kultur sein werden. Hesse hat diese Erkenntnis mehrmals ausgesprochen und weist auch im „Glasperlenspiel" kurz auf sie hin. Aber da sie dort nicht gestaltet ist, wird sie vom Leser kaum bewußt aufgenommen. Warum hat Hesse in seinem Roman nicht der Zukunft eine solche Gestalt gegeben, wie er sie wirklich voraussieht? Den Grund dafür wird man darin sehen müssen, daß er durch Herkunft, Erziehung, durch alle seine Erlebnisse an die vergehende Welt des Bürgertums gebunden ist. Und aus seinen Erlebnissen und seelischen Erfahrungen schöpft gerade Hermann Hesse für sein dichterisches Werk weit mehr, als aus intellektuellen Einsichten.

Wenn auch Hesse, der ja kein Marxist ist, vor der Diktatur des Proletariats zurückschreckt, so weiß er doch, daß die sozialistische Gesellschaftsordnung auf der gesamten Erde siegen wird. „Daß die sozialen Zustände am Ende der kapitalistischen Epoche nicht mehr lebensfähig sind und vom Aufstand der Benachteiligten weggefegt werden, ist unvermeidlich, insofern führt Truman einen ebenso vergeblichen Kampf wie Hitler" (aus einem Brief von 1950). Unbestechlich ist sein Blick für die Verfallserscheinungen in der bürgerlichen Welt. Ohne Konzessionen zu machen, stellt er die dro-

henden Zeichen einer antihumanistischen Entwicklung in Westdeutschland an den Pranger, die erneut zu einer ungeheuren Katastrophe führen kann, wenn die Menschen, die den Frieden wollen, dem schlimmen Treiben nicht Einhalt gebieten. Vorausschauend schrieb er 1947: „Im Augenblick, wo in Deutschland wieder irgend etwas wie Machtbildung möglich sein wird, wird sie versucht werden von denen, die an das heilige Deutschland, seine heilige Not, sein heiliges Leiden und sein ewiges Mannestum appellieren, und dann wird sehr rasch auch der Soldat und der Anspruch Deutschlands auf Macht, auf Herrschaft, auf Auserwähltheit wieder da sein."

Wie richtig Hermann Hesse die gegenwärtigen Verhältnisse in der kapitalistischen Welt erfaßt, zeigt vor allem ein Brief aus dem Jahre 1950 an einen Deutschen. Hesse hat ihn nicht nur in dem Sammelband „Briefe", sondern seiner großen Bedeutung wegen auch in einer westdeutschen Zeitung veröffentlichen lassen; er zeigt, wie sehr der Dichter bis in sein hohes Alter hinein, seit der Erfahrung des ersten Weltkrieges, in seiner Zeit steht, und wie unbeirrbar er heute wie vor vierzig Jahren seine Erkenntnisse vertritt. In dem Dokument heißt es:

„Danke für Ihren Brief, der mir so manches Interessante und Liebe bringt und der mich dennoch mehr erschreckt und befremdet als erfreut hat, denn er ist so voll von Symptomen der großen aktuellen Weltkrankheit, so erfüllt und gepreßt von einer verzweifelten Kriegsangst und Bolschewikenpanik, daß man darauf nur antworten kann: ‚Ja, wenn Ihr im deutschen Westen wirklich so völlig mutlos und verzweifelt schon den ersten Attacken einer Massenpsychose und eines Nervenkrieges erlieget, dann freilich werden wir sehr bald den von Euch an die Wand gemalten und so widerstandslos und kindisch erwarteten Krieg haben.'

Wenn der Brief, den Sie mir geschrieben haben, nicht von Ihnen käme, einem Mann, den ich als klug und belesen kenne und der mich bisher oft der Übereinstimmung seiner Gesinnung und Anschauungen mit den meinigen versichert hat, oder wenn er nur die einmalige Äußerung eines einzelnen wäre, in einer verzagten Stunde hingeschrieben, so würde ich nicht auf ihn antworten. Aber die gleiche aufgepeitschte, hysterische Kriegsangst, die gleiche Anfälligkeit für Gerüchte, die gleiche blinde Hinnahme von satanischen Suggestionen und die gleiche törichte, ungeprüft weitergegebene Meinung, daß es nun selbstverständlich wieder das ‚arme Deutschland' sei, das den Schauplatz der kommenden Greuel abgeben müsse, steht auch in vielen anderen Briefen, Aufsätzen und andern Mitteilungen, die mir von drüben zugehen. Man hat Angst, man zittert vor Feigheit, man atmet das Gift der Aufpeitschung, der Gerüchte und Lügen mit einer selbstquälerischen Sensationslust ein, und schwatzt verantwortungslos und kritiklos nach, was die Angstmacher und Kriegshetzer einblasen. Genau wie Ihr einst, es ist noch

nicht lange her, Euch von Hitlers Propaganda die Todesangst vor den Bolschewiken so lange habet einschwatzen lassen, bis das ganze Volk bereit war, wieder einen Krieg auf sich zu nehmen, so machet Ihr heute den Leuten, die am Zustandekommen eines neuen Krieges interessiert sind, die Freude, ihrer Reklame und Propaganda wie Behexte Glauben zu schenken und zuzustimmen.

Lieber Freund, ein Krieg kommt nicht aus dem blauen Himmel herab, er muß gleich jeder andern menschlichen Unternehmung vorbereitet werden, er bedarf der Pflege und Mitwirkung vieler, um möglich und wirklich zu werden. Gewünscht aber, vorbereitet und suggeriert wird er durch die Menschen und Mächte, denen er Vorteil bringt. Er bringt ihnen entweder direkten baren Geldgewinn wie der Rüstungsindustrie (und sobald Krieg ist – wie unzählige vorher harmlose Gewerbe werden da zu Rüstungsgeschäften und wie automatisch strömt das Kapital diesen Geschäften zu!) oder er bringt ihnen Gewinn an Geltung, Achtung und Macht wie etwa den stellenlosen Generälen und Obersten. So sind zum Beispiel an der Wiederaufrüstung von Deutschland, Japan und anderen zur Zeit militärlosen Ländern viele Tausende und Zehntausende interessiert, Leute mit harten Rechnerseelen oder ehrgeizigen Kriegerseelen, und zu den Mitteln, mit denen diese Leute den von ihnen gewünschten Krieg vorzubereiten bemüht sind, gehört die Verbreitung der Unsicherheit und Angst – und Ihr, Freunde, die Ihr dieser Ansteckung erlieget, helfet dadurch mit, den Krieg zu ermöglichen und herbeizurufen. Daß man Euch nach dem, was Ihr seit 1914 bis heute erlebt habet, noch darüber aufklären muß, ist traurig und beschämend . . .

Wir Freunde des Friedens und der Wahrheit, Sie und ich, dürfen nicht diesen Geschäftemachern und Strebern Gehör schenken und helfen, wir müssen stets zu unsrem Glauben stehen, daß es andre Wege zum Frieden und andre Mittel zur Ordnung und Entgiftung der Welt gibt als die Bomben und den Krieg."

Wolfgang Jobo

FLUCHT INS ABENTEUER

Plötzlich, nachdem es die ganze Nacht über gestürmt hatte, war der Frühling gekommen. Thomas Ramuz spürte die jähe Veränderung sofort beim Erwachen, er witterte sie mit allen Sinnen selbst in seinem Mietshauszimmer mitten im steinernen Gewirr der Großstadtstraße. Mit leise kratzendem Geräusch hüpften die Spatzen auf dem Sims vor seinem Fenster hin und her; und ihr Schilpen klang lebhafter und fröhlicher als sonst. Ab und zu fegte ein Windstoß durch die Straße und rüttelte an den Läden. Thomas glaubte seinen frischen Luftzug durch die Ritzen hindurch zu spüren und einen feucht-frischen Duft nach Erde zu riechen. Er hatte heute erst mittags Dienst; und es machte ihm Freude, vom Bett aus den Gerüchen und Geräuschen lauschen und das Spiel der Sonnenkringel an Wand und Decke beobachten zu können. Er stellte sich vor, er befinde sich drunten im Haus am Hang und brauche nur die Tür zu öffnen und wenige Schritte zu gehen, um mitten im Garten zu stehen.

Während er so lag und an das Haus am Hang dachte und an die doppelte Heimat dort und die hier, wurde er sich zum erstenmal deutlich bewußt, daß sich die Waage zugunsten dieser einst fremden Stadt geneigt hatte. Das Leben hier hatte ihn fest gepackt. In den ersten Monaten hatte er manchmal mit dem Gedanken an eine Rückkehr gespielt; dieser Gedanke war so etwas wie ein Rückhalt gewesen, wenn Mißmut und Enttäuschungen ihn übermannt hatten. Heute war dafür kein Raum mehr. Das geruhsame Leben im Haus am Hang im Kreis der Familie hatte seine Anziehungskraft verloren und erschien wie ein blaß gewordenes Bild. Die Verpflanzung in ein neues Erdreich schien also geglückt. Mit dieser Feststellung stand er auf.

Ja, er hatte sich eingewöhnt, aber in mancher Hinsicht hatten sich die Beziehungen zu den Menschen, mit denen er als Arzt im Krankenhaus zusammenarbeitete, nicht gebessert. Dies betraf vor allem nach wie vor sein Verhältnis zu der Oberschwester Elfriede Hermann. Sie lag wie ein Block auf seinem Wege. Bei ihr stieß er immer wieder auf eine fast unüberwindliche Mauer unausgesprochenen und zuweilen auch geäußerten Mißtrauens. Es genügten lächerliche Kleinigkeiten, um dieses Mißtrauen immer aufs neue zu beleben. Wenn Thomas sich zum Beispiel in ihrer Gegenwart mit dem Chefarzt Burmann unterhielt, fühlte er manchmal den kritisch prüfenden,

wachsamen, ja fast feindseligen Blick der Oberschwester auf sich ruhen und wußte, daß sie in ihm, wenn nicht gerade einen Abtrünnigen, so doch einen sah, der jederzeit abtrünnig werden könnte. Das demütigte ihn und trieb ihm das Blut in die Wangen. Glaubte sie wirklich, er habe Burmanns Spiel nicht längst durchschaut? Maschke, der Verwalter des Krankenhauses und Vorsitzende der Parteiorganisation, mit dem ihn ein gutes, fast herzliches Verhältnis verband, suchte zu vermitteln, aber er tat es, fand Thomas Ramuz, etwas allzu lau und unentschieden. Er vermochte sich wohl gegen die stärkere Persönlichkeit von Elfriede Hermann nicht durchzusetzen. Vielleicht wollte er es auch gar nicht.

Diesen Eindruck gewann Thomas, als er, erregt über ein besonders krasses Verhalten der Oberschwester, sich bei ihm beschwerte. „Solche Menschen wie die Kollegin Hermann sind ein Verhängnis, nicht nur für uns hier im Krankenhaus! Sie kommt mir, entschuldigen Sie schon, Kollege Maschke, vor wie die Priesterin einer Sekte von Auserwählten, die eifersüchtig darüber wacht, daß die richtige Idee wie ein Monopol einem kleinen Kreis vorbehalten bleibt, aber nicht wie das Mitglied einer Massenpartei. Und wozu führt das? Zu einer Isolierung und gefährlichen Zweiteilung in Ordensbrüder und Laien, Menschen höherer und solche niederer Ordnung, Inhaber der Wahrheit und unsichere Elemente!"

Maschke hob mit einem eigentümlich gequälten und unsicheren Lächeln, aus dem Thomas nicht recht klug wurde und das ihm nicht gefiel, die Hand. „Sie übertreiben, Doktor Ramuz, Sie übertreiben und überspitzen! Es mag vielleicht ein Körnchen Wahrheit an dem sein, was Sie sagen. Aber Sie begehen den Fehler, die Schwächen einzelner – und wer von uns hätte solche Schwächen nicht – unter einem Vergrößerungsglas zu sehen und sie außerdem zu verallgemeinern. Sie wissen gut, daß wir alles andere wollen als eine solche Zweiteilung und daß wir jede Art von Isolierung und Sektierertum bekämpfen. Elfriede Hermann ist, das sagte ich Ihnen schon einmal und ich muß es ausdrücklich nochmals betonen, eine gute, tüchtige, fähige und sehr verdienstvolle Genossin. Sie mag manchmal übers Ziel hinausschießen; aber sie tut auch das schließlich in bester Absicht und aus gutem Grund: Sie ist wachsam."

Die Worte Maschkes überzeugten Thomas nicht, ja sie enttäuschten ihn. Er hatte das Empfinden, der Verwalter verteidige die Schwester Hermann, nicht weil er ihr Recht gab, sondern weil sie zum Orden gehörte, Thomas Ramuz aber nicht. „Wachsamkeit ist gut und nützlich – wer wollte das bestreiten? Aber wie alles kann sie in der Übertreibung schlecht und schädlich werden. Das muß ich Ihnen sagen, der Sie *mich* der Übertreibung zeihen. Es ist eines, Gegner zu entlarven, und ein anderes, Freunde zurückzustoßen, Kollege Maschke!"

Er hatte heftig gesprochen, und auch die Erwiderung von Maschke war heftig. „Zurückgestoßen ist nur, wer sich zurückgestoßen fühlt, Doktor Ramuz!“ Im Gefühl, vielleicht etwas zu weit gegangen zu sein, fügte er begütigend hinzu: „Sie dürfen die Flinte nicht so schnell ins Korn werfen! Man muß die Menschen erobern. Das ist eine langwierige und schwierige Sache. Sie gehören zu uns, ich weiß es. Verlieren Sie den Mut nicht. Eines Tages werden es auch die wissen, die heute vielleicht noch nicht ganz davon überzeugt sind ...“ Maschke sah ihn dabei mit einem Lächeln an.

Das Gespräch brachte keine Entspannung – im Gegenteil: Thomas Ramuz ging mit dem Gefühl, daß der Verwalter nicht der gerade und starke Mensch war, für den er ihn einmal gehalten hatte. Und es war ihm, als habe er eine Stütze und fast einen Freund verloren.

In dieser Meinung wurde er bestärkt, als ihn der Zufall zum unfreiwilligen Ohrenzeugen eines kurzen Gesprächs zwischen Maschke und Elfriede Hermann machte, oder vielmehr nur einiger Wortfetzen, die Thomas zu hören bekam, als er sich im Arztzimmer befand und die beiden auf dem Korridor vorübergingen. „Ja, du hast recht, er ist ein recht schwieriger Mensch“, hörte er den Verwalter sagen, „die kleinen Dinge und die persönliche Empfindlichkeit spielen bei ihm eine große Rolle und verwehren ihm den Blick auf die große Linie.“ – „Die bürgerlichen Eierschalen“, bemerkte Elfriede Hermann sachlich. Das war alles. Es war nicht einmal sein Name gefallen; aber es war wohl kein Verfolgungswahn, wenn Ramuz die Worte auf sich bezog. Er hatte eine Empfindung wie einer, der, nachdem er mühselig emporgeklommen ist, einen Berg hinabstürzt. Er war wieder einmal allein, war es vielleicht immer gewesen ...

Wenn er nach dem anstrengenden Dienst im Krankenhaus durch die öden, ärmlichen, häßlichen und nach Einbruch der Dunkelheit fast ausgestorbenen Straßen einer provinziell gewordenen Stadt ging, die das Gesicht einer Metropole völlig verloren hatte, wenn er in die mißmutigen, verkümmerten und verärgerten Gesichter der Menschen blickte, die hundertfältig denen im Krankenhaus glichen, und im Vorübergehen Fetzen von Gesprächen aufnahm, dann ergriffen ihn Resignation und Verzweiflung. Man muß die Menschen erobern, hatte Maschke gesagt. Ein großes Wort. Aber war es überhaupt der Mühe wert, die eigene Kraft an Menschen zu verschwenden, die sich treiben ließen und dumpf auf einen warteten, der sie aus der Not befreien und ihnen ihr geliebtes gewohntes Dasein aus der angeblich so guten alten Zeit wiederbringen würde? Er wußte, was Maschke, Elfriede Hermann und viele andere ihm darauf entgegnen würden. Er hörte im Geist ihre Argumente. Aber sie erschienen ihm plötzlich wie eine hohle Deklamation, gedankenlos wiederholt wie Gebete in der Kirche. Und er hatte jene, die solche Argumente gebrauchten, im Verdacht, daß sie pflichtgemäß

immer die gleichen Worte wiederholten, ohne im Innersten mit aller nötigen Kraft und Leidenschaft von ihrem Sinn überzeugt zu sein. Mit jäher Plötzlichkeit spürte er, wie leer sein Leben außerhalb der schützenden Mauern des Krankenhauses und seines ärztlichen Berufes war. Wenn die anderen ihren Heimen, ihren Familien zustrebten, blieb er allein zurück, wie ein Verlorener fast, nicht wie ein geachteter Mann in Amt und Würden. Was man Privatleben nennt, existierte für ihn kaum. Es bestand in nicht viel mehr als im hastigen Hinunterschlingen einer schlechten und ungenügenden Mahlzeit in irgendeinem der wenigen Restaurants, in der Rückkehr in ein Zimmer mit fremden Möbeln, in dem seltenen Besuch eines Konzertes, einer Theateraufführung, in der Lektüre eines Buches, über der ihm meist vor Erschöpfung die Augen zufielen. Thomas Ramuz lebte während des Dienstes in einer ständigen Spannung – das taten andere auch, und er beklagte sich nicht. Aber es gab keine Entspannung, wenn sich die Tore hinter ihm geschlossen hatten.

Dies alles wurde erst ins klare Bewußtsein gerückt, als ihn eines Abends nach Dienstschluß der Chef, Burmann, überraschend ansprach. „Kollege Ramuz, Sie sind ein tüchtiger Arzt, unermüdlich – alle Achtung. Aber nehmen Sie es mir als einem Älteren nicht übel, wenn ich es Ihnen sage: Sie kapseln sich ab, Sie sind einsam, Sie gönnen sich keine Freude. Das ist auf die Dauer nicht gut, meinen Sie nicht? Nicht gut für Sie und nicht gut um der Sache willen. Der Organismus und noch mehr die Seele – wenn ich mich als Chirurg einmal in das Ressort des Herren Psychiater einmischen darf – haben Entspannung nötig."

Burmanns Worte verblüfften, ja verwirrten Thomas, denn sie kamen gerade von dieser Seite unerwartet. An echte Fürsorge des Chefs glaubte er nicht. Schließlich standen sie nicht gerade freundschaftlich miteinander. Was also steckte dahinter? Wollte er ihn prüfen, wollte er irgendeine schwache Stelle ausfindig machen, führte er etwas gegen ihn im Schilde? „Einsam? Ich glaube nicht, daß ich es bin, Kollege Burmann", meinte er nach einer Pause, nicht ganz zutreffend. Aber von seinem ungestillten und zuweilen plötzlich und schmerzlich spürbaren Hunger nach menschlichen Beziehungen wollte er nicht sprechen, und schon gar nicht von jenen Erlebnissen, die wie ein Licht die Einsamkeit durchbrachen. „Und was das Ausspannen betrifft, so glaube ich, daß wir es uns augenblicklich einfach nicht leisten können."

In theatralischer Abwehr hob der Chef die Hände. „Oh, Sie Puritaner! Arbeit, Pflicht, ernste Zeiten – ich kenne diese Töne! Sie und Ihresgleichen, wie zum Beispiel diese Oberschwester Hermann, deren Tüchtigkeit ich im übrigen nicht weniger lobe als die Ihrige, kommen mir manchmal vor wie der Bußprediger Savonarola im lasterhaften Florenz. Nur gehen Ihre

Träume nicht auf ein herrliches Jenseits wie jene des Mönches, sondern auf eine nicht weniger rosenrote irdische Zukunft. Man könnte sich unter euch wirklich recht schlecht vorkommen. Aber sehen Sie, ich habe nun einmal keine Neigung dazu. Arbeiten – selbstverständlich; auch ich habe meinen gehäuften Packen Arbeit. Aber ich brauche auch das Gegengewicht, den Ausgleich. Nicht, wie Sie vielleicht vermuten, den Taumel, irgendein Laster, sondern einfach die private Sphäre, die Tür, die ich hinter mir zumachen kann und zu der nur ich den Schlüssel habe. Das scheint mir doppelt notwendig in einer Epoche, die wie ein Moloch, wie ein Leviathan den ganzen Menschen in Anspruch nehmen und verschlingen will. Sie wollen die Menschheit beglücken – gut, das ist Ihre Sache, und ich will und kann Sie daran nicht hindern. Aber Sie machen darüber die Menschen, nicht zuletzt sich selbst unglücklich ..."

Thomas wollte ihn unterbrechen, aber Burmann fuhr schnell fort: „Ich weiß, ich weiß, Sie haben natürlich wieder hundert treffende Argumente gegen meine individualistischen Anschauungen zur Hand. Sie und Ihresgleichen haben immer unwiderlegliche Argumente, vor denen man sich vorkommen könnte wie ein dummer Junge, der die Anfänge des Denkens noch nicht begriffen hat. Das Merkwürdige dabei ist nur, daß diese Gründe, auch wenn man ihnen nichts entgegenhalten kann, dennoch die überwiegende Mehrzahl nicht befriedigen ... Aber ich ereifere mich, was nicht meine Absicht war. Sie sind ein seltsamer Typ, Ramuz; im Gespräch mit Ihnen gerät man immer ins Grundsätzliche, ins Weltanschauliche. Im Grunde ein so recht deutscher Typ. Ich wollte Sie eigentlich nur fragen, ob Sie heute abend etwas vorhaben. Wenn nicht, möchte ich Sie, auch im Namen meiner Frau, bitten, bei uns zu Hause eine Flasche Wein zu trinken."

Thomas Ramuz hatte eine ablehnende Antwort schon auf der Zunge. Dieser Burmann hatte ihn einmal angezogen. Er war ihm inmitten der wispernden, flüsternden, ängstlichen oder hämischen Menschen des Krankenhauses wie eine kraftvolle, runde Persönlichkeit vorgekommen. Nun aber war er seiner überdrüssig geworden. Was er einmal für einen Ausdruck von Kraft gehalten hatte, entpuppte sich als Kraftmeierei, als der künstlich und krampfhaft aufrecht erhaltene Versuch der Selbstbehauptung in einer Welt, die den Vorstellungen des Chefs nicht mehr entsprach. Eine nähere Beziehung mit ihm erschien Thomas darum als fruchtlos. Er konnte den Alten nicht bekehren, nicht ändern, dazu war Burmann zu fest in seiner Welt verwurzelt. Warum also sollte er die Einladung annehmen? Er habe schon etwas vor, wollte er erwidern. Aber dann kam er sich lächerlich vor, fast wirklich wie ein solcher Puritaner, als den ihn Burmann hinstellte. Es war wahrhaftig weit mit ihm gekommen, wenn er schon die Einladung zu einer Flasche Wein zu einer Prinzipienfrage machte! „Ich nehme Ihre Einladung

gerne an, Kollege Burmann." Was er sich nicht eingestand, nicht eingestehen wollte, war, daß er sich auf diesen Abend freute wie ein Kind, daß er glücklich war, einmal seinen vier Wänden entrinnen zu können.

Vor Thomas Ramuz tat sich mit dem Augenblick, da er Burmanns Wohnung betrat, eine fremde oder doch längst entschwundene Welt auf. Sie hatten daheim, im Haus am Hang, wenn nicht im Reichtum, so doch in bürgerlicher Wohlhabenheit gelebt. Aber das schien fast sagenhaft lange her. In dem behaglichen Heim Burmanns und seiner schönen, eleganten Frau hatte Thomas den Eindruck, die Zeit sei bei einer vergangenen Epoche stehengeblieben. Es war ihm, als sei er in eine zauberhafte Welt versetzt, die nicht selbst unwirklich war, sondern vielmehr den Alltag draußen unwirklich erscheinen ließ. Und je mehr die Stunden wie im Fluge dahinglitten, um so wohler fühlte er sich. Unter dem Einfluß solcher Stimmung und des ungewohnten schweren französischen Rotweins ließ er sich wie auf einer Woge treiben.

„Unser tüchtigster Arzt", stellte ihn der Chef seiner Frau vor; und das Lächeln, mit dem Gloria Burmann ihm die Hand reichte, verriet Thomas, daß der Chef schon über ihn gesprochen hatte. „Ein Wahrheitssucher", fügte der Gastgeber mit einer Spur freundlichen Spotts hinzu. „Aber auch einer, der die Wahrheit sagt. Das eine ist gut für einen Arzt, das andere freilich nicht immer, wenigstens soweit es die Patienten betrifft. Ihnen soll und muß man sie zuweilen vorenthalten, erstens weil sie für ihren Zustand nicht immer nützlich ist, zum andern, weil wir Ärzte uns nie ganz in die Karten sehen lassen dürfen. Darin besteht ein großer Teil unserer Wirkung und unseres Erfolgs. Schließlich sind wir trotz aller Zivilisation für die Kranken noch immer so etwas wie die Medizinmänner für die Wilden. Wir sind für sie von Geheimnissen umwittert, und ich glaube, das ist gut so." Er machte, während die Frau zu Tische bat, eine entschuldigende Geste. „Aber keine Philosophie heute und vor allem keine Fachgespräche! Sie seien von hier verbannt."

Der Chef war wie verwandelt. Man unterhielt sich über Bücher, Bilder, Musik, und obwohl seine Frau hier sicherer und interessierter war, verriet auch Burmann eine wenn nicht außergewöhnliche, so doch bemerkenswerte Kenntnis. Thomas stellte es nicht ohne Staunen fest; es paßte nicht zu dem Nur-Chirurgen, für den sich der Chef selbst so gerne ausgab und für den auch er ihn gehalten hatte.

Ungleich stärker freilich fühlte sich Thomas Ramuz von Frau Gloria angezogen, die ihm nicht nur mit selbstverständlicher Liebenswürdigkeit, sondern mit Herzlichkeit und ungeheucheltem persönlichem Interesse begegnete. Ihre Worte bestätigten, daß sie durch ihren Mann schon einiges von Thomas

wußte. Anfangs verwirrte ihn das, dann war es ihm angenehm, weil dadurch eine Vertrautheit zwischen ihr und ihm geschaffen wurde, wie sie ein erster Besuch allein so schnell nicht hätte bringen können. Er gab sich keine Rechenschaft darüber, warum diese Frau ihn anzog, warum ihre Gegenwart ihn erregte. Jedenfalls gewann ein Blick, den sie ihm zuwarf, ein an ihn gerichtetes Wort aus ihrem Munde, eine zufällige Berührung, wenn sie ihm ein Glas oder eine Platte reichte, Bedeutung für ihn, ja wurde schließlich zum einzigen, was überhaupt Bedeutung hatte. Der ganze Abend verwandelte sich in ein stummes Abenteuer zwischen ihm und ihr, ein Abenteuer im übrigen, von dem wohl nur er wußte. Thomas fühlte sich mit der Frau allein und vergaß die Anwesenheit ihres Mannes.

Es waren schon Stunden vergangen, aber Thomas sah nicht auf die Uhr. Er fürchtete nur eines, soweit er überhaupt in seinem Zustand des Wohlbehagens Furcht empfand: Dieser Abend würde irgendwann einmal zu Ende gehen, und er würde allein drunten auf der Straße stehen. Manchmal fühlte er plötzlich den Blick des Chefs auf sich ruhen und schrak zusammen. Ahnte oder wußte gar Burmann etwas von dem, was in ihm vorging? Machte er sich insgeheim über den angeblichen Puritaner lustig, der der ersten Verlockung zum behaglichen Leben nicht widerstehen konnte? Oder war vielleicht sogar dies alles, die Einladung wie auch die betonte Herzlichkeit der Frau, ein abgekartetes Spiel, ein Netz, in das man ihn lockte? Im nächsten Augenblick lachte Thomas über solche Phantasien und verspottete seine Gespensterfurcht. Und als ein Blick Gloria Burmanns ihn traf, ließ mit einemmal eine ganz andere Vermutung sein Herz schneller schlagen: Bestand nicht im Gegenteil ein stillschweigendes Einverständnis zwischen ihm und dieser jungen Frau, die ihm über ihren Mann hinweg zulächelte und ihm ohne Worte sagte: Ich gehöre zu dir? . . .

Es mußte schon recht spät sein, als im Nebenzimmer das Telefon läutete. Burmann murmelte ärgerlich, daß man als Arzt nicht einmal nachts seine Ruhe habe, stand auf, entschuldigte sich bei dem Gast und verschwand im Nebenzimmer. Thomas und die Frau saßen sich allein gegenüber. Das Herz schlug ihm bis zum Halse, und er empfand eine kaum erträgliche Spannung. Spürte sie auch etwas davon? Unsinn, natürlich nicht! Dies alles existierte ja nur in seiner Phantasie! Er sprach nicht, weil er fürchtete, seine Stimme könnte ihn verraten. Er wagte nicht aufzublicken, aus Angst, die Frau würde ihm seine Gedanken vom Gesicht ablesen. Und er war sich doch gleichzeitig bewußt, wie lächerlich seine Stummheit und seine Schüchternheit wirken und wie sehr gerade sie seinen Zustand enthüllen mußten.

Da schreckte ihn ihre Stimme auf. „Sie leben ziemlich allein. Sie müssen öfter zu uns kommen, Herr Ramuz, ich würde mich sehr freuen. Versprechen Sie mir das?“ *Ich* würde mich freuen, hatte sie gesagt. War das Zufall, kon-

ventionelle Liebenswürdigkeit oder mehr? Thomas vernahm von nebenan wie durch eine Watteschicht die Stimme des Chefs am Telefon und hatte den Wunsch, daß er noch lange sprechen möge. Oder wie wäre es, wenn er abberufen würde mitten in der Nacht, zu einer dringenden Operation? Nun, er, Thomas, würde natürlich aufstehen, um sich zu verabschieden. Aber die Frau würde sagen: Aber bleiben Sie doch ruhig, mein Mann wird gewiß in einer halben Stunde zurück sein. Und er würde bleiben, natürlich würde er bleiben ... Indessen wartete Frau Gloria auf eine Antwort, sah ihn mit einem Lächeln an und wiederholte: „Versprechen Sie mir das, Herr Ramuz?" Es war merkwürdig, wenn er nun keine Antwort gab. Es war schon befremdlich und unhöflich, daß er so lange gezögert hatte. „Ja", sagte er heiser. Der Blick, mit dem sie ihn ansah, zeigte ihm plötzlich, daß sie, hellsichtig und hellhörig als eine erfahrene Frau, um seinen Zustand wußte. Und er fügte etwas leiser hinzu: „Wir könnten uns auch einmal treffen."

Das war taktlos und lächerlich zugleich – er fühlte es. Ich bin ja betrunken, dachte er. Ich habe sie wie ein junges Mädchen zu einem Stelldichein aufgefordert. Sie wird mich zurechtweisen wie einen Schuljungen, oder sie wird mich hinauswerfen ...

Sie indessen sah ihn mit einem Ausdruck an, den er nicht enträtseln konnte, ein wenig erstaunt, ein wenig verständnisvoll, vielleicht sogar eine Spur belustigt – aber nicht empört. Das Erscheinen ihres Mannes enthob sie einer Antwort. „Es war natürlich alles halb so wichtig, eine überflüssige Störung", bemerkte er ärgerlich und setzte sich. So blieb alles in der Schwebe, ungeklärt, ungewiß ... Thomas wußte nicht, ob er enttäuscht war oder erleichtert. Aber eines wußte er: er konnte jetzt nicht länger bleiben. „Es ist sehr spät geworden, ich muß mich verabschieden", sagte er. Man widersprach ihm der Form halber, hielt ihn aber nicht zurück, als er aufstand. Der Chef brachte ihn zur Tür. Die Frau reichte ihm die Hand. „Auf Wiedersehen, Herr Ramuz." Das konnte eine Antwort sein oder auch eine Phrase...

Erst als er draußen auf der Straße in der kalten Nachtluft stand, wurde sich Thomas seiner Trunkenheit bewußt. Der Versucher führte ihn auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Schätze der Welt ... Diese Worte gingen ihm im Kopf herum, und er lachte schallend auf. Ja, ich bin betrunken! Und ich bin allein! Er ging zu Fuß nach Hause; es fuhr keine Bahn mehr. Der lange Weg machte ihn nüchtern. Und er erschrak. Er hatte sich benommen wie ein Jüngling, wie ein Pennäler, der zum erstenmal eine Frau sieht, und nicht wie ein vierzigjähriger Mann. Und natürlich hatten sie es beide bemerkt, die Frau und auch Burmann. Es ist nicht soweit her mit diesen Puritanern, würde der Chef ironisch vielleicht in diesem Augenblick feststellen. Dieser Ramuz ist im Grunde nichts anderes als einer jener Füchse, die die Trauben für sauer erklären, weil sie ihnen zu hoch hängen ... Und sie,

Gloria? An sie dachte er auch in seinem nüchternen Zustand nicht ohne Erregung. Vielleicht würde sie ein wenig lächeln bei sich, aber verurteilen würde sie ihn nicht. Das taten Frauen nie, wenn sie spürten, daß sie Eindruck auf einen Mann gemacht hatten.

Nun, der Chef behielt entweder seine Beobachtungen für sich, oder er hatte wirklich nichts gemerkt. Ganz unbefangen sprach er andern Tags von dem netten Abend, den sie miteinander verbracht hatten. „Wir müssen öfter zusammenkommen, Kollege Ramuz!“, und dann, ohne Augenzwinkern und ohne Hintergründigkeit: „Übrigens haben Sie bei meiner Frau offenbar einen großen Stein im Brett.“

Thomas gingen diese gleichmütig und nebenbei gesprochenen Worte des Chefs lange nicht aus dem Kopf. Immer wieder trat die Gestalt Gloria Burmanns vor ihn hin und verband sich mit abenteuerlichen Wünschen, die am Ende vielleicht gar nicht so abseits einer Verwirklichung lagen. Einige Male war er sogar nahe daran, Frau Burmann zu besuchen. Was war schließlich dabei? Er hatte einen Stein bei ihr im Brett. Warum sollte es nicht möglich sein, daß er das ganze Feld beherrschte? Ähnliches ereignete sich tagtäglich überall, und man war längst gewohnt, es selbstverständlich zu finden. Aber dann verwarf er all diese Gedanken als Hirngespinste. Nein, soweit war es noch nicht mit ihm gekommen! Und schließlich tauchte Glorias Bild immer seltener in seinen nutzlosen Träumen auf. Und als es ganz blaß geworden war, trat ein Ereignis ein, das dazu angetan war, es vollends verschwinden zu lassen.

Auf seiner Station lag mehrere Wochen lang eine dreißigjährige Lehrerin namens Hanna Werner, einzige Tochter der Witwe eines höheren Beamten. Sie sah weder wie eine Lehrerin aus noch wie eine Dreißigjährige, und sie hatte in ihrem Wesen auch nichts von einer höheren Beamtentochter. Sie war klein, hübsch, ein wenig rundlich, hatte eine Stupsnase und glich einem spitzbübischen jungen Mädchen Anfang der zwanzig. Sie mußte liegen, hatte aber keinerlei Schmerzen und machte den Eindruck einer höchst vitalen Gesunden, obwohl ihr Fall langwierig und nicht ganz ungefährlich war. Als Patientin war sie ebenso widerspenstig und ungeduldig wie in den Streitgesprächen, die sie und der Arzt Ramuz nach glücklicher Überwindung der Krise in den Tagen ihrer Genesung führten. Thomas amüsierte sich zuerst über sie wie ein Älterer über ein Kind, obwohl er kein Älterer und sie kein Kind war – bis er eines Tages mit Verwunderung entdeckte, daß er ganz einfach in dieses muntere und ungeduldige Mädchen verliebt, und zwar ziemlich heftig verliebt war. Auch sie sah ihn nicht ungern an ihrem „Schmerzenslager“, wie sie sich ironisch ausdrückte; und der Streit mit ihm war für sie eine höchst angenehme Abwechslung in der Langeweile des Kranken-

hausaufenthalts. Thomas scheute sich im allgemeinen vor jeder engeren persönlichen Bindung zu Kranken und verurteilte sie scharf bei seinen Kollegen. Die Patienten waren für ihn tabu. Bei Hanna Werner machte er zum erstenmal eine Ausnahme, wobei er sich vor sich selbst damit entschuldigte, daß sie ja schon keine richtige Kranke mehr sei; er verbarg seine Zuneigung nicht, und es war ihm ganz gleichgültig, was die anderen darüber denken mochten. Als sie entlassen wurde, empfand er auf der einen Seite Bedauern, aber auf der andern freute er sich auch, denn damit war sie in den Kreis der normalen Menschen zurückgekehrt, und er brauchte seine Neigung nicht mehr zu unterdrücken. Es war für ihn eine ausgemachte Sache, daß er sie wieder treffen würde; sie war auch nicht abgeneigt, und beide begegneten sich am ersten freien Sonntag.

Diese Begegnung verlief etwas merkwürdig und endete auf eine überraschende Weise. Sie trafen sich draußen vor der Stadt, gingen stundenlang in einem Tempo, das ebenso lebhaft war wie ihre Gespräche, kreuz und quer durch den Wald, ohne auf den Weg zu achten. Sie waren schon nach wenigen Minuten derart in Streit miteinander verwickelt, daß sie begannen, ernstlich aufeinander wütend zu werden, und sich gegenseitig mit aller Deutlichkeit und Offenheit versicherten, sie fänden einander unausstehlich. Das hinderte sie freilich nicht daran, ihre Unterhaltung fortzusetzen, die sich, wie schon ihre Gespräche im Krankenhaus, nicht um irgendwelche großen politischen oder philosophischen Probleme drehte, sondern um Liebe, Ehe, Mann und Frau. Hanna fand die von Thomas aus Freude an ihrem Widerspruch absichtlich überspitzt vorgebrachte Auffassung, die Frau sei und bleibe der ruhende Pol im Leben des Mannes, rückschrittlich, lächerlich, erniedrigend und unwürdig, während er ihr ebenso offenherzig erklärte, sie sei ein anachronistischer Blaustrumpf mit verdrängten weiblichen Minderwertigkeitskomplexen und eine armselige Theoretikerin, die vom wirklichen Leben Vorstellungen habe wie ein Blinder von der Farbe. Zuweilen blieben sie vor Erregung stehen, und es fehlte nicht viel, so wären sie handgemein geworden. Dabei waren beide, auch während sie sich die wütendsten Argumente an den Kopf warfen, insgeheim klar darüber, daß sie maßlos und ganz bewußt übertrieben.

Thomas war der erste, der zugab, daß er den Streit nur auf die Spitze getrieben und manche Dinge gesagt habe, die er selbst nicht glaube, weil ihm Hannas Erregung Spaß mache und weil sie, wenn sie sich ereifere, so rot werde und so hübsch aussehe. Sie errötete über dieses Geständnis noch mehr, geriet in Zorn, und als er ihr gar sagte, sie würde ihre ganzen klugen Theorien über Bord werfen, sobald ein passabler Mann ihr seine Liebe gestehen würde, packte sie ihn schmerzhaft am Arm und schrie ihm ins Gesicht, er sei ein widerlicher Bourgeois und das Musterbeispiel eines zyni-

schen Arztes. Da standen sie nun beide unversehens auf der Grenze zwischen Spiel und Ernst. Eine Sekunde lang hielten sie den Atem an, dann faßte sie Thomas plötzlich um die Taille, gab ihr einen Kuß mitten auf den Mund und sagte: „Damit Sie Recht behalten, will ich mich benehmen wie der erste beste Bourgeois, der mit einem hübschen Mädchen allein im Walde ist, Hanna!"

In dem Augenblick, in dem er sie umfangen hielt und ihre festen Lippen spürte, wurde er zwischen Bestürzung und Beseligung inne, daß es ihm ganz ernst war, daß er mit der Plötzlichkeit eines Blitzstrahls von der Liebe getroffen worden und sein Spott nur ein schwacher Versuch war, es zu verbergen. Sie aber, die gleichfalls den Scherz vergaß, an den Ernst seines Gefühls aber nicht glaubte, sah in seinem Verhalten einfach eine Verhöhnung, versetzte ihm einen Stoß, von dem er fast gestrauchelt wäre, und rannte davon. Thomas begriff nicht. Erst als er, nachdem er ihr nachgeeilt war, in ihr kühl abwehrendes Gesicht geblickt und sie sich ohne jede Spur von Versöhnlichkeit seine Begleitung energisch verbeten hatte, wurde ihm klar, daß er dieses Mädchen verletzt und sich in ihren Augen taktlos benommen hatte. Es war ihm, als ob ihm ein geliebtes Spielzeug unter den Händen zerbrochen sei.

Am andern Morgen schien ihm alles halb so schlimm. Er rief sie vom Krankenhaus aus in der Schule an. Aber als Hanna hörte, wer am Apparat sei, legte sie wortlos auf. Das gleiche wiederholte sich, als er sie am nächsten und am übernächsten Tag zu erreichen versuchte. Nun erst, als er die Vergeblichkeit seines Bemühens eingesehen hatte und sie für ihn unerreichbar geworden war, wurde ihm voll bewußt, wie sehr sie ihm fehlte und wie stark es ihn zu ihr zog.

Tage vergingen. An einem feuchtkühlen, regnerischen Aprilmorgen, einem dienstfreien Sonntag, stand Thomas Ramuz plötzlich auf und fuhr zu ihr. Ihre Mutter, eine weißhaarige Beamtenfrau aus einer vergangenen Zeit, öffnete ihm, schien ein wenig erstaunt, als er sich vorstellte und ihre Tochter zu sprechen wünschte, führte ihn aber höflich in die bescheidene, mit Möbeln und Vasen und Bildern bis unter die Decke vollgestopfte Stube. Hanna, die über einem Buche saß, war verwundert und ein wenig verwirrt, aber nicht wütend und auch nicht gerade abweisend. In Gegenwart der Mutter konnten sie beide nicht von ihrer letzten Begegnung sprechen. Thomas fand das gut. Er überbrückte die Verlegenheit des Schweigens, indem er sich, gegen seine Gewohnheit gesprächig, ja liebenswürdig mit der Mutter unterhielt. Er berichtete ihr in aller Ungezwungenheit, daß Hanna seine Patientin gewesen sei, daß sie sich später zufällig einmal getroffen hätten und er sich sehr freuen würde, wenn ihre Tochter bei dem schönen Wetter mit ihm einen kleinen Spaziergang machen würde. Er redete wie ein Buch

und spürte belustigt, daß diese Frau den Arzt eines großen Krankenhauses von vornherein für einen über jeden Zweifel erhabenen Mann hielt, dem sie auch die völlig lächerliche Behauptung von dem angeblich guten Wetter – der Regen schlug an die Fenster – verzieh. Und er widersprach nur der Form halber, als sie ihn mit herzlichen Worten zum Mittagessen einlud. „Vielleicht klärt es sich bis dahin ein wenig auf", meinte sie mit einem Blick zum wolkenverhangenen Himmel vor dem Fenster; und Thomas mußte ein Lächeln unterdrücken. Hoffentlich wird sich auch noch anderes aufklären, dachte er und sah zu Hanna hinüber. Die vermied seinen Blick – aber sie hatte immerhin nicht protestiert, als er von dem Spaziergang sprach. Bei Tisch plauderte Thomas über alle möglichen Dinge, wandte sich dabei meist an die aufmerksam zuhörende Mutter, sah aber auch Hanna, die fast stumm blieb und nur aus Höflichkeit ab und zu ein Wort einwarf, mit der fröhlichen Unbefangenheit eines guten alten Bekannten an. Ihre Sprachlosigkeit störte ihn nicht, ja er freute sich über die gut geglückte Überrumpelung und war glücklich, einen halben Tag mit ihr verbringen zu können. Als sie aufbrachen – das Wetter hatte sich nicht gebessert –, versicherte Thomas der Mutter, sie brauche sich nicht zu ängstigen, wenn es vielleicht ein wenig später werde, vielleicht würden ihre Tochter und er irgendwo draußen zu Abend essen. Hanna bemerkte trocken und streng, sie sei kein kleines Kind, um das man sich ängstigen müsse. Die Mutter sagte nichts; sie hielt es für überflüssig, denn sie fand ihre Tochter, die ruhig etwas liebenswürdiger hätte sein können, in besten Händen.

„Was haben Sie sich eigentlich bei all dem gedacht, Herr Doktor Ramuz?" wandte sich Hanna förmlich an ihn, als sie auf der regennassen Straße standen. „Das ist sehr einfach zu beantworten, Hanna", erwiderte er weniger förmlich und mit unbefangener Herzlichkeit. „Ich hatte heute morgen plötzlich unwiderstehliche Sehnsucht, Sie wiederzusehen – das ist alles." – „Nach dem etwas plötzlichen Abschluß unserer letzten Begegnung und Ihren drei vergeblichen Telefonanrufen?" entgegnete sie kühl und ironisch. „Große Sehnsucht und wahre Liebe können manchen Stoß vertragen", meinte er lachend, in dem gleichen Ton leichter Unterhaltung, den er oben bei ihrer Mutter angeschlagen hatte. Doch im gleichen Augenblick, da er diese Worte aussprach und eine ernste Sache so obenhin vorbrachte, kam er sich fremd, irgendwie lächerlich und widerwärtig vor; und es war ihm, als habe ein anderer gesprochen, mit dem er gar nichts gemein hatte.

Das Mädchen sah ihn, ohne auf seinen Ton einzugehen, einige Sekunden prüfend von der Seite an, dann sagte sie ruhig: „Sie sprechen von sich. Haben Sie auch einen Augenblick daran gedacht, daß meine Sehnsucht, Sie wiederzusehen, vielleicht weniger groß sein könnte, von ‚wahrer Liebe' ganz zu schweigen?" Thomas sah sie so bestürzt an, daß sie wider Willen ein

wenig lächeln mußte. Er schwankte, ob er dies für das zwischen ihnen übliche ironische Geplänkel halten sollte oder ob Hanna es ganz ernst meinte. Wußte er denn überhaupt, ob es ihm selbst ernst war? Er dachte nicht darüber nach, er hatte gar keine Lust dazu, und in einer beschwingten, sorglosen und seinem Wesen fremden Laune sagte er: „Vielleicht halten Sie mich für einen schrecklichen Bildungsprotz, vielleicht haben Sie als Lehrerin auch Verständnis dafür, wenn ich Ihnen mit einem Goethe-Zitat antworte, das mich als Jüngling sehr empört hat, zu meiner heutigen Lage aber nicht schlecht paßt: ‚Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?' . . ."

Hanna ging rasch, so daß er Mühe hatte, ihr zu folgen und, als er in ihr vor Erregung gerötetes schweigendes Gesicht sah, plötzlich fürchtete, sie werde ihm wieder wie damals davonlaufen. An dieser Furcht erkannte er, daß es ihm nicht mehr um ein munteres Wortgeplänkel zu tun war. Und er fügte schnell, überstürzt, beschwörend hinzu: „Hanna, Hanna, glauben Sie bitte nicht, daß ich scherze oder gar höhne! Dieses ‚Wenn ich dich liebe' ist nicht weniger aufrichtig gemeint als der Kuß neulich. Können Sie sich nicht, kannst du dir nicht vorstellen, daß man sich streitet, sich Grobheiten an den Kopf wirft, daß man den anderen verletzt und ihn dabei am liebsten in die Arme nehmen und ihm sagen möchte: Du lieber, lieber Mensch?" Thomas spürte, wie die Spannung in ihm wuchs; er war im Innersten von der Ehrlichkeit seiner Worte und von der tiefen Zuneigung zu diesem Mädchen überzeugt, ja, er glaubte, wie er sie so klein, fest, ernsthaft und eingehüllt in den Panzer ihrer Selbständigkeit mit raschen Schritten neben sich gehen sah, ohne sie nicht leben zu können. Aus seiner Einsamkeit heraus bemächtigte er sich ihrer, stürzte er fast besinnungslos auf sie zu wie der verirrte, frierende und hungernde Wanderer auf den Lichtschein, der aus einer Stube dringt. An ihrem nachdenklichen Gesicht, an der Art ihres Schweigens, das noch Abwehr, Unglaube, aber keine Entrüstung mehr verriet, spürte er, daß sie diesmal seine Worte so ernst nahm, wie sie gemeint waren. Mehrmals setzte sie zu einer Antwort an, ohne aber zu sprechen. Inzwischen waren sie am Stadtbahnhof angekommen, und er nahm, ohne sie zu fragen und ohne Widerspruch zu finden, zwei Fahrkarten nach der Endstation weit außerhalb der Stadt.

Sie saßen nebeneinander im halbvollen Abteil, schwiegen vor sich hin und vermieden es, sich anzusehen. Jeder, der sie beobachtete, mußte sie für zwei junge Eheleute halten, die einen bitteren ersten Streit wegen einer Nichtigkeit gehabt hatten. Aber während der ganzen Fahrt, die ihnen beiden endlos erschien, beschäftigten sie sich stumm miteinander.

Thomas hatte mit dem plötzlichen Entschluß, zu Hanna zu fahren, und mit seiner etwas merkwürdigen Liebeserklärung nicht nur das Mädchen, sondern auch sich selbst überrumpelt. Noch jetzt, da er neben ihr saß, kam

ihm das alles unwahrscheinlich vor, fast wie ein Abenteuer, das ohne eigenes Zutun und eigene Absicht über ihn hereingebrochen war. Beunruhigt, ja erschreckt über diesen Gedanken des Abenteuerlichen, sah er von Zeit zu Zeit zu ihr hinüber, in der unsinnigen Vermutung, sie könne genau lesen, was hinter seiner Stirn vorging. Sie fühlte seine Blicke wohl, und er wußte es; aber sie vermied es, ihn anzusehen. Nur einmal, mit einer plötzlichen überraschenden Kopfwendung, sah sie ihm voll, mit einem prüfenden Ausdruck ins Gesicht, unter dessen klarem gesammeltem Ernst ihm sein anfängliches Lächeln, mit dem er zurücksah, läppisch vorkam und erstarb. Er hatte ein unklares und unerklärliches Gefühl des Unbehagens, als ihr Blick so auf ihm ruhte, und kam sich, unsicher geworden, wie ein Falschspieler vor, dessen Tricks vom Partner durchschaut werden. Aber böse ist sie mir nicht, stellte er, sich selbst beruhigend, fest; sonst wäre sie nicht mit mir in den Zug gestiegen.

Aufatmend verließen sie im dünn und locker gewordenen Strom der Fahrgäste den Zug an der dörflichen Endstation, bogen, immer noch schweigend, wie auf Vereinbarung von der Hauptstraße ab, gingen über die kleine hölzerne Brücke, die über einen Kanal führte, atmeten die klare feuchte Vorfrühlingsluft ein, vernahmen den Takt ihrer Schritte, ließen die Häuser hinter sich zurück und waren nach wenigen Minuten allein.

Als habe sie nur auf diesen Augenblick gewartet, begann Hanna zu sprechen – und ihre Stimme war fest und bestimmt: „Das ist doch alles Unsinn. Man kann nicht einen Menschen lieben, den man so gut wie gar nicht kennt. Was wissen Sie denn von mir, Doktor Ramuz?" Und sie sah ihn mit dem gleichen klaren Blick wie in der Bahn ohne die Spur eines Lächelns an. „Du", verbesserte er sie. Sie schüttelte den Kopf und forderte ihn mit einer etwas ungeduldigen Handbewegung auf, sie weitersprechen zu lassen. „Sie glauben von mir zu wissen – denn Sie haben immer wieder davon gesprochen –, daß ich ein Blaustrumpf sei und eine Theoretikerin oder wenigstens es zu sein vorgebe, in Wirklichkeit aber wie die Jungfrau im Märchen nur auf den Herrn und Meister warte, um mich von ihm erlösen zu lassen ..." Sie sagte dies sachlich, ohne jede Bitterkeit und ohne einen Unterton des Gekränktseins. Er unterbrach sie: „Laß das doch, Hanna, bitte laß das jetzt! Du weißt im Grunde genauso gut wie ich, daß ich gescherzt und es nicht so gemeint habe. Gerade meine Offenheit müßte dir zeigen, daß es Scherz war, denn wer so etwas wirklich glauben würde, spräche es kaum so unverhüllt aus ..." Sie machte eine unwillige Geste. „Du redest – Sie reden – oder, lassen wir es meinetwegen bei dem du, – du redest wie ein Wortkünstler um die Dinge herum, aber du schaffst sie damit nicht aus der Welt. Im Gegenteil: du erscheinst wie ein Scharlatan, der es mit den Worten nicht so sehr genau nimmt. Warum sollte man denn, wenn man es

so ernst meint, wie du es zu meinen behauptest, nicht klar und einfach aussprechen, was man denkt, anstatt mit Bällen zu jonglieren?"

Wieder sah sie ihm mit einem offenen Blick mitten ins Gesicht, und er senkte den seinen vor ihren klaren Augen und vor ihrer schlichten Frage, beschämt, unsicher wie ein Junge, den man bei einer Lüge ertappt hat. „Du hast recht", erwiderte er schnell, ehe sie weitersprechen konnte. „Aber glaube mir, bitte, daß es mir Ernst ist. Und was das andere angeht, das Nichtkennen: Wenn man schon einige Jahrzehnte gelebt hat, ist es damit anders, als wenn man gerade zu leben und zu lieben beginnt. Man kennt sich selber besser und lernt auch die anderen schneller kennen. Man irrt nicht mehr herum wie ein Geblendeter, taumelt nicht mehr hin und her wie ein gerade flügge gewordener Vogel. Man weiß plötzlich, aber darum nicht weniger klar und bestimmt: dies ist der Mensch, den ich liebe und mit dem ich ein Leben lang zusammengehen möchte. Was brauche ich von dir zu wissen, von deiner Vergangenheit? Was kümmert mich das Zurückliegende, wenn ich die Gegenwart habe und die Zukunft vor mir sehe?"

Zum erstenmal während ihres Gespräches lächelte sie ein wenig, aber es war – und er erkannte dies wohl – nicht das Lächeln einer aufkeimenden Liebe, sondern ein kluges, ein wenig amüsiertes und auch ein wenig überlegenes Lächeln, wie es die Älteren zuweilen für die Phantasien von Kindern haben. „Und wie siehst du sie, diese Zukunft mit mir, von der du nun ebenso plötzlich und überraschend sprichst wie vorher von deiner großen, wahren Liebe? Du wirst weiterhin Arzt sein, ich aber werde meinen Beruf aufgeben, den Haushalt führen, und wenn du abends nach Hause kommst, dann wartet die liebe Frau mit dem Essen auf dich, nicht wahr? So meinst du es doch?" Sie sah ihn mit einem angriffslustigen Blick an und nahm nicht ohne Vergnügen seine Verwirrung wahr. Nun hatte sie ihn überrumpelt. Aber sie ersparte ihm seine Beteuerungen, daß er es natürlich so nicht gemeint habe. Sie fuhr, seinen Versuch, ihr zu widersprechen, mit einer schnellen Geste abwehrend, ernster, aber nicht ohne einen Unterton von Herzlichkeit fort: „Weißt du, du bist ein merkwürdiger Mensch: Wie ein Junge brichst du nach einigen flüchtigen Begegnungen bei mir ein und sagst ‚Dich will ich haben', sprichst von einer Ehe, als sei das eine ausgemachte Sache. Aber mit der Selbstsicherheit und Anmaßung eines älteren Mannes tust du alles, ohne nur einen Augenblick auf den Gedanken zu kommen, ich könnte am Ende mit all dem nicht einverstanden sein und könnte dir nicht die gleichen Gefühle entgegenbringen, die du mir gegenüber hegst." Sie sah die echte Bestürzung auf seinem Gesicht, aber sie ließ sich nicht beirren und nicht unterbrechen. „Siehst du, ich glaube jetzt an die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit deiner Zuneigung, ja deiner Liebe – aber nicht an ihre Dauer und auch nicht an ihre Tiefe. Ich bin für dich ein Gegenstand, ein Objekt, nach dem

du gegriffen hast, aus einer Stimmung heraus, vielleicht aus Einsamkeit, vielleicht auch aus Enttäuschung und Verzweiflung über eine andere Liebe oder über irgendein Ereignis in deinem gegenwärtigen Leben, von dem ich nichts weiß und im Grunde auch gar nichts wissen will, – sowenig wie du über meine Vergangenheit etwas wissen willst. Aber das ist keine Grundlage, das genügt nicht für die große Liebe, gar für die dauernde Gemeinschaft, von der du so selbstverständlich sprichst. Vielleicht brauchst du einen ganz jungen Menschen, einen, den du formen kannst, – ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich einer bin, der geformt ist. Wir beide sind zu hart und zu fest, um auf die Dauer miteinander auszukommen. Ich habe mich gefreut, als du heute vormittag gekommen bist. Aber es wäre einfach eine Lüge, wenn ich behaupten würde, das Herz hätte mir schneller geschlagen. Als du dann plötzlich von deiner Liebe sprachst, da war ich verwundert, ein wenig verwirrt und – warum soll ich es nicht eingestehen – auch erfreut und angenehm berührt. Ich ließ mich von Bildern und Vorstellungen wie auf einer Woge treiben und" – in ihren Augen schimmerte Zärtlichkeit wie tausend kleine Fünkchen – „lasse mich auch jetzt noch treiben. Das ist schön wie eine Erholung, wie ein plötzlicher Urlaubstag, mit dem man nicht gerechnet hat – aber das Leben besteht nicht in diesem Dahintreiben auf einer Woge . . ."

Sie nahm nach dieser langen Rede ganz selbstverständlich seinen Arm, und für Minuten gingen sie schweigend nebeneinander und hörten, wie am Anfang, nur das dumpfe Taktgeräusch ihrer Schritte auf der feuchten Erde.

In Thomas vollzog sich etwas Merkwürdiges. Je mehr er zu begreifen begann, wie klar sie ihn durchschaut hatte – besser als er sich selbst –, desto mehr verwandelte sie sich für ihn aus einem Objekt, das sie wirklich gewesen war, in einen lebendigen Menschen. Es war ihm wie einem Wanderer, der, nachdem er wahllos fast nach einer Blume auf dem Feld gegriffen, plötzlich mit Erstaunen und Entzücken erkennt, daß er eine seltene, nie gesehene Blüte in Händen hält. Er war vor diesem Mädchen und ihrer Mutter in der Maske eines Eroberers aufgetreten, der an seinem Sieg nicht zweifelt. Er hatte, der Demütigung entfliehend, den Don Juan zu spielen versucht, um sich selbst zu bestätigen. Sie aber hatte ihm die Maske abgenommen oder ihm gezeigt, daß sein vermeintliches Gesicht nichts als Maske war. Und wie sie ihn sich erkennen lehrte, so erkannte er nun auch sie.

„Du gleichst", sagte er nach einer langen Pause, „einer Kastanie, die für den, der sie nicht kennt, ein stacheliges Gebilde ist. Aber mit einemmal springt die Hülle auseinander, und dem ungläubigen Beschauer leuchtet eine herrlich glänzende, leuchtend blanke Frucht entgegen . . ." Sie lachte nicht über den sonderbaren Vergleich. Erst nach einer Weile erwiderte sie mit einem Anflug von zärtlichem Spott: „Und du, obwohl du doch nur die

Stacheln sahst, hast diesem verhüllten Gebilde leichtfertig eine Liebeserklärung gemacht und kommst dir am Ende nun, wo du auf den Kern blickst, als die Kraft vor, die die Hülle gesprengt hat?" – „O nein, Hanna, so vermessen bin ich nicht – nicht mehr. Es wäre übrigens auch allzusehr wider die Naturgesetze. Die Frucht selbst hat ihre Hüllen von sich geworfen, und ich bin nur der, der sie bewundernd in die Hand genommen hat." Und er drückte sie an sich, ohne daß sie widerstrebte. „Und wahrscheinlich", spann sie nach einer Weile den Gedanken fort, „bist du der erste, der den Gegenstand seiner Liebe mit einer Kastanie vergleicht." Beide mußten lachen, im Grunde nicht über dieses Bild, sondern weil sie sich, jeder auf seine Art, befreit fühlten und auch, um mit diesem Lachen eine andere Empfindung zu verdecken. „Möglich, aber so ganz sicher bin ich dessen nicht. Wahrscheinlich gibt es keinen Gegenstand in der Natur, mit dem im Lauf der Jahrtausende ein Liebender seine Liebste nicht schon verglichen hätte."

Als sie in einem kleinen Dorfgasthaus etwas zu Abend aßen, mußte sie jeder der wenigen Gäste, falls er sie überhaupt beachtete, für ein Liebespaar halten. Nur sie selbst waren sich dessen trotz einiger Küsse, die sie, auf dem Weg plötzlich verhaltend, miteinander getauscht hatten, nicht gewiß. Ihr gegenseitiges Verhältnis war sehr widerspruchsvoll und wechselhaft wie auch ihre Gespräche, in denen sie sich bald näherten, bald einander abstießen. Liebe oder ein Spiel, das ihnen Spaß machte, um am gleichen Tag zu enden? Sie wußten es nicht, wollten es vielleicht gar nicht wissen.

Dies traf zum mindesten auf Hanna zu. Hinter dem Schutzpanzer ironischer Abwehr und Skepsis gegen diese plötzlich auf sie eindringende Werbung fühlte sie wachsende Zuneigung, vor der sie sich ein wenig fürchtete und über die sie sich zugleich freute. So glich ihr Verhalten dem eines jungen Mädchens, das zum erstenmal die Liebe herannahen fühlt. Aber sie war kein solches Mädchen vor seiner ersten Liebe, und die Ähnlichkeit der Empfindungen war nur scheinbar. Wenn sie diesen Mann nicht so nahe an sich herankommen ließ, wie sie es in manchen Augenblicken selbst wünschte, so geschah es, weil sie sich über ihre eigenen Empfindungen im unklaren war, nicht aber, weil sie der Frage der körperlichen Verbindung eine besonders große Bedeutung beimaß. Sie war, wenn es auch ihre ahnungslose Mutter glaubte, keine wohlbehütete Beamtentochter, die sich den veralteten Gesetzen einer im Grunde äußerlichen und pharisäischen Moral unterwarf. Sie war auch nicht – zum Leidwesen der Mutter – eine jener berechnenden Frauen, die vernünftig an die gute und sichere Versorgung denken und davon ihr Handeln bestimmen lassen. Frau Werner hatte das Interesse des „Herrn Doktors" an ihrer Tochter geschmeichelt; für Hanna selbst spielte es nicht die geringste Rolle, was dieser Thomas Ramuz beruflich und ge-

sellschaftlich vorstellte. Als sie sich auf dem Weg küßten, als er ihren Arm nahm und als sie nun nebeneinander in dem kleinen Gasthaus saßen, war sie, ohne es gerade herauszufordern, geneigt, sich ihm ganz zu geben, nicht, wie er es in seinen Worten äußerte und wie sie es ihm keinen Augenblick glaubte, als seine künftige Ehefrau, sondern als eine Geliebte für eine Nacht, eine Woche oder ein Jahr. Sie wollte sich, trotz ihrer strengen Worte, nicht ungern treiben lassen von der Woge eines unerwarteten plötzlichen Abenteuers, das für sie weder Verstrickung noch gar Beschmutzung bedeutete.

Thomas Ramuz aber, der große Psychologe, begriff das Mädchen nicht. Während sie das höchst kümmerliche Mahl verzehrten, war er mehrmals daran, ihr vorzuschlagen, sie möchte mit ihm in diesem Dorfgasthaus übernachten. Aber er fürchtete ihre schroffe Ablehnung und sagte nichts.

So kam es, daß sie nach dem Essen brav und ohne Streitgespräche miteinander nach Hause fuhren und sich mit dem sehr aufrichtig gegebenen Versprechen trennten, sich bald wiederzusehen. Sie überließen die Entscheidung über ihr Verhältnis der Zukunft; sie hätten beide dabei nicht einmal klar sagen können, ob es überhaupt eine Zukunft haben würde.

Hanna schwieg hartnäckig und innerlich belustigt auf die vorsichtigen Fragen der Mutter, dachte nicht unfreundlich an Thomas zurück und fand, daß sie einen schönen Tag verbracht hatte.

Thomas aber kehrte von dieser aus einer plötzlichen Laune geborenen Begegnung verwandelt in sein Zimmer, in seinen Dienst und in sein ganzes Leben zurück. Die Liebe zu Hanna – daß es wirklich Liebe geworden war, empfand er in ihrer Abwesenheit noch stärker als in ihrer Gegenwart – war überraschend über ihn hereingebrochen. Sie paßte, wie er mit Selbstironie feststellte, nicht in seinen Plan von dem schrittweisen systematischen Marsch ins neue Leben. Trotzdem war sie kein Fremdkörper in seinem Leben. Im Gegenteil, er spürte, daß er erst seit dieser Begegnung zu leben begann, während er bisher vegetiert zu haben glaubte. Er kam sich vor wie ein Mensch, der aus der Schule entlassen worden ist und nun mitten im Leben steht.

Die Veränderung im Wesen des Arztes Thomas Ramuz blieb in der Abteilung nicht unbemerkt, wenn auch keiner etwas von ihren Ursachen wußte oder auch nur ahnte. Jenen Schwestern, die ihn als fremd und etwas sonderbar empfunden und keinen Zugang zu seiner verschlossenen Art gefunden hatten, wurde er sympathischer, sie fanden ihn umgänglicher, gelockerter. Burmann, der ihn aufmerksamer beobachtete als Thomas wußte, zwinkerte wissend mit den Augen und empfand Befriedigung und Genugtuung über die Wandlung eines verstiegenen Idealisten zu einem normalen Menschen.

Elfriede Hermann dagegen erschien seine Veränderung verdächtig, und sie fand ihre Meinung über diesen Ramuz durch die Tatsachen bestätigt. „Sie bleiben sich im Grunde alle gleich", meinte sie mit einem Achselzucken zu Maschke, „und es ist nur zu berechtigt, wenn man ihnen mißtraut. Nach einem kurzen und mißglückten Ausflug in die Bereiche der Politik kehren sie brav in den Hafen bürgerlicher Indolenz zurück." Maschke ärgerte sich ein wenig über solche Verallgemeinerungen. „Nun, ganz so einfach, glaube ich, liegen die Dinge doch nicht, Genossin Hermann. Man darf die Bürger nicht alle in einen Topf werfen. Ich habe im Lager einige kennengelernt, die wahrhaftig nicht zu den schlechtesten Genossen gehörten. Auch Ramuz hat sich übrigens im Lager gut gehalten. Es gibt schließlich einen wesentlichen Unterschied zwischen einem Mann wie ihm und etwa Burmann – du darfst das nicht vergessen." Es klang freilich nicht sehr überzeugend, was Maschke vorbrachte. Auch er war in der letzten Zeit skeptisch geworden, ob mehr wegen Ramuz' Verhalten oder mehr unter dem Einfluß von Schwester Hermann – das hätte er selbst nicht genau sagen können. Er machte den ehrlichen Versuch, gegen diese Zweifel anzukämpfen, und gestand sich zuweilen auch ein, daß nichts vorgefallen sei, was sie rechtfertigte. Immerhin: Ramuz ließ sich nicht mehr bei Maschke blicken, um mit ihm, wie es vorher häufig geschehen war, ein Gespräch zu beginnen, ja er schien den Verwalter zu meiden. Manchmal war der Parteisekretär nahe daran, Ramuz einfach zur Rede zu stellen, aber er verzichtete darauf. Schließlich war der Doktor ein erwachsener Mensch, der selbst wissen mußte, was er zu tun und zu lassen hatte. So kam es, daß sie wie Fremde aneinander vorbeigingen . . .

Thomas aber, um den die Gedanken verschiedener Menschen kreisten, merkte gar nichts davon. Er las nicht die Zurückhaltung und die Mißbilligung in den Mienen von Maschke und Elfriede Hermann und merkte nicht die Genugtuung auf dem Gesicht von Burmann. Er interessierte sich überhaupt nicht für die Meinung der andern. Wenn sie ohne ihn auskommen konnten – er konnte hundertmal ohne sie auskommen! Er hatte Hanna. Sie trafen sich manchmal an einem freien Abend, gingen zusammen ins Theater, in ein Konzert; sie fuhren an Frühlingstagen über Wochenende hinaus vor die Stadt, machten stundenlange Spaziergänge, unterhielten sich, diskutierten, stritten sich; und er brachte sie abends vor ihre Wohnung, die er nicht betrat. Ihm waren diese gutbürgerliche Atmosphäre und das aufdringlich zuvorkommende Wesen der Mutter zuwider; und Hanna wollte allen Fragen aus dem Wege gehen, mit denen sie die Mutter ohnehin bestürmte. Sie küßten sich auch, aber im Grunde betrachteten sie sich beide nicht als ein Liebespaar und fühlten sich sehr wohl dabei. Sachlich hatten sie vereinbart, sich zu trennen, sobald einer von ihnen das Bedürfnis hatte und des Ver-

hältnisses überdrüssig war. Daß sie vielleicht auch eine engere und dauernde Gemeinschaft miteinander eingehen könnten, sprachen sie zwar nicht aus, erwogen es aber. Man konnte also von einer Leidenschaft nicht sprechen, und dies mochte nicht der letzte Grund dafür sein, daß sie sehr gut miteinander auskamen. Was Thomas an Hanna fesselte, war die seltene Mischung von klarer, sauberer und vorurteilsfreier, fast kühler Vernunft und einer kindlich jugendlichen Ausgelassenheit; sie aber war ihm dafür dankbar, daß er sie verstand und nicht mehr und nichts anderes von ihr forderte, als sie zu geben bereit war.

Eines Abends, am Ende eines Spätfrühlingstages von sommerlicher Wärme, den sie draußen miteinander verbracht hatten, schlug er ihr vor, äußerlich gleichmütig, aber nicht ohne Spannung, im Dorfgasthaus zu übernachten, in dem gleichen, in dem sie damals zu Abend gegessen hatten. Sie war, ohne zu zögern, auch ohne ein Anzeichen äußerer Bewegung, bereit. Erst am frühen Morgen, als es höchste Zeit war, zum Dienst aufzubrechen, verriet sie ihm, daß sie schon lange darauf gewartet, und auch, daß sie sich darauf gefreut habe. Sie lächelte dabei. Diese Worte, das Lächeln, der sonnige Morgen, der durch das Fenster in die Schlafstube des Dorfgasthauses mit dem hölzernen dickbauchigen Doppelbett hereinsah, diese Mädchen-Frau, die er vor gar nicht langer Zeit noch nicht gekannt hatte und die sich nun so selbstverständlich vor ihm ankleidete, wie sie sich ihm gegeben hatte, – all dies erschien Thomas fast unwahrscheinlich. Und es war doch Wirklichkeit. Thomas fand, sich selbst verspottend, daß er ein Tölpel gewesen sei, der sich das Leben mit viel Kunst schwer gemacht hatte wie jene Philosophen, die das Einfachste in viele Worte kleiden und darum ein so gewaltiges Gebäude von Begriffen auftürmen, daß am Ende alles zum Problem zu werden scheint. Er hatte sich vergraben wie ein Anachoret, einsam und voll Mißmut, und hatte die Menschen mit der Laterne gesucht; er hatte sich mit Theorien herumgeschlagen und Wortkämpfe ausgefochten. Dabei bedurfte es weder der Laterne noch der Theorien, um als ein Mensch unter Menschen zu leben: Man brauchte nur auf sie zuzugehen, wie er auf Hanna zugegangen war. Man brauchte dem Boot nur einen Stoß zu geben, und es fuhr mitten ins Leben hinein ...

So schien alles einfach und in bester Harmonie – und war es doch nicht. Ihr Verhältnis glich einer schönen Blüte, die, losgelöst von den Wurzeln, morgen verwelken wird, oder einem blanken Apfel, in dessen Innerem, noch unsichtbar, der Wurm sitzt. Ihre Gemeinsamkeit erschien ihnen als das Ehrlichste, Wahrste und Menschlichste, ohne es zu sein. Sie kannten einander kaum, und es ging ihnen auch nicht wirklich darum, einander kennenzulernen. Sie wollten nicht allein sein – das war alles. Wären sie sich zu einer anderen Zeit begegnet, sie wären wahrscheinlich achtlos aneinander vorüber-

gegangen. Aber Thomas' Blick war zum erstenmal auf die Patientin Hanna Werner gefallen, als er sich von der Umwelt zurückgestoßen gefühlt hatte, und er hatte nach ihr gegriffen. Ihr ging es mit ihm nicht viel anders. Sie hatte, als sie Thomas Ramuz begegnete, eine Enttäuschung mit einem Mann hinter sich, den sie sehr geliebt und der sich als ein gewissenloser Mensch erwiesen hatte. Und während er der Öde seines möblierten Zimmers entfloh, suchte sie der ewig jammernden und nörgelnden Mutter und der häuslichen Atmosphäre stickiger Kleinbürgerlichkeit zu entrinnen. So hatten sie sich gefunden; und während sie so taten, als sei alles nur heiter-unverbindliches Spiel, klammerten sie sich aneinander.

Während sich Hanna der Flüchtigkeit ihrer Freundschaft stets bewußt war und ahnte, daß sie über kurz oder lang ein Ende finden würde, nahm bei Thomas der Gedanke an eine mögliche Heirat mit diesem Mädchen immer festere Gestalt an. Noch ließ er kein Wort verlauten, aber er befreundete sich immer mehr mit diesem Plan. Eines Tages war sein Entschluß gefaßt: Er wollte Hanna bitten, seine Frau zu werden. Nach mehr als einem Jahrzehnt eines unsteten Lebens in der Illegalität, in Gefangenschaft, Krieg und wieder Gefangenschaft hatte Thomas Ramuz einen Punkt erreicht, wo er es für nötig hielt, die persönlichen Dinge zu ordnen und sich einen festen Grund zu schaffen.

Als er Hanna anrief, um sich mit ihr nach Dienstschluß zu treffen, hatte er sich alles sehr genau zurechtgelegt.

Ihre Begegnung stand von Anfang an unter einem ungünstigen Vorzeichen. Nach ihrer Gewohnheit wollten sie miteinander nach draußen fahren und sich beim Spazierengehen unterhalten. Aber plötzlich einsetzender starker und hartnäckiger Regen zwang sie, eines jener trübseligen, muffigen, unfreundlichen Lokale der Innenstadt aufzusuchen, über denen lähmend eine Atmosphäre der Hoffnungslosigkeit, Traurigkeit und Ungastlichkeit lag. Es roch nach feuchten Kleidern, die Beleuchtung war spärlich, die Papiertischtücher waren fleckig, und der Kellner bediente sie mißmutig, als seien sie unerwünschte Eindringlinge. Als er Hanna angerufen hatte, war Thomas voll Optimismus gewesen. Nun war kaum ein Funke davon übrig. Sekundenlang ging ihm der Gedanke durch den Kopf, ob nicht auch der ganze Heiratsplan, über den er mit Hanna sprechen wollte, auf einer Illusion aufgebaut und nichts als Flucht war, nichts als der erste beste Rettungsbalken, nach dem er wie ein Ertrinkender griff. Ihr klares, vertrautes Gesicht erschien ihm mit einemmal fast fremd; und hinter ihm tauchten störende Bilder auf von der Beamtenwitwe, von der mütterlichen Wohnung mit ihrem gehegten Krimskrams, den sie über den Zusammenbruch gerettet hatte und der sowenig einen Sinn hatte wie die Batterie von leeren Flaschen mit farbenfreudigen und vielversprechenden Etiketten, die verstaubt über der

Theke des Lokals standen. Er wollte Hanna scherzhaft wie damals seine blanke Kastanie nennen, aber das Wort kam ihm nicht über die Lippen, wie er überhaupt nicht die ersten, doch so wunderbar zurechtgelegten Worte fand.

Aber Thomas wurde der Entscheidung enthoben: Sie war es, die zuerst den Mund öffnete, zögernd, stockend und nach den richtigen Worten suchend, schließlich aber bestimmt und klar. Was Hanna ihm in behutsamen Worten eröffnete, war, daß sie einen jungen Lehrer kennengelernt habe und daß sie ihn liebe. „Er ist", sagte sie, ohne die Absicht, Thomas zu kränken, ja ohne überhaupt zu ahnen, welch offene Wunde sie berührte, „er ist ein so frischer, optimistischer und begeisterungsfähiger Mensch, weißt du, einer, der mich richtig mitgerissen und in wenigen Tagen so umgekrempelt hat, daß ich mich selbst kaum mehr kenne. Er ist ein Mensch, der mir Kraft gibt, die Kraft, die ich brauche im Kampf mit Mutter und auch im Kampf mit mir selbst und mit all den Zweifeln, die manchmal auf mich einstürmen. Er ist – versteh mich bitte recht, ich will dir nicht wehe tun – ganz anders als du und auch anders als ich. Wir beide, du und ich, sind einander sehr ähnlich, glaube ich. Das ist der Grund, warum wir uns so schnell verstanden haben und so gut miteinander ausgekommen sind. Aber es ist auch der Grund, warum wir, so widerspruchsvoll das klingt, auf die Dauer wahrscheinlich nicht miteinander ausgekommen wären. Ich will dich nicht mit billigen Worten trösten, Thomas, ich weiß nicht einmal, ob du den Trost überhaupt nötig hast: Auch du würdest eines Tages wahrscheinlich meiner überdrüssig geworden sein, und es ist besser, daß wir uns trennen, ehe uns solcher Überdruß die schöne Zeit, die wir miteinander verbracht haben, in der Erinnerung verzerren würde. Aber all das sind Worte... Tatsache ist, daß ich den Jungen liebe, er mich auch liebt, und daß wir die Absicht haben, bald zu heiraten."

Fast hätte Thomas aufgelacht; und er war nahe daran, ihr zu sagen, auch er habe ihr einen Heiratsantrag machen wollen. Zuerst fühlte er sich durch ihre Mitteilung nur gedemütigt und verwirrt. Er war ihrer sicher gewesen; sie aber hatte einen anderen, Unbekannten, von dem nie die Rede gewesen und der plötzlich in ihrem Leben aufgetaucht war, ihm vorgezogen. Dann aber ergriffen ihn Schmerz und ein Gefühl hilfloser Verlorenheit. So seltsam war das: Vor wenigen Minuten noch hatte er geglaubt, sein Heiratsplan sei vielleicht nur Illusion und Flucht; nun, da er durch ihren Willen vernichtet war, erschien er ihm plötzlich als das Fundament, auf dem er hatte sein Haus bauen wollen. Vor wenigen Minuten war ihm Hanna wie ein fremder Mensch vorgekommen; nun, da sie ihn verlassen wollte, wurde ihm bewußt, wie vertraut sie ihm war, wie sehr er sie brauchte und wen er mit ihr verlor. Am liebsten wäre er aufgestanden und wortlos gegangen, um mit seinen Gedanken allein zu sein. Aber er sagte, sich beherrschend, was man in

solchen Fällen sagt, sprach von der schönen Zeit, die sie miteinander verlebt, und von ihrer Kameradschaft und davon, daß er ihr alles Gute wünsche. Hanna aber, bereits von anderen Dingen und Erlebnissen erfüllt, nahm weder das Gekünstelte seiner Worte wahr noch den Schmerz und die Verwirrung auf seinem Gesicht. Sie glich der Reisenden im Abteil eines Zuges kurz vor der Abfahrt. In Gedanken schon auf der Fahrt und beim Ziel, hatte sie uneingestanden nur den Wunsch, die Trennungsstunde möge bald vorüber sein. Thomas begriff, schlug, ohne daß sie mit einem Wort widersprach, vor zu gehen, und begleitete sie zur Bahnstation. Sie gaben sich die Hand; und einen Augenblick sah es so aus, als wolle sie noch etwas sagen, ja, sie machte eine kurze Bewegung zu ihm hin, als wolle sie ihm einen Kuß geben. Aber dann blieb es bei einem leisen, von einem herzlichen Blick begleiteten „Mach's gut, Thomas", und ihre Gestalt, diese kleine energische Gestalt, verschwand, ohne sich noch einmal umzuwenden, mit schnellen, resoluten Schritten.

Thomas stand regungslos, bis er den Zug aus der Station fahren hörte. Bis zur letzten Sekunde hatte er die ganz unsinnige Hoffnung gehabt, Hanna würde umkehren.

Sie gehören unbedingt und untrennbar zusammen, Geist und Seele, Verstand und Gemüt, und wer eines von ihnen auf Kosten des anderen oder gar im Kampf gegen das andere überschätzt und überzüchtet, der sucht und pflegt das Halbe statt des Ganzen, er ist krank, er ist nicht Mensch mehr, sondern Spezialist.

Hermann Hesse

Ernst Stein

GEFÄHRTE BUCH

ODE

Gefährte Buch, getreuester, den ich fand.
Im Eis des Schweigens blühte dein Zuspruch noch,
das ungetröste Herz zu wärmen,
Echo ihm gebend, das alle mieden.

Verletzlich Ding, vom Finger des Kindes schon
bedroht, untilgbar dennoch durch Brand und Bann.
Auf schwereloser Seiten Fittich
trägst du das Wort, das die Welt verwandelt.

VOR DER FIBEL

In schwarzen Zeichen, grad und krumm,
versteckt sich Wehlaut, Pfiff, Gebrumm.
Enträtsle nur die Melodie,
dann tönt sie klar und endet nie,
begleitet dich ein Leben lang
mit klugem Ratschlag und Gesang.
Und wie dem Sonntagskind das Tier
sprechen nun alle Bücher dir.
Hör zu, wenn leise sie beginnen:
vom Märchenwald, vom Schatzgewinnen,
von fernen Inseln heiß und bunt,
da streifst du wagend manche Stund ...
Kein harter Zuruf soll dich schrecken
aus deinem Traum. Doch fröhlich wecken
dich neue Bilder, neue Rufe.
Die locken hoch zu steiler Stufe,
dort winkt dein Traumbild, ganz verwandelt:
im Tag, erreichbar dem, der handelt.
Dann spann die Kräfte, Kind! Geleiten
wird stumm beredt die Spur der Seiten.

BLÄTTERNDER WIND

Weiß nicht, von wannen du wehst,
wes Atem die Seite verblättert
im aufgeschlagenen Buch.

Ein klein Gedicht sagt von Liebe,
von Herbst und Abschied ein andres –
du läßt sie nicht gelten.
Jetzt weilst du
und streust mir ein Blatt auf die Strophe.
Die spricht vom Gedenken.

DER BÜCHERNARR

An rauchig trüber Scheibe glomm ein Licht,
das hellte wenig nur die dumpfe Kammer,
in die der Antiquar mich treten hieß.
Wohl stockt ich vor der Überzahl der Bücher,
die wuchernd rings die Wände überzogen
und – Säulenstümpfe – aus dem Boden sprossen,
so daß sich Raum für meinen Schritt kaum fand.
Dort sah ich ihn. Erst spät: Denn wie des Falters
weitaufgeschlagner Flügel sich verliert
im Adernetz der Rinde, so verschlang
ihn Dämmrung ganz; und Schauder rührte mich,
als von der Schattenwand sich's krümmend hob
und eine blasse Hand nach Büchern langte.
Nicht wandt er sich nach mir. Wie blindgesichtig
fuhr er die Reihn entlang, als wittre er
in bebender Verfolgung seine Beute.
Und manchmal griff er zu. Die Finger hielten
behutsam fast das Buch in ihrer Haft
– kostbar gebrechliches Insekt –, indessen
sein Schädel tief darauf hinunterstieß.
Doch immer ließ er das Gepackte fahren
und stellte seufzend Band um Band zurück,
von neuem spürend, qualvoll, umgetrieben,
kein Mensch: ein Schatten, den Verdammnis schlug . . .

Ich trat hinaus, atmend, ins kühle Sprühen
der Herbstnacht. Doch das Bild verlor sich nicht,
glitt neben mir auf regennassem Pflaster
und hielt dem Spiegelwerk der Lichter stand.
„Was suchst du, Alter, in Geröll und Moder?
Bist du dem Buch der Bücher auf der Spur,
das alles aufhebt, was du je gelesen?
Gilt dir die Mühsal, der Ertrag der Jahre
ein Nichts, wenn dies ersehnte Letzte fehlt?
Hast du den Büchern allzusehr vertraut,
die Welt versäumt im Brunnenschacht der Träume?
Nun trifft aufstörend dich ein Ruf, ein ferner,
zu neuer Mühsal stachelnd, neuem Suchen –
halt inne, lausch: von draußen ruft der Tag."

LEKTÜRE BEI MUSIK

Das Auge eilt beflügelt seine Straße
und bringt mir Beute, treulich Wort um Wort.
Und wie sich's fügt zum vorgedachten Maße,
wird alles Klang und Geist und trägt mich fort.

Da aber drängt es störend sich dazwischen!
Das Wort verschwimmt – besiegt und überschönt –,
entgleiten will mir all sein Sinn, es mischen
sich fremde Bilder ein: Musik ertönt.

Unwiderstehbar zieht ihr holder Bogen,
ich folge, Schritt für Schritt, ins fremde Land.
Dann wieder winkt ein Vers – und hingezogen
wend ich mich um, vom mächtgen Ruf gebannt.

Wollt ihr mich äffen, lockt den Tor mit vielen
Früchten zugleich, die ihr dann doch entzieht?
Seid ihr Geschwister, die im Tanze spielen
– bald nah, bald fern –, Gedicht und goldnes Lied.

MITTAGSDÜSTERNIS

Unsichtbar vor dem Gesträuche tanzen
böse Flammen auf den Gräserlanzen.

Mittag hat mein Schattentuch zerrissen,
weckt mich unterm Laub mit glühen Bissen.

In die Botschaft strenger Kräuterdüfte
mischt ein geiler Pilz Anhauch der Grüfte.

Bilder haften zäh – Gift dem Geblüte –
Halbzertretner Käfer, der sich mühte . . .

Wehrlos bin ich, sattem Fleisch verfangen,
irren, irren Traumesweg gegangen.

– Bis ein Vers mich traf, Erinnern lohte,
taumelnd schreckt ich hoch: Rief mir der Bote?

Kühl und geistig ob dem Walde weit
weht des Sommeräthers Heiterkeit.

NACH DEM LESEN

Leuchtendes Blatt erlosch
wie im Gewölke der Mond,
tief sinkt dein Nacken zurück:
Bade die Augen in Schlaf.

Noch ist die Nacht nicht heil:
Feuer sprühn unter dem Lid,
Wirbel und Bilder, verfolgt,
kreisen und ziehen dich mit.

Laß dich dem Spiel, es zergeht
rein wie des Blitzes Figur.
Bleibend, hoch über der Nacht,
wahrt seine Ernte das Herz.

Bertolt Brecht

DIE HORST-WESSEL-LEGENDE

(1935)

Sie tragen ein Kreuz voran
Auf blutroten Flaggen
Das hat für den armen Mann
Einen großen Haken.

Man macht sich kaum eine richtige Vorstellung davon, wie schwierig es heute ist, einen halbwegs gängigen Heldentypus auf die Beine zu stellen. Nicht als ob die Ansprüche des kleinbürgerlichen Publikums, für das die Propaganda gemacht wird, größer geworden wären: dieses Publikum zeichnet sich nach wie vor durch eine rührende Anspruchslosigkeit aus. Aber die anzupreisende Ware hat bedenklich in der Qualität nachgelassen. Und der Zustand der Ware ist für den, der sie anpreisen soll, immerhin nicht ganz ohne Bedeutung. Ein guter Propagandist weiß allerdings aus allem etwas zu machen, je besser er ist, desto schlechter kann die Ware sein. Man benötigt keinen erstklassigen Mann, um einen Hering als Hering zu verkaufen, aber man braucht einen erstklassigen Mann, um einen Hering als einen Hecht zu verkaufen. Denn das ist nicht einfach. Der Propagandist braucht natürlich nicht mit Zoologen zu rechnen, aber auch alle übrigen Menschen sind nicht ohne weiteres für ihn erreichbar. Er tut zum Beispiel gut, sich an jene zu halten, die wenigstens noch keinen Hecht gegessen haben. Seine Kunden müssen entweder sehr satt oder sehr hungrig sein. Er selber muß imstande sein, unbegrenzte Mengen von Heringen mit dem Ausdruck innigen Behagens zu verspeisen. Kurz, es gibt da manches, was nicht jeder kann und nicht jeder weiß, jedoch muß man sagen, daß die nationalsozialistische Bewegung im ganzen, wenn sie ihre Heringe für Hechte verkauft, nicht schlecht abschneidet.

Nationalistische Bewegungen tun gut, ihre Helden mit größter Sorgfalt zu wählen. Man soll nicht sagen, daß da keine willkürliche Auswahl möglich sei und das Glück entscheide. Damit die Namen in aller Munde sind, müssen sie in aller Mund hineingelegt werden. Und da kann dieser oder jener Name hineingelegt werden. Eine allgemeine, allerdings etwas grobe Regel ist es, tote Leute zu wählen, da man, wenn man von Toten erzählt, zwar auf Leute stoßen kann, die ebenfalls über sie Erzählungen in Umlauf setzen, aber doch eben einen Erzähler weniger hat, nämlich den

Toten selber. Mancher Leute Lebensbeschreibung sähe besser aus, wäre ihr Leben kürzer gewesen. Manche von jenen, die in Villen und Palästen sitzen, hätte man wenige Jahre früher in elenden Zimmern angetroffen; so hätte man von ihnen erheblich leichter erzählen können, sie seien sehr selbstlos, und wenn der Tod sie aus diesen elenden, schlecht möblierten Zimmern abgeholt hätte, wären sie eben nicht in die Villen gezogen. Der Tod wäre so ziemlich das einzige gewesen, was sie von diesem Umzug hätte abhalten können. Die Hauptregel bleibt es jedoch, daß ein Held gewählt werden muß, der wirklich leicht faßlich, auch für den Phantasieärmeren, die Bewegung symbolisiert. Er muß wirklich passen, nicht nur in einzelnen Eigenschaften oder durch bestimmte einzelne Taten, sondern so, daß man, an ihn denkend, sogleich an die Bewegung, und an die Bewegung denkend, an ihn denkt. Es kommt da auch sehr auf die Berufe an. Es ist zum Beispiel ein großer Unterschied, ob der bürgerliche Beruf eines Führers der Bewegung als Anstreicher oder Reichswehrspitzel oder als Maler und Beamter im Nachrichtendienst angegeben wird. Reichswehrspitzel klingt von vornherein häßlich. Ein Anstreicher streicht einfach irgendeine Tünche über mehr oder minder verrottete Gemäuer, das ist keine von Grund auf aufbauende Tätigkeit. Ein Maler hingegen kann über die Risse und Sprünge des Gemäuers hübsche und phantasievolle Gemälde legen, wahre Kunstwerke, die vielleicht nicht das Wohnen hinter den betreffenden rissigen Mauern, aber doch das Vorbeigehen an ihnen und das Vermieten der Wohnungen erleichtern können.

Bei der Suche nach einem Helden, der wirklich paßt, so daß man, an ihn denkend, sogleich an die Bewegung, und an die Bewegung denkend, sogleich an ihn denken mußte, entschied sich die nationalsozialistische Bewegung, sicher nach langem Schwanken, für einen Zuhälter.

Es ist natürlich nicht so, daß man fragte: wo ist ein Zuhälter? Man fragte: wo ist Sex-Appeal, Redegewandtheit, Mangel an Kenntnissen, Brutalität? Darauf meldete sich der Zuhälter. Daß der Besitzer so verwendbarer Eigenschaften Zuhälter war, machte ihn fast unverwendbar. Heute noch leugnen es die Legendenschreiber ab.

Der Beruf des Zuhälters ist kein schöner Beruf. In den untersten Tiefen der großen Städte, da wo die Menschen den Hunden die Knochen wegschnappen, auf jenen Märkten, wo Liebesakte gegen eine heiße Wurst eingetauscht werden, ist er der Unternehmer. Er läßt jene für sich arbeiten, die auf keine andere Weise, als indem sie sich verkaufen, ihr Leben machen können, und er preßt Profit für sich heraus bei dieser Arbeit. Natürlich ist er ein sehr kleiner Unternehmer, beileibe kein Krupp.

Die Prostituierte hält der Kleinbürger für „schlecht" oder, falls er schreibt, für eine romantische Figur, ein Opfer der Gesellschaftsordnung. Der Arbeiter sieht ihre schlechten Seiten, er romantisiert sie nicht, und die Folgen

der Gesellschaftsordnung spürt er am eigenen Leibe. Er sieht das Berufliche bei ihr und daß der Beruf hart ist. Er versteht, daß sie einen Beschützer braucht, aber er weiß, daß ihr Beschützer ein Aussauger ist.

Es war für Joseph Goebbels also nicht tragbar, daß sein Held, oder das, was sein Held werden sollte, der Lehmkloß, dem er seinen Geist einatmen wollte, ein Zuhälter war, das heißt, daß er selber seine Tugenden auch schon entdeckt hatte, Sex-Appeal, Redegewandtheit, Mangel an Kenntnissen und Brutalität, und beschlossen hatte, Zuhälter zu werden. Die Große Frankfurter Straße wußte und jedermann konnte es von ihr erfahren, daß Wessel, der Student der Rechte, mit der Erna Jännicke in der Großen Frankfurter Straße 18 wohnte und was es bei ihr kostete.

Warum wohnte Wessel in der Großen Frankfurter Straße? Es war Joseph Goebbels klar, daß sein Held, oder das, was sein Held werden sollte, nicht aus dem gleichen Grund dort wohnen konnte wie irgendein anderer. Ein Wessel mußte höchst idealistische, erschütternde, heldenhafte Gründe haben. Ohne diese Gründe gefunden zu haben, konnte man nicht daran denken, an die Heiligsprechung zu gehen.

Zur Herstellung einer endgültigen Lebensbeschreibung des jungen Helden suchte Joseph Goebbels einen Fachmann und wandte sich an einen erfolgreichen Pornographen. Dieser Experte, ein Herr namens Hanns Heinz Ewers, hatte unter anderem ein Buch geschrieben, in dem ein Leichnam ausgegraben und vergewaltigt wurde. Er schien hervorragend geeignet, die Lebensgeschichte des toten Wessel zu schreiben. Es gab nicht zwei Leute mit soviel Phantasie in Deutschland.

Der Pornographist und der Propagandadoktor, der Fachmann für Entschleierung und der Fachmann für Verschleierung, setzten sich zusammen und einigten sich über die idealistischen, erschütternden und heldenhaften Gründe, die den Studenten der Rechte veranlaßt haben konnten, in die Große Frankfurter Straße zu der Prostituierten zu ziehen.

Sie fanden heraus, er habe das billige Zimmer in der verrufenen Gegend genommen, weil er dem Volk nahe sein wollte, nicht weil es billig war. Das Volk nämlich wohnte in dieser Gegend, weil es kein Geld hatte, in feinen Wohnungen zu wohnen, also aus einem sehr niedrigen Grund, und darum war sie auch verrufen. Aber der Nationalsozialist suchte das Volk auf, damit wenigstens etwas Glanz in die Gegend kam, und er nahm es auf sich, dort zu wohnen, obwohl es dort unbequem sein soll. Nur die Kommunisten sprengten dann aus, er habe einfach kein Geld gehabt, und schändeten so sein Andenken. Nein, er war nicht einer der Ihrigen gewesen, kein Prolet, sondern ein Student. Wer hat je gehört, daß Studenten in billigen Zimmern wohnen, weil sie kein Geld haben wie die Proleten? Sie wohnen dort, weil sie das Volk lieben. Sie wollen ihr Leben teilen, wenn auch nicht ihr Geld –

wie die Zimmervermieterin uns sagt (Wessel hat selten die Miete bezahlt). Dieser Student wollte das Volk zu sich emporziehen, allerdings nicht in bessere Wohnungen.

Die Kommunisten sagten allerdings, es sei denkbar, daß die Leute von der Großen Frankfurter Straße lieber zu den Nationalsozialisten ins Hotel Kaiserhof zögen, als daß sie die Nationalsozialisten zu sich ziehen sehen.

Aber die Legendenschreiber des Dritten Reiches erzählen es sehr erschütternd, wie der „Student" in die Elendsquartiere der Mulackstraße hinunterging, ein anderer *Trommler*. Auch das Deutschland der Prostituierten mußte zum Erwachen gebracht werden. Es hatte zu erwachen aus dem Bei-Schlaf, der ihm (gegen Barzahlung) zugefügt wurde.

Die Sturmabteilungen des Dritten Reiches würden der Erna Jännicke die hohen Ideale des Nationalsozialismus beibringen: ehrliche Arbeit*, Volksverbundenheit, Kampf gegen Versailles usw.

Man sieht, in der Horst-Wessel-Legende steckt ein schönes Stück Propagandaarbeit. Dem Ehrgeiz des Ministers und des Pornographen konnte es nicht genügen, einige Handlungen ihres Helden als weniger vorteilhaft mit Schweigen zu übergehen. Sie fühlten sich stark genug, gerade diese Handlungen als besonders heldenhaft darzustellen. Das kann einem Künstler seines Faches leicht passieren. Sein Held hatte zu irgendeiner Zeit seines Lebens silberne Löffel gestohlen. Statt nun zu beweisen, daß er trotzdem ein Held war, sagt der Propagandist strahlend: er war *deshalb* ein Held. Der Student studierte nicht: nun, er hatte Größeres vor. Er lebte mit einer Prostituierten: nun, er tat es Deutschland zuliebe. Was täte er nicht Deutschland zuliebe? Wenn es für Deutschland wäre, ließe er sich auch von einer Prostituierten aushalten.

Daraus folgt, daß er, wenn er sich aushalten ließ, es Deutschland zuliebe getan haben muß.

Die Arbeit war freilich noch nicht getan. Die Legende hatte noch keinen Schluß. Es war einigermaßen unklar gemacht, warum der junge Nationalsozialist in der Großen Frankfurter Straße gelebt hatte. Es blieb noch das Problem zu lösen, warum er gestorben war.

* Die Arbeit der Jännicke war unehrlich. Etwas Schmutziges war an ihrem Beruf. Nicht die sie mit Schmutz bewarfen, sondern sie war schmutzig. Nicht die das Stück Brot hatten und es ihr hinhielten gegen einen Beischlaf waren unehrlich, sondern sie war es, die das Stück Brot nicht hatte und es nahm. Nicht, die die Lust kauften und verspürten waren unzüchtig, sondern sie war es, die die Lust verkaufte und nicht verspürte. Handelte es sich nicht um leichte Mädchen? Ihr Leichtsinn bestand darin, daß sie nicht, wie andere Mädchen ihrer Klasse, an Tuberkulose in den Kellerwohnungen sterben wollten – sondern an Syphilis in der Charité. Sie wollten sich nicht an Fabriktoren anstellen, wo schon so viele anstanden, sondern es war soviel angenehmer, die Liebesfledderer über sich zu haben, an denen übrigens ebenfalls Mangel war.

Er war den Berufstod gestorben. Der Zuhälter war von einem andern Zuhälter angeschossen worden.

Eine wünschenswerte Lesart vom Heldentod des jungen Genius war nicht so leicht zu fabrizieren, es ging nicht auf einmal. Fleiß war nötig und Genauigkeit. Vor allem mußte man sich, was die Schuldigen betrifft, entscheiden.

Der Zuhälter, der den Schuß abgegeben hatte, kam natürlich nicht in Betracht. Unter Zuhältern gab es immer die schmutzigsten Streitigkeiten. Man mußte unbedingt Kommunisten haben. Aber da war ein Hindernis. Als der Anfang der Legende schon gedichtet war – das war nämlich ein Fortsetzungsroman –, gab es ein Gerichtsurteil in der Sache, das die Kommunisten, die man dem Gericht genannt hatte, freisprach. Das Gericht hatte wieder die begreifliche Nervosität gezeigt, die unsere Gerichte fast immer beim Anblick von Zuhältern wie bei einem Blick in den Spiegel zeigen. General Göring hatte den Augiasstall in Preußen noch nicht eingemistet, und die Polizei, der man die Gerichte ruhig zurechnen kann, bewies jeden Tag ihre Schwäche. Erst als diese Schwäche vermittels der zündenden Argumente des Generals beseitigt war, konnte sich der Propagandaminister einen falschen Bart kleben, eine echte Robe anziehen und als Richter zwei Kommunisten wegen politischen Mordes an dem Studenten der Rechte zum Tode verurteilen*.

Erst jetzt hatte man die ganze Legende unter Dach. Man hatte den Anfang, und man hatte den Schluß. Horst Wessel, wie er gelebt (idealistisch, erschütternd, heldenhaft) und wie er geendet hatte (idealistisch, erschütternd, heldenhaft). Es war wirklich gute Propaganda.

Aus einer Reihe dunkler Punkte war eine Reihe ebenso vieler heller Punkte geworden. Das eben ist Propaganda.

Es ist nicht kommunistische Propaganda, es hat nichts zu tun mit dieser niedrigen, an der Erde klebenden, materialistischen Propaganda der Kommune, die eine so selbstlose Handlungsweise wie die des Wessel überhaupt nicht versteht, wie sie auch lieber Butter fürs Volk verlangt als Kanonen auf den leeren Magen.

Aber diese Kommunisten waren es ja auch gewesen, die den jungen Helden ermordeten. Sie taten das, weil sie ihn fürchteten. Schon die Zimmerwirtin fürchtete ihn, weil er immer mit dem Revolver herumfuchtelte, wenn sie die Miete verlangte. Aber die Kommunisten fürchteten ihn noch viel mehr, weil er immer mehr Bewohnern der Großen Frankfurter Straße die Augen öffnete. Immer mehr Prostituierte erkannten klar, daß auch für sie

* Am 11. April 1935 wurden die Kommunisten Hans Ziegler und Sally Epstein wegen angeblicher Beteiligung an der Ermordung des Horst Wessel in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Kanonen wichtiger seien als Butter, und sogar richtige Arbeiter erkannten, daß es besser sei, die Franzosen zu besiegen als, wie sie bisher geglaubt hatten, die Fabrikanten.

Die Kommunisten leugneten zwar, daß er aus politischen Gründen ermordet worden sei, sie sagten: er sei von einem anderen Zuhälter ermordet worden, weil er ihm die Erna Jännicke abspenstig gemacht hatte. Aber die Kommunisten leugnen ja alles, sogar daß der Führer kein Geld und keine Villa besitzt. Die Kommunisten sind Leute, die überhaupt keinen *Glauben* haben und denen man immer Beweise liefern muß. Aber feine Leute, anständige Leute müssen einander nicht immer Beweise bringen, daß sie anständig sind: sie *glauben* sich das einfach.

Da die Kommunisten also niedrige und ungläubige Leute sind, im Grund Verbrecher, was auch schon daraus hervorgeht, daß die höchsten Richter sie zum Tod und zu langen Gefängnisstrafen verurteilen, was man doch nur mit Verbrechern macht, ist es besser, auf sie nicht zu hören und einfach zu glauben, daß der Wessel kein Zuhälter war.

Aber was war er dann? Was war er, wenn er wirklich nur, um das Volk für den Nationalsozialismus zu werben, in die Große Frankfurter Straße zog? Wenn er nicht als mittelloser Student kam, sondern als Nationalsozialist?

Unsere Meinung ist: *Dann war er ein Zuhälter.*

Was soll das nun heißen: wenn er kein Zuhälter war, dann war er ein Zuhälter? Das soll folgendes heißen.

Es gibt mehrere Sorten von Zuhältern. Es gibt den gewöhnlichen Zuhälter, der Prostituierte für sich Geld verdienen läßt, und es gibt den politischen Zuhälter.

So wie der gewöhnliche Zuhälter sich zwischen die arbeitenden Prostituierten und ihre Mieter einschaltet, den Geschäftsakt überwacht und Ordnung in das Geschäft bringt, schaltet sich der politische Zuhälter zwischen die Arbeiter und ihre Käufer ein, überwacht den Verkaufsakt der Ware Arbeitskraft und bringt Ordnung in das Geschäft.

Tatsächlich gibt es kaum eine bessere Schule für den Nationalsozialismus als das Zuhältertum. Er ist politisches Zuhältertum. Er lebt davon, daß er der ausbeutenden Klasse die auszubeutende zutreibt. Der Vereinigung von Kapital und Arbeit, jener schrecklichen Vergewaltigung, verleiht er die Legalität und, totaler Staat, sorgt er dafür, daß die Legalität eben nichts enthält, was nicht dieser Vergewaltigung dient. Ausnutzend den nackten Hunger der besitzlosen Klasse und ausnutzend die Gier der besitzenden Klasse nach Profit, erhebt sich der große Parasit anscheinend über beide Klassen, allerdings dabei ganz und gar dem Geschäft der besitzenden Klasse dienend.

Wie der gewöhnliche Zuhälter die Prostituierte „schützt", so schützt der politische das Proletariat, und wie jener die Prostituierte nicht vor der Prostitution, sondern nur vor der Verletzung der Spielregeln, gegen Übergriffe innerhalb der erlaubten Griffe schützt, so schützt er das Proletariat nicht vor der Ausbeutung, sondern nur vor deren Übergriffen. Der gewöhnliche Zuhälter lehnt, falls in Reichweite, unter Umständen gewisse Zumutungen des Freiers beim Geschlechtsakt, die über das Übliche, Gottgewollte hinausgehen, ab. Er verlangt den normalen Geschlechtsverkehr. Auch die Prostituierte soll als Mensch behandelt werden. Sie kann verlangen, daß man ihrer *Ehre* – auch sie hat eine – nicht zu nahe tritt. Der Nationalsozialist ist sehr gegen eigene Aufgänge für Dienstboten. Sie sollen die Markttaschen den Aufgang für Herrschaften hinaufschleppen dürfen.

Der gewöhnliche Zuhälter verlangt vom Freier, was sich machen läßt, eine gewisse Sauberkeit beim Verkehr, und weist nach, daß diese nur im Eigeninteresse des Freiers liegt. Er garantiert dem Freier eine gewisse Hygiene der Prostituierten.

Jedoch tritt er ihm gegenüber mitunter sehr streng auf und imponiert damit seiner Klientin sehr. Er verbirgt es dann dem Freier nicht, daß er den intimen Verkehr gegen Barzahlung für sittlich sehr bedenklich hält. Ja, er inszeniert sogar, zum Entsetzen des Freiers, äußerst unliebsame Szenen in Hotelzimmern, wo er plötzlich als legitimer Ehemann der Prostituierten auftritt und seine Empörung über das unzüchtige Verhältnis oft solche Formen annimmt, daß sie nur durch *freiwillige Spendung* größerer Summen beschwichtigt werden kann.

Unter allen Umständen verlangt er die volle Auszahlung des vereinbarten Preises; allerdings zieht er dann von den Einnahmen seiner Klientin allerhand ab, ebenfalls oft in Form freiwilliger Spenden, die auch nicht ganz freiwillig sind, denn manchmal setzt es Prügel. Er gibt zu erkennen, daß er auch die kleinste Spende gern nimmt, wenn sie aus freudigem Herzen gegeben wird, auch wenn nicht. Jeden Auflehnungsversuch unterdrückt er brutal, aber er ist bereit, mit seiner Klientin ein Liebesverhältnis einzugehen und ihr so *Kraft durch Freude* zu verschaffen, nämlich Kraft für ihre anderweitige Liebestätigkeit. Trägt die Prostituierte ein neues Kleid, so hat sie überall zu sagen, ihr Zuhälter habe es ihr geschenkt, obwohl es natürlich von ihrem Geld gekauft ist.

Er erzieht sie zur striktesten Sparsamkeit und tritt vor ihr auf als sparsamer, ordentlicher Hausvater, der Tag und Nacht für sie sorgt. Oft ist die Rede vom Sparkassenbuch, das er für sie angelegt hat, und wenn er auch keine Ziffern nennt (das kleinste Zeichen von Mißtrauen macht ihn tieftraurig und führt zu Prügeleien), so soll sie doch wissen, daß da etwas ist, wenn die Zeit der Not kommt. Meckert sie, dann spricht er von Jüngeren

zu ihr. Er ist sehr für die *Jugend,* mit der arbeitet es sich besser. Für die Sicherheit, die er ihr gewährt, verlangt er allerdings einige Opfer von ihr. Er lehrt sie, das Materielle gering zu schätzen. Was ist Butter aufs Brot gegen einen Blick von ihm? Er kümmert sich um sie, sie merkt es daran, daß er sie prügelt. Muß sie nicht jemand haben, der sich um sie kümmert? Er überhäuft sie nicht nur mit Prügeln, sondern auch mit Schmeicheleien. Sie ist die beste aller Prostituierten, keine andere gleicht ihr. Und er ist es, der sie zu Reichtum führen wird. Übrigens ist er selber ohne Eigennutz, er versichert ihr gerne, er habe weder ein Rittergut noch ein Bankkonto.

Allerdings legt er großen Wert auf seine Kleidung, er wählt sorgfältig die Stiefel und die Krawatten aus und berücksichtigt die kleinsten Details. Er ist überhaupt eine Künstlernatur. Stundenlang erzählt er, wie das Häuschen aussehen wird, das er ihr, sind die Zeiten erst besser geworden, bauen wird. Reden ist seine Hauptleidenschaft, und am besten liegen ihm Moralpredigten. Wenn die Prostituierte, von ihrer Arbeit erschöpft, mit dem Schlaf kämpft, zählt er ihr, ohne müde zu werden, ihre Fehler vor und berichtet ihr, was alles er für sie getan hat.

Sein Hauptverdienst um sie ist die *Arbeitsbeschaffung.* Ohne ihn läge sie allein in ihrem Bett.

In diesem Zusammenhang war es, daß er sie gelehrt hat, eine gewisse Gehässigkeit gegen den Freier zu unterdrücken, die sich angesichts des geringen Lohns und der Qual beim Beischlaf leicht einstellt. Er wird nicht müde, ihr zu beweisen, daß ein schlechtes Verhältnis zwischen Prostituierter und Freier sich für die erstere sehr schlecht auswirkt. Während der Vereinigung – im Betrieb, wie er sich manchmal zynisch ausdrückt – muß sie sich vertrauensvoll der Führung des Freiers überlassen. Sie muß freudige *Gefolgschaft* leisten.

Sie muß, so lehrt er, dem Kunden zeigen, daß sie den Beischlaf um des Beischlafs willen und nicht um des Lohnes willen leistet. Sie muß vor allem auch die Anstrengungen des Freiers anerkennen.

Denn was will sie anfangen, wenn der Freier auf den Beischlaf endgültig verzichten würde? *Das wäre einfach das Ende der Prostitution!* Das hat sie natürlich nicht bedacht! Wer, wenn nicht sie, wäre zur Würdigung der *Privatinitiative* berufen?

Aber, ob sie solche Argumente einsieht oder nicht, mit eisernem Zwang hält er sie in ihrem Gewerbe fest. Jeden Versuch, von der Prostitution loszukommen und einer Lage zu entrinnen, die sie zwingt, ihre Liebe zu verkaufen, vereitelt er erbarmungslos. Denn, wo bliebe da er?

Das ist der Zuhälter, und jedermann kann mit Leichtigkeit alle diese Züge im Verhalten des Nationalsozialismus entdecken, des politischen Zuhälters, der das Proletariat als Prostituierte des Kapitals behandelt.

Und jedermann wird einsehen, daß es zwar nicht müßig, aber doch verhältnismäßig unwichtig ist, zu untersuchen, ob der Wessel ein gewöhnlicher Zuhälter war, denn ganz bestimmt war er ein politischer Zuhälter, und das ist weit schlimmer. „Rettete" er die Erna Jännicke oder „rettete" er Deutschland? Lebte er auf Kosten der Jännicke oder auf Kosten Deutschlands? Wen von beiden schickte er auf den Strich?

Die Nationalsozialisten haben mit dem Wessel einen sicheren Griff gemacht. In ihm hat das regierende Triumvirat aus einem verbummelten Studenten, einem entlassenen Offizier und einem Reichswehrspitzel das Symbol ihrer Bewegung gefunden, den jungen Helden, von dem man sagen kann: an ihn denkend, denkt man sogleich an die Bewegung, und an die Bewegung denkend, denkt man sogleich an ihn.

Ich gehöre keineswegs zu denen, für welche Worte wie „Weltverbesserer" oder „Prophet" Spottnamen sind. Ich glaube durchaus daran, daß die Welt nicht nur der Verbesserung sehr bedürftig, sondern auch ihrer fähig ist. Ich verfolge auch, soweit möglich, ernstlich die verschiedenen Versuche, die heut an vielen Orten der Welt im Gange sind und deren Ziel es ist, über den Nationen und ihren Staatsmännern etwas wie ein Weltgewissen und die Vorstufe zu einer neuen Völker- und Staatsmoral zu bilden.

Hermann Hesse

Lion Feuchtwanger

ZUR ENTSTEHUNGSGESCHICHTE DES STÜCKES SIMONE

Mein Freund Bertolt Brecht hielt alles, was er geschaffen hatte, für ein Vorläufiges, im Entstehen Begriffenes. Stücke, die er unzählige Male aufgeführt hatte, waren ihm noch keineswegs fertig. Ihm lag, wie so manchem großen Deutschen, die Vollendung des Werkes weniger am Herzen als die Arbeit am Werk. Auch war er ein geborener Theatermann, der Dichter in ihm ergänzte den Spielleiter, der Spielleiter den Dichter, und schon deshalb sah er niemals im Buch eines Stückes ein Endgültiges. Er glaubte an das Experiment, das Experimentieren war seine Leidenschaft. Jede Probe weckte ihm neue dichterische Einfälle, und er entließ keine Anregung, bevor er sie ausprobiert hatte. Seine Stücke waren in der Tat das, was er sie nannte: „Versuche".

Die gedruckten Texte seiner Werke sind also eigentlich allesamt Fragmente, und bestimmt muß der Text, in welchem das Stück „Die Gesichte der Simone Machard" vorliegt, als Fragment angesehen werden, da ja Brecht niemals Gelegenheit hatte, ihn auf der Bühne auszuprobieren.

Wir arbeiteten, Brecht und ich, an der „Simone" vom Oktober 1942 bis zum Februar 1943. Ich hatte, kurz bevor wir die Arbeit begannen, ein Buch „Unholdes Frankreich" veröffentlicht. Ich hatte erlebt und schilderte in diesem Buch die Reaktion des französischen Volkes auf den Zusammenbruch, den Haß gegen die Eindringlinge, die tiefe patriotische Erregung des ganzen Landes und die grimmige Enttäuschung, als sich die beredte Begeisterung einiger Führer so schnell in geschäftstüchtige Zusammenarbeit mit den Eroberern verwandelte. Das Buch rührte Brecht sehr an, und wir waren uns, er und ich, als wir den Plan der „Simone" entwarfen, darüber einig, zum Drehpunkt des Stückes die Erkenntnis der Jeanne d'Arc zu machen, daß sie nicht von Engländern, sondern von Franzosen verurteilt wird. Diese gleiche Erfahrung, daß nämlich die Leute, die sie verderben, nicht Landesfeinde, sondern reiche Franzosen sind – „reich und reich gesellt sich gern" –, sollte Simone machen.

Brecht kam zu mir als sehr junger Mensch, im Jahr 1919 in München, und ich habe in den langen Jahren unserer Freundschaft sowohl in Deutschland wie im Exil häufig mit ihm zusammengearbeitet. Brecht war ein glän-

zender Debattierer. Dieser brennende Mensch wurde noch lebendiger in der Debatte. Jede Minute brachte ihm neue, kühne, blitzend gescheite Einfälle. Er verstieg sich gern ins Paradoxe, verteidigte seine Thesen, auch wenn sie nicht zu halten waren, mit Witz und Schärfe, wurde heftig, griff an, um schließlich, schlau und gutmütig lachend, seinen Satz fallenzulassen. Die Arbeit mit ihm war überaus anregend. Das Erlebnis Brecht gehört zu den glücklichsten meines an glücklichen Erlebnissen nicht armen Lebens.

Die Arbeit an „Simone“ war durch äußere Umstände behindert. Brecht und ich lebten damals in Kalifornien, Amerika war im Krieg, die Regierung hatte allen Deutschen Hausarrest auferlegt von acht Uhr abends bis zum Morgen. Brecht kam täglich zu mir, und wir waren oft sehr ärgerlich und bekümmert, wenn wir die Arbeit des Abends abbrechen mußten.

Wir arbeiteten eifrig, und wir waren aufeinander eingestellt. Brecht lag wenig an der Konstruktion, er kümmerte sich nicht um die äußere Wahrscheinlichkeit; auch an der Ausarbeitung der Charaktere lag ihm nicht viel, er haßte alles „Psychologisieren“. Ihm kam es darauf an, gleichnishafte Situationen zu schaffen, die ihren Sinn verkündeten, ohne daß der Autor hätte kommentieren müssen. Ihm ging es um die Echtheit des Wortes, die dichterische Wahrheit der Geste und der Situation.

Das Stück hieß ursprünglich „Die Stimmen“, die Heldin hieß Odette. Brecht sagte ohne weiteres ja, als ich einen andern Titel und andere Namen vorschlug. Auch Änderungen im Bau des Stückes und in der Handlung nahm er ohne weiteres an, wenn sie nur zu der dichterischen Situation führten, die ihm vorschwebte. Aber er war überaus streitbar, wenn es um den Tonfall der entscheidenden Sätze ging und um die Färbung der Träume. Es war beglückend, zu erleben, wie er aus der Geste heraus nach dem rechten Wort suchte, wie er nicht nachließ, eh er's gefunden hatte, wie kindlich und pfiffig er sich freute, wenn es dann da war und klang. „Hier muß eine Arie her“, sagte er etwa, „das müssen Sie doch einsehen.“ Ich sah es nicht ein, aber ich sah und hörte, wie er die Arie schuf, ich machte nur selten einen Einwand, und da war die Arie, einfach und stark, und kein Ton konnte anders sein. Sie war in Wahrheit dichterisch, und es war herzzerbrechend, wenn wir dann ihre zwanzig Sätze auf drei zusammenstreichen mußten.

Die einzige Frage, über die wir uns nicht einigen konnten, war das Alter der Heldin. Dem Brecht wurde Jeanne-Simone während der Arbeit immer jünger, mir immer älter. Ich erklärte Brecht, ich würde Simone in dem Roman, den ich zu schreiben vorhatte, älter machen; er behielt sich vor, sie auf der Bühne energisch zu verjüngen. Wir entschieden uns schließlich, sie im Text des Stückes als „halbwüchsig“ zu bezeichnen.

Im Februar mußte Brecht für längere Zeit nach New York gehen, und wir mußten in den Tagen vor seiner Abreise die Arbeit mehr beschleunigen,

als uns lieb war. In der letzten Szene vor allem blieben viele Sätze in einer vorläufigen Fassung stehen. Wir überprüften noch einmal das ganze Stück, ich machte mir Anmerkungen und diktierte nach Brechts Abreise an Hand dieser Anmerkungen einen zusammenhängenden Text.

Mehrere Jahre hindurch waren wir aus gewissen äußeren Gründen gezwungen, von einer Aufführung der „Simone" abzusehen. Als diese Gründe wegfielen, schrieb mir Brecht, ich möchte ihm das Manuskript zu Zwecken der Aufführung schicken. Im August 1955 schickte ich ihm meine letzte Fassung und berichtete ihm von einem Plan, das Stück in New York zu spielen. Er antwortete: „danke für brief und stücktext. er scheint in ordnung bis auf die allerletzten sätze, die etwas schwach klingen." Im gleichen Brief betonte er nochmals, daß Simone „ein kind" sein müsse. Und noch am 3. Mai 1956 schrieb mir Brecht: „ich schreibe ganz kurz, da ich im augenblick in der charite liege, um mit den folgen einer virusgrippe fertig zu werden. das wichtigste für eine aufführung der ‚simone' ist, daß die hauptrolle unter überhaupt keinen umständen von einer jungen schauspielerin gespielt werden kann (auch nicht von einer, die wie ein kind aussieht), sondern nur von einer elfjährigen. im übrigen sollte man da wirklich nicht hastig sein."

Sichtlich hat Brecht in den Monaten, die ihm noch vergönnt waren, an der „Simone" weitergearbeitet, und nun ich das Stück nach langen Jahren wieder lese, spüre ich, wieviel Leben von dem reichen Leben Brechts darin steckt. Ich hoffe, es geht nicht nur mir so. Ich hoffe, die Bühne wird zeigen, daß das Werk über die Zeit der Entstehung hinaus lebendig ist.

Jan Koplowitz

TREFF AN DER GRENZE – 1939

Nie war mir Prag so schön erschienen wie an dem Tag, da ich es verlassen mußte. Am Abend zuvor hatten mir meine tschechischen Freunde angeboten, noch einmal in ihrer Wohnung zu schlafen. Mein Bett war in der Rumpelkammer vorbereitet. Das geschah zu meiner Sicherheit. Denn der schmale, fensterlose, niedrige Raum, früher einmal die Dienstmädchenkammer, konnte vom Badezimmer nur mittels einer Leiter erreicht werden. Wer mich da etwa finden wollte, mußte mit dem Bauplan des Hauses schon sehr gut Bescheid wissen, und auf den Hausmeister war Verlaß. Trotzdem, ich fragte lieber einen Genossen. Jupp schüttelte den Kopf. „Nein, du kannst nicht. Sie kommen immer in der Nacht! Magst dich früh dort aufwärmen gehen."

Den alten Garagenwärter gefährden, seine rundliche, weißhaarige Frau mit dem jungen Gesicht? Nein, Jupp hatte schon recht. Der kleine Park hinter dem Messe-Palais gab mir den freundlichen Schutz seiner Bäume. Der kühle Wind durchschauerte mich. Wer hätte in dieser Nacht geschlafen! Unten an der Straße johlten angetrunkene Soldaten. Hassen hätte ich sie müssen. Sie krächzten in meiner Heimatsprache: „Meine Schwiegermutter, die hat 'ne Glatze, da wächst Rhabarber drauf, prost Maxe."

Einsam waren sie im besetzten Land. Aus jedem Blick, der ihnen begegnete, sprach Verachtung. Die Prager verließen den Bürgersteig, wenn das Grüngrau ihrer Uniform seine Breite einnahm. Die Mädchen senkten stumm die Köpfe und sahen auf das Pflaster, sobald sie die zotigen Angebote umspülten wie schmutziges Geschirrwasser. Hassen hätte ich sie müssen, doch sie taten mir irgendwie leid. Was wußten die Jungs schon davon, wie schmutzig ihr Kriegshandwerk war. Sie verstanden nicht, warum sie unter den Einwohnern des Landes einhergingen wie Aussätzige. Jubelnd waren sie ihrem Führer gefolgt, und nun froren sie unter der Kälte der stolzen Gleichgültigkeit der Prager mehr als ich im Schatten der Bäume. So tranken sie eben, um sich als Sieger zu fühlen. Ein scharfes „Halt!" durchschnitt das Landserlied. Streife der Feldpolizei. Noch ein kurzer Wortwechsel, Hackenklappen; Knarren und Stampfen der Stiefel tönte immer undeutlicher und leiser aus der Entfernung. Dann war alles wieder still.

Das blaue Dunkel umrandete am Horizont ein trübes Grau. Über mir, in den Baumwipfeln, probierten Vögel ihr Morgenlied. Grau wurde gelb,

rötliche Wölkchen wischten hinter der dunklen Silhouette des Hradschin vorbei. Die Helle des Tages kam so unerwartet wie die blasse Sonne.

Ich dehnte meine Arme weit und vertrat mir die Füße. Bald war es Zeit. Das alte Schloß mit der neuen Fahne und in seiner Mitte der stolze St.-Veits-Turm grüßten noch einmal im grüngoldigen Schimmer ihrer Kupferkuppeln und Dächer. Ich klopfte den Staub vom Mantel, zupfte die Gräser aus dem Wollstoff und ging langsam zur Straßenbahnstation hinunter. Nie war mir Prag so schön erschienen wie an dem Tag, da ich es verlassen mußte.

Jirka, mein Mädchen, sagte nicht viel beim Rendezvous. Viele Abschiedsworte gebären Tränen, und sie wollte nicht weinen. Wir sahen uns an und hielten uns so fest an den Händen, daß ich noch vom Zugfenster her die roten Abdrücke meiner Finger über ihrem schmalen Gelenk sah. Es mußte ihr wehgetan haben, wie ich zugedrückt hatte, nicht so weh wie unser Abschied. Wir küßten uns, schnell und zart. Zu schnell! Ein nicht ganz zu Ende geküßter Kuß. „Auf Wie . . .“

Langsam kreischte, quietschte der Bummelzug über viele Schienenpaare hinweg, von knarrenden Weichen auf eine einsame Strecke gelenkt, aus dem Vorortbahnhof Lieben.

Von hier aus war es nicht so gefährlich, Prag zu verlassen. Die großen Knotenpunkte des Verkehrs waren streng bewacht, etwa der Wilson-Bahnhof oder der Masaryk-Bahnhof. Wir hatten wirklich danach ausgesehen, was wir waren – ein abschiednehmendes Liebespaar. So waren wir sicher an den Naziwachen am Eingang vorbeigekommen.

Die Fahrkarte stimmte. Außer meiner Aktentasche hatte ich nichts bei mir, das Geld würde auch reichen. In der Innenseite des Revers stach die kleine Nadel mit dem gelben Köpfchen, das Erkennungszeichen für den Genossen, der uns über die Grenze bringen sollte. Hatte ich mir auch alles gemerkt? Aussteigen Frydeck-Landstraße – Genosse Polloch wohnt hinter dem Gemeindeamt. Dann war mir nur noch der Hans nachgelaufen. Was hatte er da gesagt, der Hans? „Am Bahnhof Frydeck stehen Taxen. Fahr damit, das ist besser, da sehen dich nicht soviel Leute. Laufe nicht zu Fuß!“

Wenn ich nur erst dort wäre in Frydeck. Noch immer hielt mich das Weichbild von Prag gefangen. Gegenüber erhob sich das größte Werk Prags, „Kolben-Daněk“. Rauchschwaden aus den großen Schornsteinen breiteten einen schmutziggrauen Vorhang darüber. Das waren Kerle, die Arbeiter der Kolbenká. Mit Beneš sind die Nazis fertig geworden, dachte ich, mit den zitternden Kleinbürgern und den schnell auf neue Rechnung arbeitenden Kapitalisten, denen der Geldschrank das Vaterland bedeutet, mit denen werden sie auch fertig. Aber an meinen Freunden Popik, Hanusch, Jarda, Vaclav werden sie sich die Zähne ausbeißen. Die Zähne werden sie sich ausbeißen.

Der Zug hielt, immer noch im Außenring von Prag. Reisende stiegen zu. Es wurde eng. Man sah sich gegenseitig bedrückt an, durchforschte Gesicht für Gesicht. Erst wurde kaum geredet. Die Prüfung schien beendet. Man war unter sich. Schüchtern begann ein tastendes Gespräch. Wie stolz war ich, sie hatten mich einbezogen. Vielleicht ahnten sie, daß ich Deutscher war. Wahrscheinlich merkten sie es dann im Gespräch, wenn ich auch gut tschechisch sprechen konnte. Doch ich erschien ihnen nicht als Feind.

Das war eine Unterhaltung. Kein deutscher Spitzel hätte Verdacht schöpfen können, selbst wenn er der Sprache mächtig gewesen wäre. Dazu mußte man das Sprichwort des Landes kennen, seine Volksweisheit und seine Literatur. Spott und Hohn gossen sie über die Faschisten aus, und statt Protektorat sagte einer, als verspreche er sich, pro tento krat. Aber das heißt: nur für diesmal.

Plötzlich verstummte das Gespräch. Aus dem Nebenabteil kamen zwei große Männer mit Jägerhut und Lodenmantel, sahen sich nach einem Platz um und drängten sich zwischen unsere Sitzreihen.

Die Stille gefiel ihnen nicht. Sie redeten Deutsch, herausfordernd laut, und ich mußte an das Kind denken, das im dunklen Wald pfeift, um seine Angst zu übertönen. Aus dem Gespräch war zu entnehmen, daß der eine ein Augsburger Ingenieur sei, der in das Protektorat kam, um eine enteignete Textilfirma zu übernehmen, ein verjudetes Werk, sagte er.

Mir wurde heiß, in der Tasche fühlte ich Jirkas Bild. Es wäre herzlos von mir gewesen, es ihr am Bahnhof abzulehnen. Doch auf der Rückseite trug es den Stempel des Photographen, und wenn man dort nachforschte ... Behutsam stand ich auf und ging in die Toilette, zerriß die Karte in kleine Schnipsel und spülte sie langsam und in Abständen hinunter.

Einer der Besucher aus dem Reich saß auf meinem Fensterplatz, als ich zurückkam, und rief mir zu: „Stehen ist gesund, junger Mann.“ Ein junger Reisegenosse wollte aufstehen, ich beschwichtigte ihn: „Prosim jenom sed'te, jenom sed'te.“ – Bleiben Sie nur!

In Brünn stieg ich um, und das war nicht das letztemal. Auf einer kleinen Station, etwa anderthalb Stunden von Frydeck entfernt, hielt der Zug wieder. „Alles aussteigen!“ Güterzüge mit Armeebedarf blockierten die Strecke. Auf dem Bahnsteig wimmelte es von Soldaten der Wehrmacht. „In zwei Stunden geht es weiter!“ erklärte der Zugführer den aufgeregt fragenden Reisenden.

Nur weg vom Bahnsteig, weg vom Bahnsteig. Der Wartesaal war leer bis auf einen tschechischen Eisenbahner in Uniform, der an einem Einzeltisch saß, und hinter diesem Einzeltisch führte eine Tür in das Zimmer des Bahnhofsvorstehers. Ich wunderte mich. Warum draußen so voll und hier so leer? Ich gesellte mich zu dem Uniformierten. Doch wir redeten nicht

miteinander. Erst als er nach einem Feuerzeug suchte und ich mit einem Zündholz aushelfen konnte, meinte er, zum Bahnhof hinausnickend: „Schönes Wetter haben wir heute." Da antwortete ich tschechisch: „Mir wäre es ganz recht, wenn es wieder regnen würde." Er blinzelte mich an. Wir hatten uns verstanden. Da öffnete sich die Türe hinter uns, und durch den Spalt hörten wir eine diensteifrige Stimme: „Jawohl, Herr Hauptmann! Heil Hitler, Herr Hauptmann!"

Mein Tischnachbar kommentierte gleichmütig: „Bahnhofskommandant." Schnell sprang ich auf, wollte auf den Bahnsteig hinausgehen, kam aber noch eiliger zurück. Draußen mußten alle Zivilpersonen den Ausweis vorzeigen. Der Eisenbahner sah auf. Mein Gesicht wird wohl ein wenig bleicher gewesen sein als vorher. In diesem Augenblick verstand er alles. Ohne ein Wort zu sagen, setzte er mir seine Mütze auf und half mir aus dem Mantel. „Spielen wir Karten, verkürzt die Zeit", schlug er vor. Gleichzeitig teilte er auch schon aus dem Pack und drückte mir das Blatt in die Hand. Mariage zu zweien, nannte er das Spiel. Die Tür hinter uns öffnete sich vollends. Ein junger Wachsoldat kam aus dem Zimmer und postierte sich davor. Nach einer Weile wurde es ihm zu langweilig, und er schaute uns über die Schulter. „Mariage zu zweien", erklärte der Eisenbahner in mühsam gebrochenem Deutsch. „Kenne ich nicht", meinte der Posten. Aber er blieb weiter bei uns stehen. Wahrscheinlich war dem Eisenbahner die besondere Art, Mariage zu spielen, ebenso ein Buch mit sieben Siegeln wie mir und unserem Kiebitz. Doch da wir sehr geschäftig dabei waren, gelang es uns, den Eindruck von leidenschaftlichen, vom Spielfieber gepackten Partnern zu erwecken. Nicht einmal die beiden Feldpolizisten mit der weißen Armbinde veranlaßten uns, aufzublicken.

Der Wachposten stellte sich wieder stramm vor die Tür des Kommandanten. Einer der Polizisten zeigte auf uns. Der Kiebitz aber lachte –: „In Ordnung, die sind von der Bahn!" Sie gingen. Ich sah den Eisenbahner an, stieß mit meiner Fußspitze an seinen Schuh. Das war so gut wie ein Händedruck. Wir spielten weiter. Der Eisenbahner wollte mir seine Adresse geben, für den Fall, daß ich nicht über die Grenze käme. Aber ich dankte und wehrte ab. Man soll keine Namen wissen. Wissen belastet.

Auch wenn zwei Stunden sich wie ein Tag dehnen, gehen sie endlich vorbei. Der Zug nach Frydeck wurde angekündigt. Im freundschaftlichen Gespräch einander zugeneigt, liefen wir über den Bahnsteig, bis wir ein leeres Abteil fanden. Erst dort ließ sich mein Freund seine Mütze zurückgeben. Wir sagten uns auf Wiedersehen.

Es dunkelte bereits, als ich in Frydeck ankam. Nur wenige Leute stiegen mit mir aus dem Zug. Keine Naziuniform weit und breit. Der kleine Bahnhof war fast menschenleer. Es war so still, als hätte Frydeck wirklich etwas

mit Frieden zu tun. Vorsichtig sah ich durch das Fenster im langen Korridor des Bahnhofs, sah hinaus auf den großen Vorplatz. Eine alte Frau radelte vorbei. Ein junges Paar war mit sich selbst beschäftigt.

Am Straßenrand hielten Taxen. Zwei Autotaxen. Langsam ging ich auf die erste zu. Ein kleiner, breiter, untersetzter Mann mit flacher Kappe verließ den Führersitz und betrachtete mich ebenso neugierig wie ich ihn. Ein dichter, langer Schnurrbart im vollen schwartigen Gesicht, in Fett gebettete, listige, schwarze Äuglein. Er sah fragend an meinen Händen herunter. Kein Gepäck? Ich konnte es ihm nicht verübeln, wenn er Vorauszahlung verlangte. Wir fuhren nur eine kurze Weile durch die Stadt und bogen auf eine Landstraße. Ein Zug der Lokalbahn, der die Straße überquerte, zwang uns zum Anhalten. Weiter surrte der gutgefederte Wagen, bis ein grelles Licht uns blendete. Im gleichen Augenblick wurden mehrere Motorräder gestartet. „Halt!“ brüllte es.

Eine Kette schwarzuniformierter Gestalten spannte sich über die Breite der Straße. „Fahrzeug, mitkommen!“ kommandierte einer. Hell wach war ich. Die Nadel, die Nadel! Ich riß sie heraus und ließ sie in die Höhlung zwischen Lehne und Sitz rollen. Also alles war umsonst. Die Tür wurde aufgerissen. Der Eindringling rief: „Keine Bewegung, sonst . . .“, und es war still. Wir fuhren von der Straße herunter auf einen Feldweg, von Motorrädern eskortiert. Der Schwarze zündete sich eine Zigarette an, rückte mit dem brennenden Streichholz meinem Gesicht nahe. „Aha, jungsche Karotte, mal sehen, was dran ist.“

Der Fahrer schob seine Mütze ins Genick. Er schien ungerührt. Der Wagen hielt an. Ich beschloß zu schweigen, und wenn sie mich totschlügen. „Raus!“ Von zwei SS-Leuten in die Mitte genommen, mit auf den Rücken gedrehten Armen, gelangte ich, vor Schmerzen halb betäubt, in ein riesiges Zimmer.

Der silberbesternte, schwarze, schmächtige Mann hinter dem Schreibtisch ordnete an: „Ausziehen, durchsuchen!“ Sie zerrten mich in einen hellerleuchteten fensterlosen Raum. Ein paar Haken waren drin. In der Mitte stand ein langer, schmaler Tisch. Zwei rohe Bänke lehnten an der Wand, Blutflecke auf dem Boden, sonst nichts.

Sie fühlten mich erst ab, und dann mußte ich Stück für Stück ausziehen, bis ich nackt dastand. Ein Schlag ins Genick mit der flachen Hand warf mich um. Als ich zu mir kam, saß ich auf der Bank, und ein langer Bursche mit dem Gesicht eines Fleischers grinste mich an. Er sagte ganz gemütlich: „Ich mußte dir eine langen, damit wir dich in Ruhe durchfilzen konnten. So, und wo ist die Nadel?“ Sie wußten es also. Ich schwieg. Er rief durch die Tür: „Abreibung!“ Dann kamen noch mehr. Einer trug einen Eimer Wasser. Wie oft sie mich ohnmächtig schlugen und mit einem Wasserguß wieder zum Bewußtsein gebracht haben, ich hab’s nicht gezählt.

Wieder stand ich vor dem mit den Silberrunen. „Ihr Idioten", brüllte er, „mit dem Gesicht ist er auf keinem Bild zu erkennen!" Durch einen blutigen Schleier sah ich auf dem Tisch ein Fotoalbum. Es lag dort, mir zugewandt. Einige Bilder kannte ich. Daneben lag noch etwas – ein zerknitterter Zettel. Ein paar Druckbuchstaben waren darüber, oben, daran sah ich, was es war: mein Entlassungsschein aus dem Krankenhaus.

Eine Zeitlang hatte ich mich nämlich mit Hilfe des tschechischen Arztes Dr. Sedlaček in seiner Abteilung des Prager Städtischen Krankenhauses Vinohrady verborgen. Noch in Prag hatte ich den Zettel nötig gebraucht und nicht finden können. Das zusammengefaltete dünne Papier mußte in den Hosenaufschlag gerutscht sein.

Das wäre also der Name, dachte ich, zwar nicht mein eigener, aber immerhin behördlich unterstempelt, von einer offiziellen Stelle ausgegeben: Städtisches Krankenhaus.

Der Oberscharführer der SS sah angeekelt in mein geschwollenes, blutunterlaufenes Gesicht. „Waschen, die – die angestochene Sau, und her mit ihm wieder." Er sagte das nicht brüllend, sondern beiläufig, wie selbstverständlich, und ebenso nüchtern, fast sammetweich, fragte er mich, als ich wieder vor dem Tisch stand: „Wollen Sie uns nun endlich erzählen, wer Sie sind und warum Sie türmen wollten?" Dabei wippte er mit seiner Stahlrute. Auf der gepflegten Hand saß am Mittelfinger ein breiter Goldring mit einem großen schwarzen Stein in der Mitte, den ein elfenbeinfarbener Totenkopf mit überkreuzten Knochen verzierte. „Na, wollen Sie nicht reden?"

„Konnte ja gar nichts sagen", lispelte ich aus halb zahnlosem, verschwollenem Mund. Ich vergaß jedoch nicht, mich im Dialekt der Prager Deutschen auszudrücken, wenigstens um den Dialekt zu bemühen. Er nahm den Zettel, sah auf eine Notiz vor sich. Ich vermutete richtig, als ich annahm, daß es die Übersetzung des Scheins aus dem Tschechischen sei.

„Wieso können Sie Deutsch? Wieso können Sie überhaupt Deutsch? Sie heißen Karel Dub – Eiche zu deutsch –, Eiche, he he, na, wie 'ne Eiche kommen sie mir nicht vor. Eiche!! Eher wie Espenlaub." Er lächelte befriedigt über sein Bonmot.

Ich sagte: „Ich habe deutsche Schulen besucht!" – und dachte dabei, Espenlaub kann er haben, schön – bitte, Espenlaub, und ich begann gehorsam zu zittern. Ein Laienspiel um das Leben.

„Wo ist Ihr Nansenpaß?"

Jetzt die richtige Karte spielen: „Er ist in Genf zur Verlängerung", sagte ich zögernd. „War abgelaufen. Das Schweizer Konsulat in Prag hat ihn hingeschickt."

„Karel Dub, staatenlos, Inhaber des Nansenpasses Nr. 6274, Buchhändler. Religion: Jude. Gehirnerschütterung, geheilt entlassen, Prag, den . . .", mur-

melte er vor sich hin. „Hm ... warum sind Sie denn dann getürmt? Warum sind Sie dann überhaupt geflüchtet? Ist ja alles in Ordnung."

Ich tat, als hätte ich ihn nicht verstanden, und blieb bei meiner Trumpfkarte: „Konsulat und Rotes Kreuz in Warschau sind schon verständigt!" Jetzt heulte ich los. Es fiel mir gar nicht schwer, die Tränen herauszupressen, denn die Schmerzen suchten ein Ventil. Ein angstschlotterndes Bündel spielte ich. Das mußte seiner Eigenliebe schmeicheln. Espenlaub! Er sah mich an, der Herr Oberscharführer, und dann sprang er auf und brüllte: „Wendler! Wendler!"

Der mit dem Fleischergesicht stand stramm.

„Wer soll das sein, ein Roter? He –? Kommune? He, Emigrant, was? Quatsch, ein Krepierhuhn ist das? Mit Nansenpaß und Rotes Kreuz und erwartet irgendwo. Diplomatische Verwicklungen können wir jetzt nicht gebrauchen, bevor es losgeht. Das hätte gerade noch gefehlt. Geben Sie ihm mal 'nen Tritt in Arsch und lassen Sie ihn laufen. Aber nicht etwa zurück. Wir zwei sprechen uns später noch."

Diese Drohung an den Metzger bekam ich zu spüren. Sie holten mich heraus auf den Hof, trieben mich auf den freien Platz. Vor der Villa formierten die Schwarzen einen Kreis, und einer jagte mich immer dem anderen zu. Sie prügelten mich. Ich rannte wie ein umstelltes Tier und versuchte, durchzubrechen. Es war so wie Drittenabschlagen in meiner Kindheit. Man trieb mich hin und her, bis ich liegenblieb. Dann gingen die Henker vergnügt ins Haus. Nur der Fleischer warf mir noch einen Blick zu und sagte: „Den hat's!"

Hinter der Villa, gleich bei der Fabrik, fließt ein Bach vorbei. Dorthin kroch ich, wusch meine Wunden, mein blutiges Hemd. Besah den Schaden und merkte, daß ich noch ganz war. Nichts gebrochen. Platzwunden ... Nur die Zähne waren unwiederbringlich verloren. Mit dem Laufen haperte es zunächst noch sehr. Aber ein paar hundert Meter weiter begann das Niemandsland zwischen den Grenzen. In dem Wäldchen am Fuße des Hügels, auf dessen anderer Seite Polen begann, wollte ich mich ausruhen. Nur ein paar Minuten. Legte mich in das Dickicht und schlief sechzehn Stunden.

Was dann folgte, das Versteckspielen mit den polnischen Gendarmen der Oberst-Beck-Regierung, die manchen von uns an der Grenze zurücktrieben, wenn sie seiner habhaft wurden, das vorsichtige Pirschen auf schlammigen Feldwegen – all das zu überwinden, dazu half mir der Kraftquell des langen Schlummers.

Als ich endlich über die Teschener Grenzbrücke marschierte und den müden Körper straffte, um nicht aufzufallen, klang mir aus einem Lautsprecher ermutigend die Nationalhymne entgegen: „Jesče polska" – Noch ist Polen nicht verloren.

Helmut Hauptmann

STREIT IM DIENSTABTEIL

Die Bolschewiki in Rußland, die Genossen der Serbischen Sozialdemokratischen Partei und die „Engherzigen“ in Bulgarien waren die einzigen, die von Anfang an den Weltkrieg bekämpften und den Regierungen ihrer Länder die Bewilligung der Kriegskredite verweigerten.

1903 hatte sich die Bulgarische Sozialdemokratische Partei gespalten, in einen Teil, der ohne Angst und Halbheit für die Interessen der Arbeiterklasse, für den Sturz der alten arbeiterfeindlichen Ordnung kämpfen wollte, wie es Marx, Engels und Lenin lehrten, und einen Teil Schwankender, die für eine „weitherzige“ Politik der Arbeiterbewegung, für Aussöhnung mit den Kapitalisten warb. Ohne Zögern war Georgi Dimitroff auf die Seite der „Engherzigen“, die Seite Blagojeffs, getreten, und die Genossen hatten ihn zum Sekretär ihrer Parteiorganisation von Sofia gewählt.

Obwohl über Bulgarien bereits seit dem Herbst 1914 der Ausnahmezustand verhängt war, rief die Partei der „engherzigen“ Sozialisten in einem Manifest das Volk gegen die im September 1915 angeordnete Mobilmachung auf. Die Parlamentsfraktion der „Engherzigen“, unter ihr Georgi Dimitroff, wurde wegen „Aufwiegeln der Truppen zur Gehorsamsverweigerung“ verhaftet und angeklagt, dann jedoch nicht verurteilt, weil die Regierung nicht wagen wollte, den Zorn des Volkes noch zu steigern. Im Oktober 1915 marschierten bulgarische Truppen in Serbien ein.

Georgi Dimitroff kämpfte gegen den Krieg. Als Parlamentsabgeordneter fuhr er in die verschiedenen Bezirke, um die Lage der Arbeiter zu überprüfen. Mitunter wußte er es so einzurichten, daß er Gebiete besuchte, die in Frontnähe lagen. Dabei knüpfte er Verbindungen zu den Genossen im Heer und organisierte die Aufklärungsarbeit in den Truppeneinheiten. Obwohl ihn die Geheimpolizei auf Schritt und Tritt verfolgte und beobachtete, gelang es ihm mit Hilfe der Genossen, die Spitzel irrezuführen, als einfacher Soldat getarnt unerkannt in die mazedonische Frontlinie zu gelangen und dort eine illegale Parteikonferenz abzuhalten.

Gern hätten die Kriegsschürer diesen Dimitroff unschädlich gemacht. Aber sie konnten ihn nicht fassen. Sie suchten nach einem Vorwand. Da kam ihnen ein Zwischenfall zu Hilfe ...

Der Abgeordnete Dimitroff kehrte von einer Inspektionsreise zurück. Die

Eisenbahn war ziemlich voll besetzt. Er ließ sich in einem besonderen Dienstabteil nieder, das noch leer war. Ein Oberst stieg dazu, grüßte förmlich, warf seine helle Aktentasche auf die Polsterbank, hängte die steife Mütze sorgfältig an den Kleiderhaken, prüfte den Sitz seiner grauen Haare im Spiegel, zog mit einem Ruck die Uniform straff, flezte sich bequem in die freie Fensterecke und zündete sich umständlich eine Zigarre an.

Wenig später trat ein einfacher Soldat ins Abteil. Sein Gesicht war eingefallen, grau wie verbranntes Pergament, unrasiert; sein Rock war ausgeblichen, ein Ärmel hing lose herab, denn der dazugehörige Arm stak in einem unförmigen Verband. Offenbar hatte er die Hand eingebüßt. Auf der Brust trug er eine Begleitkarte vom Frontlazarett für ein Heimatlazarett. Er salutierte ungeschickt und wollte sich setzen.

„Na, Sie haben sich wohl sehr im Abteil geirrt, lieber Mann", sagte der Oberst und sah dabei abschätzend und peinlich berührt den schäbigen Soldaten an.

„Der Schaffner hat mir erlaubt, hier zu fahren", erwiderte der müde. Es kostete ihn Anstrengung, aufrecht zu stehen.

Der Oberst starrte den Verwundeten an.

„Aber ich erlaube es nicht!" bestimmte er scharf. „Denken Sie, ich will mir Krätze und Läuse holen? Gehn Sie in den nächsten Wagen, dort wird Ihnen ein Kamerad Platz machen!"

Georgi Dimitroff hatte sich bis jetzt zur Ruhe gezwungen. Er hatte andere Aufgaben und durfte sich nicht in einen Streit einlassen. Aber konnte er die hochmütige Frechheit stillschweigend dulden, die kränkende Überheblichkeit Menschen gegenüber, zu denen er selbst gehörte? Mußte er nicht protestieren, wenn auch nur einem von ihnen Unrecht geschah? Es gibt Augenblicke, in denen man sich nicht verleugnen darf.

Ohne die geringste Erregung zu verraten, wandte er sich an den Verwundeten und sagte, sachlich und liebenswürdig, daß den Offizier jedes Wort wie eine Backpfeife traf: „Setzen Sie sich, es ist hier genug Platz."

Der Oberst saß kurze Zeit wie versteint. Dann sprang er auf und zischte den Soldaten an: „Ich befehle Ihnen, sofort dieses Abteil zu verlassen!"

„Nein, er wird hier sitzenbleiben!" rief Georgi Dimitroff, erhob sich, zog seinen Parlamentsausweis aus der Tasche, sah den Oberst fest an und sagte mit eisiger Höflichkeit: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß der Herr in meiner Begleitung reist."

Der Oberst war fassungslos.

„Das ist ja Anstiftung zu Meuterei", stieß er hilfesuchend hervor, setzte die Mütze auf und schrie nach dem Zugführer . . .

Georgi Dimitroff wurde für diesen Zwischenfall wegen Aufwiegelung zum militärischen Ungehorsam zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Wilm Weinstock

GEDICHTE

Biographische Erkenntnis

So bin ich nichts
von alledem was war.
In mir ist dieser Fluch
mich auszuleben.

Im Schein des Lichts
ward bunter Jahr um Jahr
mein großes Lebensbuch
mir hingegeben.

Nun lese ich
und blättere mir auf
die vielen bunten Seiten
der Erinnerung
und sehe mich
und meinen Lebenslauf
in allen Nichtigkeiten,
wo ich einstens jung.

Nun lehre ich den,
der noch vorübergeht
an diesem schönen Leben
so traumwach und still

Wirklichkeit zu sehn,
damit er jung versteht
der Sehnsucht mitzugeben,
was ihr Handeln will.

Friedlich läuten die Glocken
und friedlich beten die Menschen
um ihr häusliches Glück.

Die draußen auf dem Schlachtfeld
erst beten für den Frieden,
die kehren kaum zurück.

Nenn mir das Schiff,
welches auf Wolken schwebt,
wenn Abendfriede
in den Lüften webt,
fern jedem Riff.

Laß mich der Schwermut
jetzt entkleiden,
die meine nie gekannte
Freude trübt.
Ich bin von allen Stunden
wehgeprüft
und meine Wirklichkeit
ist traumgeübt,
mit nackten Poren
voller Leiden.

Nenn mir das Schiff!
Ich steige ein,
entblößt zu steuern
in unendliches Vergessen.
Es wird die Wolke
sich verändern und erneuern,
in Licht und Wasserdunst
zur Erde gehn.
Kein Mensch
hat mehr als sich besessen,

doch dieses Schiff
wird ewig voller Sonne sein!

Wie schön sind alle Dinge,
die unbenennbar sind –
die Luft der Wolkenringe,
der Traum von einem Kind.

Wie warm ist helles Sehnen,
aus dunklem Wunsch genährt –
ein sanftes Wortedehnen,
das nur Sekunden währt.

Unnennbar schöne Dinge
sind nur im Traum zu Haus.
Unnennbar Schönes singe.
Mein Herz – atme dich aus!

Wer singt dem Baum
sein Frühlingslied,
der sich in Dürre müht?

Ein bunter Vogel, winzig klein,
auf einem dürren Ast,
und wird das Bunte seine Last,
muß leicht sein Singen sein.

Schon singt ein großer Vogelchor
dem Frühling seine Töne,
schon jubeln Lieder hoch empor,
schon wiegen die Winde das Schöne.

Wer singt dem Baum
sein Frühlingslied,
der sich in Dürre müht?

Herbstlicher Liebesgang

Ein Vogel singt sein Nachtgebet
in einem Baum, der einsam steht.
Der Tagesweihe letzter Klang –
dann schlummern Seele und Gesang.

Verlorenes Lied

O singt das Lied,
das ich verloren habe,
singt einst an meinem Grabe
dies heimgekehrte Lied.

Kehrt mir der Traum,
den ich vergebens träumte,
in Wirklichkeit versäumte,
zurück in einem Traum.

Singt vogelscheu
und angstbedacht
dies Lied in einem Baum.

Verrat und Treu,
es weint und lacht
dies Lied von meinem Traum.

E. R. Greulich

LEONHARD FAHRENTHIN SCHIESST

Der Mensch ist das höchste Lebewesen. Sagt er das erstemal Mutter, schenkt er tiefes Glücksgefühl. Pflückt er das erstemal eine Blume, erlebt er selbst Glück. Schenkt er das erstemal Blumen und sagt: Ich liebe dich! dann fühlt er sich im Himmel. Er hat hochentwickelte Sinne, Verstand und ein Herz. Wird dieses Organ in der oberen rechten Brusthälfte von einer Kugel durchbohrt, dann ist alles zu Ende. Niemand hat das Recht, ein Menschenleben auszulöschen.

Ich, Dr. phil. Leonhard Fahrenthin, habe geschossen und gut getroffen. Ich weiß, daß ich mich mit diesem Bekenntnis ins Unrecht setze. Doch lassen Sie mich erzählen – und ich glaube, Sie werden am Ende nachdenklicher sein als in dem Augenblick, da Sie zu lesen beginnen.

Es war Anfang März des Jahres 1933. Einer jener schwer zu beschreibenden Tage des Vorfrühlings war triefend der Nacht entstiegen. Aufatmend hatte ich in O. den Zug verlassen, der mich an manchem Wochenende von der Universitätsstadt Greifswald in die Heimatstadt trug. Bald lagen die letzten Häuser des Städtchens hinter mir, jetzt kamen zehn Minuten des vertrauten Feldwegs, dann würde ich in den Wald eintauchen. Gleich riesigen zerschlissenen Bettüchern lagen schmutzige Schneereste an Feldrainen und in Ackerfurchen. Das Grün der langen Streifen Wintersaat schien durch den regnerischen Tag gedämpfter, als wollte es sagen: Ob eine Woche früher oder später, ich siege doch über den Winter. Im Wald tropfte es aus den Häuptern der Eichen am Wegrand. Leise und ohne Hast ließen sie ihre braunen Blätter zur Erde fallen, dem kommenden Grün rechtzeitig Reverenz zu erweisen. Stille Lachen blinkten in den Wagenspuren, und die Borke der Kiefern wisperte vor Nässe. Ich freute mich über die kleinen braunen, noch fest geschlossenen Knospen der Birken und atmete erleichtert den vertrauten Geruch des Waldes ein. Ich fühlte mich mit den Millionen grüner Blättchen und Spitzen im Bunde, die gegen den nörgelnden Nachwinter auf der Lauer lagen und beim ersten warmen Frühlingshauch unwiderstehlich hervorbrechen würden. Ich wollte mich freuen und klammerte mich an die geduldige Siegesgewißheit der Natur. Häßliches war in den letzten Wochen und Tagen geschehen. Eine Welt starrte erschrocken auf den brennenden Reichstag. Zwar befand ich mich im

letzten Semester und hatte schwer zu büffeln, das Brausen des Lebens drang nur gedämpft in meine stille Studierstube, aber alles, was geraunt und geflüstert wurde, war schrecklich. Gedankenvoll zog ich durch den tropfenden, zwielichtigen Wald und ahnte nicht, welch schwere Prüfung an diesem Tag noch vor mir lag.

Heute lächle ich wohl, ohne mich des Heimatgefühls zu schämen, wenn ich daran denke, wie mir damals zumute war, als ich endlich des moosbewachsenen Ziegeldaches ansichtig wurde. Ich blieb stehen und stellte mein Köfferchen ins nasse Gras. Mir gingen Verse durch den Sinn, von Eichendorff, Goethe oder Lenau, ich weiß es nicht mehr genau, aber ich weiß, daß mich der Anblick des geruhsamen, festen Hauses glücklich machte in einer Zeit, über der schwefliges Dämmerlicht zu hängen schien und die auch mir einiges von der Selbstsicherheit der Jugend genommen hatte.

Mehr instinktiv als bewußt verharrte ich und kostete die Vorfreude der Heimkehr. Forsthaus Fahrenthin bot keine fürstlich weiten Hallen, aber es hatte genug Raum für Familie und Gesinde. Vaters Gehalt als Oberförster ließ weder Wohlleben noch Schlemmen zu, und es hätte auch nicht zur Sinnesart der Eltern gepaßt, doch Friedrich Fahrenthin war ein genau kalkulierender Ökonom, der selbst rechtschaffener vollbrachte, was er von seinen Mitarbeitern forderte. Sein großes Revier befand sich genauso in Ordnung wie das Innere und Äußere unseres Anwesens. Unter solchen Umständen wird man verstehen, wenn ich mein Leben bis zu jenem Tag noch heute für meine glücklichste Zeit halte.

Ruhiger geworden, ging ich mit eiligen Schritten die letzten hundert Meter. Mein Kommen anzukündigen, strich ich vor der Haustür umständlich die Schuhsohlen ab. Begierig sog ich den warmen Ruch der Ställe ein, genoß die appetitlichen Gerüche eines sauber geführten Hauses. Fränzchen, der halbblinde zwölf Jahre alte Dackel, begrüßte mich freudig winselnd. Striebold und Thusnelda zeigten sich nicht, also waren sie mit Vater unterwegs. Doch daß Mutter und meine Schwester Bettina nicht kamen, enttäuschte mich. Gewaltsam schüttelte ich trübe Ahnungen ab und ging in die Küche. Elsbeth, unsere weißhaarige Köchin, trocknete sich hastig die Hände an der Schürze und begrüßte mich erfreut. Vater sei auf Reviergang und Mutter mit Bettina und Käthe im Garten bei den Frühbeeten, sagte sie.

Ich stellte das Köfferchen in meine Stube und wollte eben hinaus in den Garten, als ich das Telefon schrillen hörte. Noch vor Elsbeth war ich in Vaters Arbeitszimmer und nahm den Hörer ab.

„Herr Oberförster selbst?“ hörte ich eine Stimme, die mir verstellt vorkam.

„Nein, hier ist Leonhard Fahrenthin“, sagte ich.

„Gut, Leo, dann muß ich es Ihnen sagen", erklang es hastig aus der Muschel, „die SA von O. hat vor, das rote Forsthaus fertigzumachen, und ich möchte . . ."

„Wer spricht denn dort?" fragte ich aufgeregt.

„Ein guter Freund Ihres Vaters. Das muß Ihnen genügen. Ehe ich abhaue, will ich Sie warnen."

In der Erregung hatte der andere vergessen, seine Stimme zu verstellen, und ich glaubte nun zu wissen, daß Budereit, ein stadtbekannter Kommunist aus O., mit mir sprach. Ein vierschrötiger, robuster Mensch in den Vierzigerjahren, so ganz anders aufgebaut als die kommunistischen Kommilitonen. In der letzten Zeit war er häufiger im Forsthaus aufgetaucht, und Vater schien sich gut mit ihm verstanden zu haben. Das allein hatte ihn mir noch unsympathischer gemacht.

„Sind Sie noch am Apparat?" raunte es nervös auf mein Zögern.

„Allerdings", antwortete ich reserviert.

„Hören Sie, machen Sie sich mit der Familie eine Weile dünne, bis sich alles beruhigt hat. Ihren Leuten werden sie wohl nichts tun."

„Ich denke, uns werden sie auch nichts tun, wir haben nichts verbrochen."

Ich hörte ein bitteres Auflachen, dann zischte Budereit: „Menschenskind, Leo, wo leben Sie denn? Werden Sie von Ihren Genossen nicht informiert?"

„Und ob", entgegnete ich ärgerlich, „aber meines Wissens hat man bis jetzt nur die aufs Korn genommen, die politisch hervorgetreten sind."

„Ebendeswegen", stieß er hervor. „Ihr Vater war weiß Gott kein Duckmäuser, der Name ‚Rotes Forsthaus' hat doch seinen Grund."

„Die werden sich auch noch an Ordnung und Sitte gewöhnen", belehrte ich ihn, „der Spuk wird schnell genug abwirtschaften."

„Zum Teufel mit Ihren Illusionen", polterte er, „ich kann jetzt nicht diskutieren. Sagen Sie Ihrem Vater Bescheid."

„Soll ich ihn, vielleicht überflüssigerweise, beunruhigen? Die Braunen sind zwar Rabauken, aber auch Menschen."

„Ihre verfluchte Kurzsichtigkeit! Hoffentlich haben Sie nichts zu bereuen!" Es knackte, er hatte aufgelegt.

Erregt stand ich neben dem Apparat und grübelte. Dieser Budereit war mir jetzt widerwärtiger denn je. Unduldsam und anmaßend. Immer benahmen sich diese Leute, als hätten sie alle politische Weitsicht allein gepachtet. Dieser Jargon. Fertigmachen, abhauen, dünnemachen.

Gedankenschwer streifte ich den Gummimantel von der Schulter. Dann besann ich mich, daß ich hatte gehen wollen, die Frauen zu begrüßen. Aber jetzt hatte ich Angst vor dem Wiedersehen. Wenn nun seine Warnung berechtigt war? Woher hatte Budereit die Information?

Endlich raffte ich mich auf und ging hinaus. Schon von weitem vernahm ich die vertrauten Stimmen; das Plaudern und Lachen der Frauen war Labsal. Genau das sollte die erfreuliche Wirklichkeit sein, vom Anruf Budereits wünschte ich, er wäre nur geträumt. Die warme Altstimme der Mutter war immer dagewesen und würde immer bleiben. Ein Knabenalter lang hatte ich Mutters umsichtiges Dasein selbstverständlich hingenommen, aber je älter ich wurde, desto bewußter verehrte ich sie. Welche Stärke gehörte dazu, den Sohn so zu lieben und dennoch nicht in jene Affenliebe zu verfallen, die selbstische Menschen erzieht. Das helle, beschwingte Sprechen Bettinas war meinen Ohren lang entbehrter Wohllaut. Wenn ich in der fernen Stadt an ihr mädchenhaftes Wesen dachte, wurden mir die Augen blank. Sie hatte den gesunden Wuchs und die saubere Haltung der Mutter, vom Vater Witz und Verstand. Die Musik war ihr Lebenselement, und ich hatte nie jemanden liebreizender singen hören als Bettina. Sie war talentierter und selbstbewußter als ich, und es schien mir unmöglich, daß es etwa umgekehrt hätte sein können.

Zögernd näherte ich mich den drei Frauen, die mit geübten Händen Jungpflanzen pikierten. Angesichts ihrer Heiterkeit befürchtete ich, es nicht übers Herz bringen zu können, ihnen die Schreckensnachricht mitzuteilen. Die erdverkrusteten Finger gespreizt, die Arme vom Körper abhaltend, stand Bettina vor mir, drückte ihre Wange an die meine und sagte: „Du kommst ja reichlich spät heute. Herr Doktor in spe hatten wohl Angst, hier helfen zu müssen und sich die Händchen schmutzig zu machen!"

Von allen Arbeiten im Forsthaus war mir Gartenarbeit immer die liebste gewesen. Doch Tinas Spott tat mir wohl, riß mich aus meinen trüben Gedanken. Ich gab mir Mühe, meine Befürchtungen fortzulachen, und erwiderte: „Weiß Gott, ein geschickter Dreh, andere an die Arbeit zu bringen." Lachenden Gesichts begrüßte ich Mutter mit einem Kuß auf die Stirn. Sie sah mir forschend in die Augen. Hatte sie meine innere Unruhe bemerkt?

Zuletzt gab ich Käthe die Hand, die sich schnell die Hände in einem Wassereimer gesäubert hatte. „Schön, daß du wieder da bist, Leo."

„Warum sollte ich nicht?"

„Na ja, in solchen Zeiten weiß man nie ..." Sie sagte es scheinbar leichthin, während sie sich wieder über ihre Arbeit beugte, doch auch diese leise Andeutung genügte, Mutters und Bettinas Gesichter ernst werden zu lassen. Und ich wußte, ihre Heiterkeit vorher war nicht echt gewesen, war nur das krampfhafte Bemühen, die Schatten der Ereignisse zu übersehen, die bis in das stille Forsthaus reichten. Es war das nutzlose Spiel von Millionen Menschen, Dinge zu ignorieren, die nicht zu ignorieren waren, und ich machte davon keine Ausnahme. In Angst vor aufsteigenden Gesprächen und Konsequenzen begann ich unter oberflächlichen Scherzen den Frauen

bei der Arbeit zu helfen. Bettina, durch Käthes Worte in eine bestimmte Gedankenrichtung gewiesen, fragte: „Wie sieht es aus an der Uni? Wird sich eure Studentengruppe die Gleichschaltung gefallen lassen?"

Von den schmerzenden Fragen der Politik bis hier ins Forsthaus verfolgt zu werden, ärgerte mich, und ich knurrte: „Jetzt denken viele nur noch daran, ihre Haut zu retten."

„Auch die kommunistischen Kommilitonen?" fragte Bettina.

„Die sind in die Illegalität gegangen oder verhaftet", berichtete ich wahrheitsgemäß, „einige unserer führenden Genossen sind auch verhaftet."

„Ein Glück, daß du keinen politischen Ehrgeiz hast", sagte Mutter. Sie wußte, daß mein Eintritt in die Sozialdemokratische Partei kein Blinzeln nach leichter Karriere bedeutet hatte, sondern Herzensbedürfnis und Willensakt meines Verstandes gewesen war, was wohl in der fortschrittlichen Erziehung und Tradition des Elternhauses begründet lag.

„Das ist halt der Schönheitsfehler vieler seiner Genossen." Bettina sagte es lächelnden Gesichts. Sie gehörte keiner Partei an, und man wußte selten, ob sie etwas ironisch oder ernst meinte. Zuweilen dickköpfig und jähzornig wie Vater, sympathisierte sie mit dessen Meinungen. Die Politik der sozialdemokratischen Führung bespöttelte sie gern. Selbstverständlich konnte auch ich deren Fehler nicht übersehen. Was mich trotzdem zu meiner Partei halten ließ, mir immer wieder Zuversicht gab, war ihr unbeirrbarer Pazifismus. Verstimmt über die Ironie Bettinas brummte ich: „Politische Ambitionen kann ich mir nicht erlauben. Ich bin froh, wenn ich meine Dissertation unter Dach und Fach habe."

„Werden denn die Nazis deine Doktorarbeit anerkennen?" fragte Käthe. Das war arglos gefragt und charakterisierte ihre praktische Lebenseinstellung. Als zwölfjährige Vollwaise hatten wir sie ins Haus genommen. Alle mochten die Sommersprossige mit der kecken Stupsnase und dem schlagfertigen Mundwerk gern. Mit sechzehn Jahren verliebte sie sich in Bodo Uckerow, einen bärenstarken, aber nicht gerade besonders gutartigen Burschen aus O. Unsere Familie war keineswegs entzückt von diesem Verhältnis, um so weniger, als wir sahen, mit welcher Unbekümmertheit der Draufgänger die Zuneigung des frischen Mädchens nutzte. Sein Ruf als Schürzenjäger war nicht nur böswilliges Gerücht. Aber die Eltern waren zu einsichtig und taktvoll, der Pflegetochter über ihren Umgang Vorschriften zu machen. „Wenn die Liebe einmal brennt, ist sie sowieso nicht zu löschen", sagte Vater, „entweder erweist sie sich als dauernde Glut oder als kurzes Strohfeuer." Daß Bodo im Roten Frontkämpferbund war, machte ihn mir nicht sympathischer. Anders als bei Budereit, hatte ich bei ihm den Eindruck, daß er immer da zu finden sein würde, wo es den meisten Krawall gab. In diesem Fall hatte mich meine Voreingenommenheit nicht getäuscht.

Nachdem der Rote Frontkämpferbund zwei Jahre verboten war, erlebten wir Bodo eines Tages als SA-Mann. Das war einige Zeit, nachdem sich Käthe von ihm getrennt hatte. Wie die meisten Frauenhelden freigebig mit Heiratsversprechen, hatte er auch Käthe eins gegeben. Zu heiraten wäre ihm Ehrensache, falls „etwas passieren" sollte. Es passierte tatsächlich, aber auch nach der Frühgeburt eines schwächlichen Jungen ging Uckerow mit Käthe nicht zum Standesamt. Das Kind starb bald, und nun dachte der Wortbrüchige erst recht nicht daran, sein Versprechen einzulösen. Käthe sagte sich von ihm los. Da schien ihm das Mädchen plötzlich kostbar. Er lauerte ihm auf, bedrängte es, versprach sofort zu heiraten. Käthe blieb fest. Zu rücksichtslos hatte er ihre Gefühle verletzt. Schließlich hatte er geschworen, für die Abfuhr einmal Rache zu nehmen. Aus dem quicklebendigen Mädchen war eine stille junge Frau geworden. Ihre einstmals vorlaute Heiterkeit war einer besinnlichen Sicherheit gewichen, und man konnte nicht sagen, daß dies weniger anziehend gewesen wäre.

Die einfache Frage Käthes traf genau meine privaten Sorgen, die von den allgemeinen Geschehnissen beim besten Willen nicht zu trennen waren. Das machte mich so gereizt, daß ich antwortete: „Zum Glück ist das nicht deine Sorge."

Käthe sagte darauf nichts, sie sah mich mehr erstaunt als betroffen an. Mutter schüttelte mißbilligend den Kopf, während sich der Tadel Bettinas über mich ergoß. „Wir wissen, wie nervös ständiges Büffeln machen kann, Herr Studiosus Fahrenthin. Aber Grobheit gegen Ihre Mitmenschen entschuldigt es nicht."

Ich war Bettinas Talent dankbar, Verstöße auf der Stelle zu ahnden, und sagte: „Ich habe wirklich Sorgen. Je ungeschminkter man daran erinnert wird, desto gereizter ist man meist. Verzeih, Käthe."

Sie bekam das Gesicht der Käthe wie in alten Tagen. „Vielleicht begreife ich deine Sorgen besser, als du denkst."

Im Forsthaus wurde der Gong geschlagen, es war zwölf Uhr und Essenzeit. Angenehm wie die letzten Worte Käthes ging mir der altvertraute Ton des getriebenen Kupferblechs ins Ohr. Ich suchte mir einzureden, das Pausenzeichen bedeute auch eine Pause für die nagenden Fragen, die auf mich einstürmten.

Die Mädchen eilten schnellfüßig ins Haus, Mutter säuberte sich entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit die Hände am Gartenbrunnen. Sie hatte Fragen auf dem Herzen, und es schien mir unwürdig, ihnen auszuweichen. Wortlos pumpte ich und wusch mir selbst die Hände. Mutter trocknete sich sorgfältig jeden einzelnen Finger und sah nicht auf, als sie fragte: „Machen dich die allgemeinen Sorgen so gereizt, Leo, oder ist da noch etwas – etwas, vielleicht mit einem Mädchen?"

Der Augenblick ist wohl für keine Mutter leicht, in dem der Sohn ihr sagt, daß er eine fremde Frau liebt. Daß auch die meine darin keine Ausnahme war, machte mich lächeln, als ich sagte: „Für derartiges habe ich jetzt keine Zeit."

Mutter war nicht überzeugt. „Wenn es einen packt, dann fragen die Gefühle wenig danach, ob einer in der Doktorarbeit steckt."

Das war schwer zu widerlegende Lebensweisheit, und so mußte ich ehrlicher sprechen. „Weißt du, Mutter, ich habe eine zu famose Schwester. Immer, wenn sich meine Gedanken näher mit einem Mädchen befassen, hält es dem Vergleich nicht stand. Außerdem ..."

„Was außerdem?" fragte Mutter ein wenig zu schnell.

Ich biß mir auf die Lippen, aber das hätte ich vorher tun sollen. Dann sagte ich mir, daß Mutter mein Vertrauen verdiente, und fuhr fort: „Da mein Verfahren allen Mädchen gegenüber unfair ist, weil ich meine Schwester viel idealer sehe, als sie wahrscheinlich ist, wurde in der letzten Zeit ein anderes Gefühl in mir wach, und das ..."

„Also doch verliebt", unterbrach mich Mutter.

Mit leisem Kopfschütteln über ihre Ungeduld fuhr ich fort: „... und das sieht ungefähr so aus: wenn ich schon ein Mädchen gern haben sollte, dann müßte sie wenigstens Käthe ähnlich sein."

Mutters Gesicht hellte sich auf. „Endlich eine einigermaßen klare Antwort. Ich hoffe, du wirst da nichts überstürzen. Laß dir Zeit, alles zu durchdenken. Das viele Leid mit dem Uckerow hat Käthe reifer gemacht. Sie ist trotz ihrer – einer gewissen Leichtfertigkeit damals – ein sauberer Mensch."

„Ich danke dir, Mutter." Einen Augenblick war ich sehr froh. Dann überfiel es mich wieder. Budereit. Woher hatte er die Information? Sollte ich nicht doch mit Mutter darüber sprechen? Da traten wir schon ins Haus, die Suppe dampfte auf der gemeinsamen Tafel, Vater war eben heimgekommen.

Die beiden Dackel, Thusnelda und Striebold, stürzten freudejaulend auf mich zu und holten sich ihren gewohnten Tribut an Liebkosungen. Vater verbarg seine Freude über das Wiedersehen nach vier Wochen unter der burschikosen Begrüßung: „Na, verlorener Sohn, wieder mal heimgefunden zu den heimatlichen Penaten?" Ich spürte, wie er heimlich in meinem Gesicht zu lesen suchte. Zwar wußte er, daß ich mich nie exponiert hatte, dennoch schien er sich die Wochen über Gedanken gemacht zu haben, ob man mich unbelästigt gelassen hatte.

Das Mittagessen verlief im Forsthaus Fahrenthin wie üblich. Vater genoß bei den Leuten die selbstverständliche Autorität dessen, der tätig vorlebt. Seine freundlich vorgebrachten Fragen und Erläuterungen waren im Grunde präzise Arbeitsanweisungen. Wenn die einzelnen vom Essen aufstanden,

beendeten sie eine kameradschaftliche Unterhaltung mit dem Oberförster über das, was zu tun war, ohne das bedrückende Gefühl, ins Geschirr getrieben worden zu sein. Bettinas Anwesenheit bürgte außerdem dafür, daß Scherz und Neckerei zu ihrem Recht kamen, daß heiteres Lob und taktvolle Zurechtweisung in rechtem Einklang standen.

Dieses fast patriarchalische und dennoch moderne Verhältnis, das freiwillig in vielem mehr gab, als das Gesetz verlangte, war heute überschattet von der Wolke schwarzer Ereignisse. Die Fragen schienen mir belanglos, die Freundlichkeiten Floskeln, die Scherze gekrampft. Ich mußte mir Mühe geben, meine innere Erregung zu verbergen. Am liebsten hätte ich mit der Faust auf den Tisch geschlagen und geschrien: Aufhören! Reden wir endlich von dem, was uns bedrückt!

Ich mußte mit Vater sprechen, sofort nach dem Essen. Aber was würde sich ändern, wenn ich sprach? Kam die SA wirklich, mußte man das über sich ergehen lassen wie ein unangenehmes Gewitter. Nach jedem Regen schien auch wieder die Sonne. Was konnten die Burschen schon ausrichten? Sie würden das Haus durchsuchen und mit langen Nasen abziehen. Daß Vater bei seiner Umsicht nichts Belastendes im Hause hatte, war für mich ohne Zweifel. Zudem wußte ich damals nicht so genau, in wie enger Beziehung er bereits mit Kommunisten und linken Parteilosen stand. Er war nun fast sechzig, aber noch immer ein Heißsporn. Er zählte sich zum linken Flügel der Demokraten, lieber las er Carl von Ossietzkys Weltbühne als Kaiser Wilhelms Jagderinnerungen. Er war ein ungewöhnlicher Förster. Es entsprach seinem Charakter, hatte seine tieferen Wurzeln in der Tradition der Familie. Vaters Großvater war ein bekannter Achtundvierziger gewesen, lange auf Festung gehalten worden und um ein Haar am Todesurteil vorbeigekommen. Gab ich die Warnung Budereits an Vater weiter, wer weiß, zu welch Unbedachtheiten er sich hinreißen lassen würde. Gerade das hielt ich für gefährlich. Der im Augenblick Schwächere soll sich still ducken. Dies schien mir eine bessere Gewähr, mit heiler Haut davonzukommen, als wenn man sich aufblies und bemühte, den Märtyrer zu spielen. Selbst Gewalttätigkeiten war ich nicht bereit, mit Gewalt zu beantworten. Entweder man hatte eine Ethik oder man hatte sie nicht. Jede Grausamkeit schlägt auf ihre Urheber zurück, und daß dies bei den braunen Abenteurern schnell der Fall sein würde, dessen war ich mir damals sehr gewiß.

Zu Widersetzlichkeiten hatte Budereit allerdings nicht geraten. Aber flüchten? Feige dem Gegner das Feld räumen, auf die unkontrollierbare Panikmache eines Menschen hin, dem ich sowieso mit gemischten Gefühlen gegenüberstand?

Aber wenn er nun doch recht behielt?

Nie hatte ich vor einer derart entscheidenden Frage gestanden, war nie

so vom Zweifel gepeinigt worden. Es war nicht mehr auszuhalten, ich mußte mit Vater sprechen, mochte er noch so falsch reagieren.

Dem Essen folgte meist Vaters Ruhestündchen. Wir zogen uns beide ins Bibliothekzimmer zurück. Er zündete sich die Försterpfeife mit dem Porzellankopf an, schob mir die Kiste mit den Importen hin. Unter genießerischem Ächzen streckte er sich in den alten Ohrensessel, schlug die Beine übereinander und sagte: „Nun, mein Junge, erzähle." Das war das Übliche. Heute fügte er schnell und in ungewöhnlichem Ernst hinzu: „Wie sieht es in Greifswald aus?"

Darauf brennend, endlich mit ihm sprechen zu können, traf mich die Frage unerwartet, machte mich wieder gereizt wie vorhin im Garten.

Scheinbar in die Beschäftigung vertieft, meine Zigarre anzuzünden, versuchte ich mich gewaltsam zu konzentrieren und berichtete: „Übel genug. Mehrere bekannte sozialdemokratische Genossen sollen aus den Betten heraus verhaftet worden sein."

„In O. ist es nicht anders", sagte Vater. Seine kräftigen Finger fuhren durch das dichte, silbergraue Haupthaar, und äußerlich ruhig, wie nebenhin, fuhr er fort, „sollte mich nicht wundern, wenn wir eines Tages auch unliebsamen Besuch bekämen". Seine grauen Augen unter den buschigen Brauen sahen mich ernst an.

„Was würdest du dann tun?" fragte ich hastig.

Er zögerte mit der Antwort, strich sich nachdenkend den gepflegten Kinnbart. „Das kommt auf die Umstände an", sagte er langsam. „Wenn die Polizei kommt, darf man vielleicht hoffen, einigermaßen ordnungsgemäß behandelt zu werden. Kommt aber die SA ...", er versank einen Augenblick ins Grübeln, „... da möchte man am liebsten nicht dran denken." Die Hände unter dem Kinn verschränkt, sprach er leise, als müsse er die Ungeheuerlichkeit sich selbst wiederholen, um sie glauben zu können. „In O. haben sie den Kuhlmann, politischen Leiter der Ortsgruppe und guten Freund von Budereit, zusammengeschlagen. Jetzt liegt er im Kreiskrankenhaus. Tag und Nacht sitzt ein Gestapobulle neben ihm, um ihn weiter auszuquetschen, falls er noch einmal aus seiner Bewußtlosigkeit erwachen sollte."

„Budereit haben sie nicht gefaßt?" forschte ich erregt.

Vater schüttelte den Kopf. Mit einer Genugtuung, die mir an dem älteren Mann beinah knabenhaft vorkam, sagte er: „Bis jetzt nicht; hoffentlich nie. Das ist ein pfiffiger Bursche. Wenn sie nur mehr solcher Leute hätten."

Nur mühsam beherrschte ich mich. Eigentlich befanden wir uns schon in dem Gespräch, das so notwendig war. Ich mußte endlich deutlicher werden. Darum fragte ich rasch: „Du vertraust ihm, er wird nicht umfallen?"

„Der steht wie Granit. Ohne dessen Umsicht wären noch mehr seiner Genossen koppheister gegangen."

Diese völlig subjektive Bewunderung Vaters für einen Menschen mit nicht wenig Fehlern machte mich nervös, und ich sagte: „Er wirkt ungebildet und plump."

Vater sah mich nachsichtig, vielleicht sogar ein klein wenig verächtlich an. „Ich werde dir mal was sagen, mein Junge: Der Budereit hat im kleinen Finger mehr Herzensbildung, als alle deine gelahrten und hochgebildeten Herren Parteiführer zusammen, die hauptschuldig sind an dem Schlamassel."

„Das ist gehässiger Unsinn!" rief ich unbeherrscht, sprang auf und preßte die Handknöchel gegen meine Schläfen. Es war kaum zu ertragen. Vertrauensvoll hätten wir uns über Bedrohungen der nächsten Stunden unterhalten müssen, statt dessen zerstritten wir uns wegen politischer Fragen vergangener Jahre. Ich blieb vor Vater stehen und fragte bitter: „Kommt ihr denn nie über diese Anwürfe hinaus? Begreifst du nicht, daß wir eine grundsätzlich andere Politik machen müssen als die auf Kampf und Krieg ausgehenden Kommunisten?"

Jetzt stand auch Vater auf. Seine tiefliegenden Augen sprühten. „Die Kommunisten haben auch Fehler gemacht. Aber sie waren von Anfang an am aktivsten gegen die Nazis. Mit eurem Pazifismus habt ihr die Republik ans Messer geliefert."

„Prinzipientreue birgt immer tragische Möglichkeiten in sich." Diesen Satz hatte ich irgendwann einmal gehört, er gefiel mir.

Vater lachte zornig. „Überhaupt, wenn sie so schön einseitig ist. Die Nazis streichelt man, die Kommunisten prügelt man."

„Die Kommunisten haben diese Prügel ständig provoziert."

„Und die andern nicht?" Vater hatte laut gesprochen. Jetzt drehte er sich überrascht um. Die Tür war leise aufgegangen, Mutter und Bettina schauten herein. Mutters Augen baten, und sie sagte leise: „Friedrich, muß denn das sein? Jetzt in dieser schweren Zeit?"

Etwas besänftigt winkte Vater ab. „Laß, Mutter. Die Auseinandersetzung nimmt uns niemand ab."

Mutter verschwand wieder, Bettina schlüpfte schnell und geräuschlos ins Zimmer. Wahrscheinlich gehörte das zum Komplott. Bettina war die geeignete Person, Öl auf hochgehende Wogen zu gießen.

Beide schämten wir uns unserer Heftigkeit. Durch die Anwesenheit Bettinas stockte unsere Auseinandersetzung. Wieder quälte mich, was ich bis jetzt noch immer nicht mitgeteilt hatte. Aber meine Hemmung wuchs mit der Überzeugung, daß Vater zu falschen Entschlüssen kommen würde.

In normalem Tonfall sagte er: „Man kann keinen Noske in seinen Reihen haben und zugleich in Pazifismus machen."

„Ein billiger Vorwurf", entgegnete ich angewidert, denn alle diese Argumentationen waren mir nicht neu. „Wenn die sündigen Pfaffen das Ausschlaggebende wären, gäbe es seit tausend Jahren keine Kirche mehr."

Bettina kicherte. Sie saß in einem Lehnsessel. Ihr Maniküreetui auf dem Schoß, bearbeitete sie die Nägel ihrer schlanken Finger. Ein beliebtes Mittel von ihr, bei erregten Gesprächen ihre Nervosität abzuleiten. „Sehr ehrlich", lobte sie aufreizend, „die Kirche als Vorbild für eine unfähige Parteiführung."

Es war schwer, Bettina böse zu sein. Dennoch gefiel mir weder ihr Einwurf, noch daß sie uns nicht allein gelassen hatte. Sie machte es mir noch schwerer, Vater das Wichtigste zu sagen. Außerdem war mir die Schwester immer über, weil sie spöttisch zu sein vermochte. Trotzdem versuchte ich, mit gleicher Münze heimzuzahlen. „Die einen sind wenigstens ehrlich. Andere sind dafür bequem. Sie treten in keine Partei ein, dann brauchen sie für anderer Leutes Fehler nicht geradezustehen."

Bettina lachte mich aus. „Welch edler Bekennermut, Leochen. Ich würde eben nicht anderer Leutes Fehler bemänteln, sondern sie ihnen vorhalten. Dafür würden sie mich hinauswerfen. Warum soll ich also erst eintreten?"

Das war Bettinas Ebene. Ihre Argumente wurzelten im Praktischen, wurden leicht, beinah übermütig vorgebracht und hatten doch etwas Philosophisch-Überlegenes.

„Das ist alles nutzlose Spintisiererei", ich wurde sophistisch, „Tatsache bleibt, daß es euern wackeren Kommunisten nicht gelungen ist, die Mehrheit zu gewinnen."

„Vater und mich haben sie jedenfalls gewonnen", sagte Bettina, „und in höchstens zwanzig Jahren werden wir auch dich überzeugt haben, Leo."

„Die Nazis haben bei der letzten Reichstagswahl eine halbe Million Stimmen verloren, die Kommunisten etwa das gleiche gewonnen. Der Sinn der Reichstagsbrandstiftung ist, diese Entwicklung zu unterbinden", sagte Vater so eindringlich, als wollte er die Prophezeiung Bettinas in kürzerer Frist wahrmachen.

„Tatsache bleibt, daß die Nazis die Macht haben", erwiderte ich verärgert, denn mir war zu deutlich bewußt, daß auch die klügsten Auslegungen der Geschichte nichts an unserer fatalen Situation änderten.

„Leider", sagte Vater verbissen, „und deine Führer waren die Steigbügelhalter der Nazis. Aber ehe ich mich für diese schlappe Sippschaft zusammenschlagen lasse, wie es dem Kuhlmann geschehen ist, lieber ..." Mit einer unmißverständlichen Gebärde brach er ab.

Genau das war es, was ich befürchtete. Klar hatte er ausgesprochen, er würde Gewalt gegen Gewalt setzen. Das ließ mir die warnenden Worte im Halse verdorren. Ich konnte jetzt nicht sprechen, jetzt nicht.

Wir schwiegen.

Geschäftig schwang das Pendel der Kuckucksuhr, geschwätzig tickte es in dem Gehäuse mit dem kleinen Vogel aus Holz, der mir noch immer wie in der Knabenzeit den Eindruck eines lebenden machte. Tick–tick–tick–tick, unaufhörlich. Budereit. Stimmte seine Information?

Vater las in der Lokalzeitung, und ich spürte, daß er nicht bei der Sache war. Erschrocken hatte ich festgestellt, daß er die Lage für seine eigene Person gefährlicher einschätzte als ich. Wieviel marternder mußte das Warten auf etwas Unabwendbares für ihn sein, der das Vorbild eines tätig Lebenden war, ein stets fröhlich Zupackender, dem nichts verhaßter war als fatalistische Ergebenheit. Wer ihn jetzt in seiner grübelnden Verschlossenheit sah, hätte sich schwerlich vorstellen können, daß er gewöhnlich ein Mann war, der sich mit Humor und Ironie über die Dinge des Lebens zu erheben vermochte, ohne arrogant zu werden.

Ich saß und saugte schweigend an meiner Zigarre. Die Luft im Zimmer schien mir wie im Hochsommer vor einem Gewitter. Die scheinbare schweigsame Gelassenheit Bettinas machte mich nur gereizter. Sie wußte nichts, sie konnte überlegen sein. Am liebsten wäre ich aufgesprungen und hinausgerannt. Aber ich saß wie gebannt, niedergeschmettert von der neuen Erkenntnis, daß alles schlimmer war, als ich es bisher gesehen hatte. Würde das Grauen dieser Zeit auch über mich und meine liebsten Menschen kommen?

Vater ließ plötzlich die Zeitung sinken und lauschte, den Kopf leicht erhoben und zur Seite geneigt. Der alte Weidmann besaß ein Gehör, dessen Unfehlbarkeit mich schon als Knaben oft genug staunen gemacht hatte. „Was ist das?“ sagte er, und mir war, als zitterten die Haare seines grauen Spitzbartes ein wenig.

„Ich höre nichts“, erwiderte ich scheinbar gleichmütig und in der kindischen Hoffnung, er möge sich diesmal, das eine Mal, geirrt haben.

Da stand Vater auf, ging rasch durch den Raum und stieg die Treppe zum Turmzimmer hinauf. Jetzt ist es zu spät, schrie es in mir, und das war, als hätte es mir jemand laut zugerufen und mich hart ins Gesicht geschlagen.

Angstvoll lauschend saß ich, alle Nerven zum Zerreißen gespannt. Jetzt stand Vater mit dem Feldstecher vor den Augen oben und würde in den nächsten Sekunden die Gewißheit bringen. Forsthaus Fahrenthin hatte keinen Turm und kein Turmzimmer. Wir nannten es so, weil es sichtgünstig lag. Von seinem Giebelfenster aus hatte man den weitesten Rundblick über die Umgebung nach Osten und Norden hin, über die große Lichtung vor dem Forsthaus, über ein ganzes Stück des Weges, der nach O. führte.

Als Vater wieder herunterkam, verstaute er scheinbar ruhig den Feld-

stecher im Futteral, als habe es sich um einen üblichen Pirschblick auf dem Reviergang gehandelt. Doch sein Gesicht war ein anderes geworden. Die kleinen Lachfältchen um die Mundwinkel, die feinen Linien, die sein gutes Männergesicht so liebenswert machten, schienen wie mit sicheren Kohlestrichen umgezeichnet zu böser Härte. „Sie kommen", sagte er, „verschließen wir die Türen."

Erlöst sprang ich auf in dem Drang, irgend etwas zu tun, das mir wenigstens die Illusion schenkte, mich zu verteidigen, ohne ein Unrecht zu begehen. Auch Bettina sprang auf, beherrscht, mit schmalem, blassem Gesicht. Wir drei liefen hinaus, das schwere hölzerne Hoftor zu schließen. Mutter kam uns aus der Küche nach und fragte verstört, was es gäbe.

„Sie kommen", wiederholte Bettina hart. Mit ruhiger Hand ließ sie den eisernen Pflock in die Schlaufe fallen, legte das Schloß vor. Das feuchte Metall klirrte leise. Während ich die eiserne Stützstange sicherte, sah ich erschüttert meine Mutter. Das Antlitz der reifen, noch immer schönen Frau war plötzlich ein verängstigtes Muttergesicht.

„Alle Leute zum Haus!" ordnete Vater an. Bettina nahm Mutters Hand, zusammen rannten sie los, Bettina lief zu den Ställen, Mutter zur Scheune. „Keine Aufregung zeigen, Muttchen!" rief ihr Bettina halblaut nach.

Ohne Hast überprüfte Vater die Sicherungen des Hoftores. Langsam gingen wir zur Haustür. Jetzt hörte auch ich in der Ferne verworrene Stimmen, heiseres Gegröl. Die ersten Leute kamen eilig über den Hof, versammelten sich vorm Hauseingang. Mit den letzten tauchten Mutter und Bettina auf. „Ruhe bewahren!" sagte Vater, „jeder schließt sich in seinem Zimmer ein! – Niemand macht sich bemerkbar!"

Daß die Leute lautlos gehorchten, zeigte mir, wie sehr sie gefühlt haben mußten, was kommen würde. Schnell waren alle verschwunden. Mutter war jetzt gefaßter. Tina drückte sie und flüsterte in nicht ganz geglückter Heiterkeit: „Bange machen gilt nicht!" Flink schlüpften sie beide in den Flur. Als letzter trat Vater ins Haus und drehte den Schlüssel zweimal im Schloß. Er kam zu uns ins Arbeitszimmer und sah uns ernst in die Augen. Sein Blick blieb in meinem Gesicht hängen. „Dir wird es am schwersten werden, Leo. Aber du mußt es für deine Mutter, deine Schwester tun, falls ich – nun, der beste Schütze ist immer am exponiertesten."

„Vater, das ist doch ...", begann ich entsetzt.

Mit einer harten Geste unterbrach er mich. „Zum Diskutieren ist es zu spät. Jetzt lebt, wer handelt."

Ich wollte wieder aufbegehren, da packte mich Tina bei den Schultern. Ich hatte sie nie so ernst gesehen. „Leonhard, Mutter und ich wünschen nicht, daß du dich von uns beschämen läßt, nicht wahr, Mutter?"

Es fiel ihr schwer, aber Mutter nickte tapfer. Etwas von der Entschlossen-

heit Vaters war auf die beiden Frauen übergegangen. Das sind ja Menschen, erkannte ich erschüttert, die wie Barrikadenkämpfer mit allem abgeschlossen haben.

„Es sind fünf Mann", berichtete Vater sachlich, „Uckerow ist dabei, Mellies führt sie an."

Ich sah, wie Tina beim Namen Mellies weiß wurde.

SA-Truppführer Gotthold Mellies, Sohn des größten Bauern der Umgebung, hatte Tina einst heftig den Hof gemacht. Sie hätte ein Tugendengel sein müssen, wenn ihr das Werben des einzigen Erben, eines kraftstrotzenden Burschen, nicht geschmeichelt hätte. Er besaß Hochschulbildung und war weder dumm noch unbeweglich. Doch der Ruhm eines Schützenkönigs oder Siegers auf Reiterfesten reizte ihn mehr als literarische Gespräche und Opernbesuche. Aber nicht diese Gegensätzlichkeit brachte sie auseinander, sondern weil Tina bald seinen krankhaften Ehrgeiz erkannt hatte, um jeden Preis eine Rolle spielen zu wollen. Als sie erfuhr, daß er in der Umgebung die SA organisierte, brach sie brüsk jeglichen Umgang mit ihm ab. Lange versuchte Mellies sie umzustimmen, sandte Boten, Briefe und Geschenke, bis die ständige Erfolglosigkeit seiner Bemühungen umschlug in Haß. Er verbreitete häßliche Geschichten über Tina und äußerte mehr als einmal, daß „die eingebildete Försterstochter" ihren Hochmut noch bereuen werde.

Auch Vater hatte die Veränderung in Tinas Gesicht wahrgenommen. Er legte sanft die Hände auf ihre Schulter und sagte, während er Mutter bedeutungsvoll anblickte: „Lebendig wird man euch kein Haar krümmen. Ihr seid Försterfrauen. Es ist gut, wenn auch eine Frau versteht, mit Waffen umzugehen."

Wie ein Angstschrei kam es aus meinem Mund: „Vater, das ist . . ."

Er sah mich seltsam zwingend an. „Du bist weich, aber kein Feigling." Dann instruierte er weiter: „Ihr wißt, wo das Geld liegt. Es reicht mehrere Monate. Mit dem Rad bis nach N. Dann mit der Bahn zur Küste. Für tausend Mark bringt euch jeder Fischer nach Dänemark oder Schweden. Wenn keiner von denen vom Hof kommt, ist genug Vorsprung."

„Das ist Wahnsinn!" bellte ich hysterisch.

Seine Augen blitzten zornig. Er reckte sich und schien um einen Kopf gewachsen. „Notwehr ist Menschenpflicht. Wenn bei ihrem Eindringen auch nur einer überlebt, zieht euch ins Turmzimmer zurück. Mein Revolver liegt auf dem Tisch."

In diesem Augenblick dröhnten polternde Schläge gegen das Hoftor. Schreie und schnapsheiseres Schimpfen waren zu hören. Die Dackel begannen zu winseln. Tinas Gesicht glänzte weiß und starr, Mutter unterdrückte ein Schluchzen. Ein kurzer, peitschenartiger Knall, Fensterglas klirrte, dann hämmerten Pistolenknäufe gegen die Haustür. Schnell wie

Maschinengewehrfeuer, vermischt mit unflätigem Geschrei, prasselten die Schläge.

Vater sah mir fest in die Augen und sagte: „Wir oder sie.“ Ruhig, seine Hände zitterten nicht einmal, steckte er den Schlüssel des Gewehrschranks ins Schloß. Einen Augenblick stand ich wie betäubt vor der grauenhaften Entscheidung dieser Minute. Dann sprang ich hinzu, riß den Schlüssel heraus und schrie: „Wer Blut vergießt, ist nicht besser als die!“ Mit aller Kraft warf ich den Schlüssel durch die geschlossenen Fenster. Es klirrte spitz, ich keuchte.

Es traf ihn wie ein Keulenschlag. Er war plötzlich ein müder alter Mann und sagte tonlos: „Du hast ihre Gesichter nicht gesehen.“

„Es wird schwer für uns sein, Vater“, beschwor ich ihn, „aber ...“

Er unterbrach mich hart. „Gereizten Bestien kann man nicht anders entgegentreten.“

Auf Bettina wirkte mein überraschendes Handeln entgegengesetzt. Sie stand vor mir mit wild lodernden Augen. Ich spürte, wie es ihr Mühe machte, mir nicht ins Gesicht zu speien. „Elender Feigling!“ Das waren keine Worte, sondern das Schluchzen eines aus Enttäuschung geborenen Hasses. Entschlossen wandte sie sich von mir ab und huschte zum Gewehrschrank. Hilflos trommelten ihre kleinen Fäuste gegen das solide Mahagoniemöbel, während sie beschwörend hervorstieß: „Brich ihn auf, Vater, bitte, brich ihn auf!“

Der alte Mann schüttelte traurig den Kopf. „Das braucht gute Werkzeuge. Die sind draußen in der Werkstatt.“

Mit unerwarteter Kraft riß Bettina einen Stuhl hoch und schlug ihn gegen die Tür des Gewehrschranks. Das Stuhlbein knickte aus seiner Zarge, die Schranktür zeigte nur eine Schramme. Stöhnend warf sich Bettina in einen Sessel, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte.

Am unerträglichsten wirkte mein vorschnelles Tun auf Mutter. Wie besessen wanderten ihre Blicke im Zimmer umher, als suche sie nach einer Möglichkeit, dennoch den Schrank zu öffnen. Dabei sah sie ständig durch mich hindurch, als sei ich nicht anwesend. Als dann auch Bettina nach dem Versuch mit dem Stuhl aufgab, öffnete Mutter das Fenster, starrte kopfschüttelnd in das Gestrüpp der Sträucher und Winterpflanzen und flüsterte geistesabwesend: „Der Schlüssel – Tina – man muß ihn finden – komm, spring aus dem Fenster, Kind.“

Mit einer Wagendeichsel hatten sie die Haustür gerammt, wenig später zersplitterte die Tür des Arbeitszimmers. Mellies zwängte sich durch den Rahmen des zerfetzten Holzes, stand breitbeinig in der Stube. Das Weiße seiner Augen schimmerte rötlich vom vielen Fusel, sein rotbäckiges Gesicht war verquollen.

„Sieh da, alles versammelt. Ein bißchen schwerhörig, die Familie Fahren-

thin, wie?“ Er schlenkerte die Armeepistole wie ein Spielzeug. Triumphierend wanderte sein Blick von einem zum andern. Zwei seiner Kumpane zwängten sich hinter ihm ins Zimmer, die Blicke ihrer schnapsfeuchten Augen weideten sich an unserer Verstörtheit.

„Schön, daß ich Sie zufällig hier treffe, Herr Oberförster“, sagte Mellies und machte einen Schritt auf Vater zu. Die beiden Dackel bleckten die Zähne und fuhren fauchend auf Mellies los. Er stellte sich wieder breitbeinig hin, zielte ruhig auf Thusnelda und drückte ab. Schuß und Aufjaulen des tödlich getroffenen Tieres waren ein einziger entsetzlicher Ton. Mellies schoß noch einmal, Striebold überschlug sich und blieb zuckend liegen.

„Mit welchem Recht töten sie die unschuldigen Tiere!“ rief Vater. Er war grau im Gesicht.

„Mit dem Recht des Stärkeren, Herr – Herr Oberförster“, sagte Mellies und lächelte. Er kostete es aus, derart überlegen zu sein, daß er nicht nötig hatte, sich zu erregen. Genießerisch stemmte er die Hände in die Hüften. „Um auf mein Anliegen zurückzukommen, Herr Fahrenthin, ich brauche da einige Auskünfte.“ Überraschend steigerte er sein Sprechen zum Brüllen: „Wo ist Budereit?“

Vater sah ihm haßvoll ins Gesicht und antwortete nicht.

„Man sagt, er halte sich im roten Forsthaus versteckt“, flüsterte Mellies. Dann brüllte er wieder: „Heraus mit der Sprache, wo ist er?“

„Er ist nicht hier“, entgegnete Vater. „Wäre es der Fall, glauben Sie wirklich, ich würde es verraten?“

Mellies nickte tückisch. „Ich weiß, Sie sind sehr tapfer. Leider für eine falsche Sache. Und das ist nicht klug. Der Kuhlmann zum Beispiel – kennen Sie doch? –, der würde diese Klugheit gern bereuen, wenn er noch könnte.“

Bei diesem Witz über einen zu Tode Gequälten brachen die beiden Kumpane hinter Mellies in wieherndes Gelächter aus.

„Sie sind weder Untersuchungsrichter noch haben Sie bis jetzt eine Anweisung staatlicher Dienststellen vorgewiesen, die Sie zu Ihrem Vorgehen berechtigte“, unterbrach Vater das Gelächter.

Jetzt begann auch Mellies zu lachen, daß es ihn schüttelte. Dann brach er plötzlich ab, als sei auch er erschrocken. Ein Schrei war durch das Haus gedrungen. Ein Schrei, der mehr das Entsetzen eines Tieres als eines Menschen an sich hatte. Ich wußte, daß sie Käthe etwas antaten, und stöhnte auf. Die Zähne schlugen mir aufeinander wie einem Fieberkranken. Schuld, eine ungeheure plötzliche Schuld preßte mir das Herz zusammen. Ich hätte mein Leben dafür gegeben, die Szene vor dem Gewehrschrank ungeschehen zu machen.

Mellies wandte halb den Kopf nach hinten und schnauzte: „Sag dem Uckerow, dem Idioten, er soll ihr ein Tuch ins Maul stecken.“

Eine leise Hoffnung in meiner Brust verrann ins Nichts, mir war, als würden mir die Adern geöffnet und alles Blut ströme aus meinem Körper. Bei diesem Schrei hatte ich gehofft, Mellies würde dem Unhold Uckerow Einhalt gebieten. Statt dessen gab er Anweisung, wie das schändliche Treiben raffinierter zu bewerkstelligen sei. Es war eine brutal abgekartete, eine satanisch vorbereitete Rache. Bei der erstbesten günstigen Gelegenheit würde ich Hand an mich legen, nahm ich mir vor.

Der, den Mellies mit der Anweisung fortgeschickt hatte, kam zurück. Aus jeder Hosentasche lugte ihm der Hals einer Weinflasche. Er tuschelte halblaut mit seinem Kumpan, obszöne Wortfetzen drangen an mein Ohr, und die unterdrückten Aufschreie Käthes, ihr unartikuliertes Stammeln begleiteten sie mit eindeutigen Gesten. Dann ging der andere davon, sich mit unserm Wein Mut anzutrinken, teilzunehmen an der schauerlichen Orgie.

Mellies schob sein breites, fleischiges Kinn vor. „Nun, Herr Oberförster, es gibt viele Möglichkeiten, jemand zum Reden zu bringen. Wenn Sie nicht wünschen, daß ihr Weibsvolk zuviel Federn läßt, dann verhalten Sie sich gefälligst vernünftiger."

„Sie sind ein Tier!" schrie Tina. Es sah aus, als wollte sie sich auf Mellies stürzen.

Der schien unbeeindruckt. „Wir sprechen uns noch, feines Fräulein Bettina", sagte er. „Sie sind nämlich nicht unschuldig an allem."

„Sie beweisen mir nur, wie genau ich Sie erkannt hatte!" Bettina schluchzte, ein Beben schüttelte ihren Körper.

„Sie kennen mich noch lange nicht", frohlockte Mellies, „aber Sie werden mich kennenlernen, falls Ihr Herr Papa nicht ..."

„Vergessen Sie ganz, daß Sie sich einmal verantworten müssen, wenn nicht vor den Menschen, dann vor einem Mächtigeren?"

Fast erstaunt hatte Mellies den Ausbruch Mutters angehört, jetzt trat ein böser Zug in sein Gesicht. Weißer Speichel stand in seinen Mundwinkeln, als er brüllte: „Schluß jetzt mit dem Gewäsch! – Leute", rief er, nach hinten gewandt, „herkommen!"

Die andern vier kamen nacheinander durch die zersplitterte Tür, zwei torkelten leicht. Uckerow kam als letzter. Nie hatte ich solch ein Gesicht gesehen. Grinsend wischte er sich den Mund, als wäre er von einem Schweinebratenessen aufgestanden. Von der Küche sickerte das leise Wimmern Käthes über den Flur.

„Wo ist Budereit, Fahrenthin?" sagte Mellies und fuchtelte mit der Pistole. Ich gebe Ihnen eine Minute Bedenkzeit, andernfalls ...", er machte eine Kopfbewegung, und die vier schoben sich lauernd zu Tina hin.

„Ich erwürge Sie, wenn Sie meine Tochter ...", keuchte Vater und sprang auf Mellies zu.

Ein schneller Schlag mit dem Pistolenknauf traf Vater gegen die Schläfe. Langsam sank der grauhaarige Mann zusammen, er röchelte leise.

„Los!“ sagte Mellies, und die vier stürzten sich auf Tina. Sie schrie. Noch heute gellt mir das Schreien in den Ohren, und noch heute ist das Grauen darüber in mir, wie entstellt eine so schöne Stimme sein kann.

Ich stürzte mich auf die vier und schlug blindlings um mich. In kurzer Zeit war ich überwältigt, ein Totschläger machte mich bewußtlos.

Schmerzen wühlten in meinem Körper. Schmerzen spürte ich und nasse Kälte, als ich wieder zu mir kam. Ich lag mit dem Rücken auf dem blanken Holz unseres Kastenwagens. Noch immer nieselte es, noch immer war jenes Zwielicht in der nassen Luft des Tages. Das Rumpeln des Wagens brachte mich vollends zum Bewußtsein. Eine kühle Klarheit war in meinem Kopf, ich kam mir vor, als hätte ich tausend Jahre geschlafen. Mein Leben hatte früh und jäh geendet, und falls ich jetzt wirklich noch nicht eingegangen war in dieses wohltuende Nichtsein, dann gab es nichts Wichtigeres, als so schnell wie möglich wieder dorthin zu gelangen.

Aber alle Umstände waren diesem Trachten entgegengesetzt. Die schmerzenden Körperteile hielten mich in einer Art Überwachheit. Wir lagen dicht nebeneinander auf dem Wagen, hinaufgeworfen wie Lumpenbündel. Unsere Peiniger grölten und lachten. Sie hatten unsere beiden Braunen vorgespannt und eine Kiste Wein aufgeladen, hockten, standen und torkelten im Vorderteil des Wagens herum. Wenn einer eine Flasche aus der Kiste nahm, schlug er ihr den Hals an einer Vorderrunge ab und ließ sich den Wein in die Kehle rinnen. Überdeutlich verstand ich jedes Wort, das sie sich in die gedunsenen Gesichter schrien. Nachträglich erfuhr ich aus ihren zotigen Prahlereien, daß sie vorhatten, ihre Schändlichkeiten gemeinsam mit der übrigen SA-Bande von O. zu wiederholen. Eine siegestrunkene Kohorte, gedachten sie zum großen Haufen zu stoßen, ihm ihre kostbare Fracht zum Fraß vorzuwerfen. In mir war kühles Wundern, daß ein Mensch vermag, soviel seelischen Morast zu erleben, ohne wahnsinnig zu werden. Aber war denn meine heftige Sehnsucht, tot zu sein, noch normal?

Ich hatte mich abscheulich feige benommen. Einmal nach dem Anruf Budereits, zum zweitenmal, als ich den Schlüssel aus dem Fenster warf. Wie ein Flammenstoß überkamen mich Scham und Reue für das, was ich verschuldet hatte, und der Wunsch, gutzumachen. Aber da gab es nichts mehr gutzumachen.

Der heiße Wunsch nach Rache machte mich lauernd und wach. Vater hatte tausendmal recht. Nur Menschen konnte man menschlich begegnen.

Eine grimmige Hoffnung überkam mich bei dem Gedanken, daß es einen Augenblick geben möge, wo ich an Mellies Vergeltung üben könnte. Ich

wußte noch nicht, wie es geschehen mochte, aber ich wußte, daß ich alle meine Sinne nur noch zu diesem Zweck anspannen würde. Darum hielt ich es für geboten, weiter die Augen geschlossen zu halten und mich auch im Kommenden elend und mitgenommen zu stellen.

Ich fühlte eine leise Berührung. Vorsichtig tastete meine Hand der anderen entgegen und wurde von ihr gedrückt. Es war Vaters schwielige, feste Hand, deren Druck mir Tränen in die Augen trieb. Er verzieh mir und wollte mich trösten, da er gespürt hatte, daß ich aus der Bewußtlosigkeit erwacht war. Das machte mich stark, und ich schwor mir, meinen Vorsatz um jeden Preis auszuführen.

Vor der Stadt bogen sie in einen Nebenweg ein. Von hinten fuhren sie auf das Gehöft des Gasthofes Metzler, der an der Landstraße nach P. lag und ein berüchtigtes Einsatzlokal der SA war. Sie zerrten uns vom Wagen und trieben uns in den Tanzsaal. Ramponierte Strohsäcke an den Wänden zeigten eindeutig seinen jetzigen Zweck. Johlen und Geschrei empfingen uns, Schmähungen und Drohreden schlugen über uns zusammen wie fauliges Wasser. Mutter war völlig zusammengebrochen. Käthe stand wie eine Tote, die nur eine unerklärliche Starre aufrecht hält. Um die Lippen Bettinas spielte ein wehes Lächeln, als sei sie nicht mehr von dieser Welt. Unter Bravorufen wurde die Kiste Wein hereingebracht. Bald sah ich keinen mehr, der nicht angetrunken war.

Plötzlich ertönte draußen das Geräusch scharfen Bremsens, ein Motor wurde abgestellt. Erschrockenes Raunen ging durch die Horde, sie wurden leiser, nestelten an ihren Koppeln und rückten die Mützen grade. Kurz darauf stand ein höherer SA-Führer in der Saaltür. In dem Gesicht mit den zwei Quartschmissen stand Widerwillen ob der eindeutigen Atmosphäre. Er wies mit den Lederhandschuhen in seiner rechten Hand auf unsere Gruppe und wandte den Kopf zu seinem Adjutanten. „Was soll das?“

Mellies machte ein paar markige Schritte auf ihn zu, riß die Hand hoch und schnarrte: „Melde gehorsamst, Herr Standartenführer, Sippschaft vom roten Forsthaus hoppgenommen. Wissen angeblich nicht, wo Budereit steckt. Werden es aber bald wissen.“ Wieherndes Gelächter belohnte seinen Witz. Auch Mellies grinste in erstaunlich gerader Haltung. Nur an seiner noch immer schräg gegen die Saaldecke gereckten Hand sah man, daß er ein winziges schwankte.

Eisig musterte der Standartenführer, ein ehemaliger Offizier mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse auf dem tadellosen braunen Rock, die in Haltung erstarrten Figuren ringsum. Das Lachen erstarb ihnen in den Kehlen, ein letztes heiseres Hüsteln ertrank in der ängstlichen Stille.

Der Standartenführer klatschte sich mit dem Handschuh in die linke Hand. „Soso, Truppführer, die werden es bald wissen?“ Seine Augen glitzer-

ten Mellies kühl an, und scharf kam es aus seinem verkniffenen Mund. „Ich hoffe aber, *Sie* werden es bald wissen!"

„Jawohl, Standartenführer."

„Zeigen Sie mir das beschlagnahmte Material, Truppführer."

Mellies bekam erschrockene Augen. „Bedaure, Standartenführer, Aasbande hatte reinen Tisch gemacht, haben nichts gefunden."

„Ach nee, nichts gefunden? Und aus Gram darüber habt ihr euch ein bißchen besoffen, wie?"

Mellies nahm diese halblaut gesprochenen Worte für joviale Zustimmung, schwankte etwas mehr und grinste breit. „Jawohl, Standartenführer – ein bißchen."

„Sie sind im Dienst, Kerl!" donnerte ihn der Standartenführer an.

Vor Schreck ließ Mellies die Hand sinken und klemmte sie an die Hosennaht. Er schien auf der Stelle nüchtern geworden. „Jawohl, Standartenführer!"

Der so unverhofft Erschienene krakeelte weiter. „Verdammter Sauhaufen. Statt eure Aufgaben zu erfüllen, wird gesoffen und gehurt!" Er sah auf seine Armbanduhr. „In einer halben Stunde ist der Laden hier ein Musterstübchen!"

„Zu Befehl, Standartenführer!"

„Die ganze Bande tritt mir unter Ihrem Stellvertreter stocknüchtern an zum Appell."

„Zu Befehl, Standartenführer!"

„Und Sie, Mellies", der Standartenführer lächelte Mellies schadenfroh an, „hauen sofort ab und finden jetzt Material. Ohne Saufkumpanei, verstanden?"

„Zu Befehl, Standartenführer!"

„Ich sehe auf die Uhr. Mal schaun, wie tüchtig Sie sind."

„Zu Befehl, Standartenführer!" Mellies machte eine zackige Kehrtwendung und verschwand eilig im Schankraum, wahrscheinlich um einen starken Kaffee zu trinken. Der Standartenführer zog sich mit dem Adjutanten ins Vereinszimmer zurück. Die übrige Horde begann wie irrsinnig zu fegen, zu schrubben, Strohsäcke zu stopfen.

Mellies kam erstaunlich schnell zurück. „Du kommst mit", zischte er und wandte sich an mich, „weißt ja, wo alles liegt. Wehe, ihr macht Fisimatenten, dann verarbeiten wir euch zu Hackepeter." Er zog sich zurück und befahl einem SA-Mann, ein Rad bereitzustellen.

Fragend sah ich Vater an. Er zuckte die Schultern. „Unser Haus ist sauber. Du könntest ihm höchstens deine Bebel-Bände anbieten und ähnliches." Verstohlen drückte er mir die Hand. „Geh, mein Junge, und sei tapfer!"

Mellies stand am Saaleingang und winkte. Humpelnd folgte ich ihm hinaus auf den Hof. Draußen befestigte er eine lange Hundeleine um mein rechtes Handgelenk, das andere Ende band er am Fahrradlenker fest. „Los, trab, trab, immer vorneweg, und hübsch zwei Schritte Abstand", kommandierte er und schwang sich aufs Rad.

Ich fiel in mäßigen Dauerlauf, ohne das Humpeln und ein stetiges Stöhnen aufzugeben. Ich spielte den Maroden. Das ist die Chance, sang es in mir. Ich überlegte so intensiv, daß ich keine Schmerzen mehr spürte. Ich mußte seine Wachsamkeit einschläfern.

Weil ich der Jüngere war, aber auch der Feigere in seinen Augen, darum hatte er mich zu dieser Expedition ausersehen. Jetzt peinigte mich nur noch, daß ich nicht wußte, wann und wo ich den Hebel ansetzen konnte. Mellies während des Laufs zu überfallen, war unsinnig. Seine Pistole steckte zwar in der Pistolentasche, aber er war weit kräftiger und trainierter als ich. Im freien Feld war ich ihm unterlegen. Im Forsthaus mußten sich bessere Möglichkeiten ergeben. Plötzlich zuckte mir ein Gedanke durchs Hirn: das Turmzimmer. Dort liegt Vaters Revolver auf dem Tisch. Wahrscheinlich war niemand von der Horde dort oben gewesen. Trunken von Wein und befriedigter Lust hatten sie uns auf den Wagen geworfen, ohne das Haus genau zu durchstöbern. Wenn es mir gelang, vor Mellies das Turmzimmer zu betreten, dann war er verloren.

Diese Erkenntnis füllte mein ganzes Sein aus, beherrschte mich so übermächtig, daß ich der Entscheidung entgegenfieberte. In diesen spannunggeladenen Minuten dachte ich nicht daran, was aus meiner Familie werden würde, wenn meine Rache gelang. Mag es dem Fernstehenden unverständlich sein, heute weiß ich, es war gut so. Es hätte mich wohl nur gehemmt. Der Zaudernde verschenkt den Erfolg, der in der Überraschung liegt. Und es hätte nichts genützt. Der Untergang unserer Familie war besiegelt. Hündische Unterwerfung zum zweitenmal hätte ihn nicht aufgehalten.

Mellies ahnte nichts von meinen Gedanken. Dauernd trieb er mich an. „Schlapper Hund, das nennst du Dauerlauf?"

Ich achtete nicht darauf, mein Keuchen war jetzt echt. Statt ihm zu gehorchen, ließ ich mich nach einem Drittel der Wegstrecke ins Gras fallen und wimmerte: „Ich kann nicht mehr – ich kann nicht." Heucheln war mir immer verhaßt gewesen, und ich staunte jetzt selbst über meine schauspielerischen Fähigkeiten. Mellies fluchte lästerlich und bearbeitete mein Gesäß mit seinen Marschstiefeln. Die Gewißheit meiner Rache machte mich gefühllos. So gewann ich kostbare Minuten der Erholung, ehe ich mich wieder erhob und weitertrabte. Noch zweimal zwang ich ihm auf diese Art Verschnaufpausen ab, in dem Willen, nicht zu ausgepumpt im Forsthaus einzutreffen, ihm eine Schwachheit vorzutäuschen, die nicht vorhanden war.

Es war wie im Krieg. Zersplitterte Türen, zertrümmerte Scheiben, herumliegende zerbrochene Weinflaschen. Kein Mensch war im Forsthaus. Entsetzt waren alle aus dem geschändeten Anwesen geflohen. Das klagende Muh einer Kuh unterstrich die gespenstische Stille.

Vor Mellies ging ich ins Haus und ließ mich stöhnend auf einen Stuhl in Vaters Arbeitszimmer fallen. Die Laden seines Schreibtischs waren herausgerissen, ihr Inhalt lag verstreut auf dem Fußboden. Das Blech des Kassenschranks war zerbeult. Mit der Wagendeichsel, mit der sie die Türen gerammt, hatten sie versucht, ihm beizukommen. Aber das gute alte Stück hatte standgehalten.

Mellies nahm seine Pistole aus der Tasche. „Jetzt nicht lange gefackelt. Wo ist der Kram?"

Ich erhob mich und wankte ins Bibliothekzimmer. Vor dem Bücherregal wies ich auf die drei Bände Bebels „Aus meinem Leben".

Mellies betrachtete sie, zog den ersten heraus, faßte ihn am Einband und schüttelte die lose herabhängenden Seiten. Das gleiche tat er mit dem zweiten. Aus dem dritten fielen einige lose Blätter heraus. Es waren Expertisen, die ich mir einst angefertigt hatte. Er knipste Licht an und versuchte meine kleine, dünne Schrift zu entziffern. Unsicher, ob dies von Bedeutung sein könne, verstaute er die Blätter in seiner Brieftasche. „Reichlich mager – los, weiter!"

Ich zog ein klägliches Gesicht und zuckte die Schultern. Dabei schaute ich scheinbar unauffällig zur Tür, die zum Turmzimmer führte. „Ich – ich weiß nicht, wo noch ..."

Mellies hatte meinen Blick bemerkt. Er drückte mir den Pistolenlauf in die Seite und knurrte: „Vorwärts, Freundchen, rück alles raus. Bevor ich mich deswegen einmal fertigmachen lasse, gehst du zehnmal vor die Hunde – kapiert?"

„Ja", flüsterte ich tonlos und ging zögernd auf die Tür zu. Mein Herzschlag hämmerte in der Halsschlagader. Beim Laufen hatte ich mir alles so einfach vorgestellt, jetzt schien es wahnwitzig schwer. Ich wußte zwar, wie man einen Revolver durchlädt und entsichert, aber mit einem Jagdgewehr war ich besser vertraut. Würde der Revolver daliegen? Würde er geladen sein? Diese Überlegungen waren jetzt unnütz, ich hatte kalt und überlegen zu handeln, etwas vollkommen Sicheres gab es nie. Außerdem, was lag mir noch an meinem Leben? Dieser Gedanke machte mich wieder ruhig, glasklar war es nun in meinem Kopf. Unter Ächzen und Stöhnen schob ich mich die schmale Stiege nach oben, Mellies folgte, wenige Stufen tiefer.

Ich klinkte die Tür auf, trat rasch ins Zimmer und drehte den Lichtschalter. Da lag das schwarze Ding aus Stahl auf dem hellen Tischtuch, spiegelte das Licht der Deckenlampe in kleinen Reflexen. Ich nahm es fest

in die Hand und schob den Sicherungsflügel zurück. Mellies erschien im Türrahmen, in der rechten Hand die Pistole. Genau auf die Pistole zielte ich und schoß. Er heulte auf. Aus einem kleinen Punkt unter seiner Handwurzel sprang helles, rotes Blut. Kraftlos sank sein Arm herab, die Pistole fiel zu Boden. Der zweite Schuß traf ihn in die Schulter. Er klappte nach hinten aus dem Türrahmen, kollerte hinunter bis zum Anfang der Stiege. Stufe für Stufe stieg ich nach.

Mit einem Gesicht, verzerrt von Wut und Haß, preßte er die linke Hand auf die Wunde, erhob sich und torkelte einige Schritte. Er fiel in einen Stuhl und hob instinktiv die Hände. Langsam ging ich auf ihn zu. Ich zitterte wie im Schüttelfrost. Da sah ich seine Augen. Sie bettelten hündisch. Er winselte um Gnade. Alles würde gut werden, wenn ich ihn leben ließe. Lallend vor Angst, rannen ihm die Worte von der Zunge. Leben, bitte, bitte, leben . . .

Der Ekel machte mich kalt und sicher. Ruhig hob ich die Waffe. Einen Schritt vor ihm blieb ich stehen und schoß, bis das Magazin leer war.

Der Mensch ist das höchste Lebewesen. Er hat hochentwickelte Sinne, Verstand und ein Herz. Niemand hat das Recht, das Leben eines Menschen auszulöschen. – Aber solange noch Uckerows leben, ist Pazifismus Selbstmord. Jawohl, ich habe geschossen und bereue nur, daß ich es nicht wenige Stunden früher tat.

Günther Rücker

CASSANDRO

Ein Ballett

Die Sage berichtet von der trojanischen Seherin Cassandra. Sie hatte die Fähigkeit, im Glück der Gegenwart das Unglück der Zukunft vorauszusagen. Niemand glaubte ihr.

Cassandro, in Deutschland geboren und in Deutschland lebend, entwickelte die bisher unbekannte Fähigkeit, nicht nur im Glück das Unglück vorauszusagen, sondern auch im Unglück das Glück. Daß ein solcher Mann in den letzten dreißig Jahren das Schicksal des Emigranten auf sich nehmen mußte, ist leicht einzusehen.

Wieder lebt Cassandro in Deutschland.

1. Akt

Um das Jahr 1930.

Eine deutsche Stadt; viele Menschen sind auf den Straßen, man flaniert, kommt vom Shopping, trinkt Kaffee unter den Markisen. Kriegsinvaliden, Kinder.

Cassandro, seine Frau, ein junges Mädchen, Cassandros Freund und dessen Frau, der zweite Freund mit Frau. Auch sie tanzen. Charleston. Der Rhythmus des Charleston füllt die ganze Stadt.

Aber neben dem Rhythmus des Charleston wird ein anderer hörbar, härter, kälter, ein barbarischer Rhythmus. Cassandro unterbricht den Tanz. Er hört den neuen Rhythmus. Er macht seine Freunde auf ihn aufmerksam. Das Barbarische an der Musik, das Dumpfe und Gefährliche wird immer deutlicher. Aber niemand außer Cassandro hört.

Hört ihr denn wirklich nicht? Der grausame Rhythmus wird stärker von Takt zu Takt!

Nein, keiner hört.

Cassandro aber hört ihn ganz deutlich. Der Rhythmus ruft in Cassandro durch seine barbarische Drohung Furcht hervor.

Cassandro wird immer hellhöriger, immer unruhiger. Aber niemand hört. Und dabei ist die Drohung schon zum Greifen nahe. Cassandro hört nicht

nur die Veränderung, er sieht sie auch. Das freundliche Bild der Stadt verwandelt sich vor seinen Augen. Die Sonne wird grau, die Häuser verfallen, die Dächer brechen, die Fenster werden blind, die Bäume verdorren.

Da seht, Leute!

Die andern, Charleston tanzend, wenden sich in die Richtung, die Cassandro ihnen angibt. Aber bevor sie die Köpfe wenden, ist das alte freundliche Bild wieder da.

Während sie noch verwundert hinblicken, sieht Cassandro auf der anderen Seite das gleiche Bild: Die fröhliche Stadt verwandelt sich in Ruinen.

Da seht!

Sie wenden die Köpfe, aber noch bevor sie in die Richtung schauen, in die Cassandros Arm weist, hat sich das Bild wieder zurückverwandelt.

Da seht!

Cassandro weist in die alte Richtung. Aber wieder kommen die Schauenden zu spät. Nie sehen sie, was Cassandro sieht. Sie lachen ihn aus.

Zukünftiges kannst du sehen? Dann sag doch jedem von uns seine Zukunft!

Der erste Freund stellt sich provozierend in die Mitte der Bühne. Bitte, du Zukunftweisender, wie wird meine Zukunft sein?

Da werden die Häuserwände transparent und sind ein großer Spiegel, und der Freund sieht sich im Spiegel, und die Tanzenden sehen sich auch, und der Freund beginnt, seine elegante Gegenwart zu tanzen, und das Spiegelbild tanzt mit, pas für pas; aber bald tanzt das Spiegelbild einen eigenen Tanz, und während der Freund noch nach dem Charleston tanzt, tanzt sein zukünftiges Ich nach dem barbarischen Rhythmus. Auch die Jazzband macht im Spiegel eine Veränderung durch: Neben einer Standarte mit barbarischen Zeichen schlagen zwei Männer, deren Bewegungen alles Menschliche fremd ist, den barbarischen Rhythmus. Die Kleider des Spiegeltänzers verwandeln sich und werden immer ähnlicher den Kleidern der zwei Trommler. Das Spazierstöckchen verwandelt sich, der Spiegeltänzer hat statt seiner ein Kurzschwert wie die Trommler. Der Freund greift nach der Trompete des Jazzbläsers, das Spiegelbild nach dem Schlegel der Trommler. So stehen sie sich im Spiegel gegenüber, der eine Jazz blasend, der andere die Trommel schlagend, und jeder versucht, den andern zu übertrumpfen, aber keiner gewinnt die Oberhand. Da reißt der Freund die Trompete vom Mund, der Spiegeltänzer läßt die Schlegel in der Luft.

Der Freund stürzt zum Spiegel.

Der andere stürzt zum Spiegel.

Sie sehen einander starr und herausfordernd an.

Da wird der Spiegel wieder zur Hauswand, der Freund steht verdutzt und weiß nicht, wie ihm geschehen ist, und um seinen Schock zu überspielen

und die Situation zu retten, setzt er die Trompete an und schmettert eine fröhliche, freche, kurze Melodie.

Alle lachen.

Schon steht die Frau des Freundes vor dem Spiegel. Das Spiel gefällt mir, zeig mir meine Zukunft, Cassandro!

Wieder werden die Häuser transparent, wieder tanzt das Spiegelbild die Zukunft der Tänzerin. Es ist ein Pas de deux mit dem Tod. Die Frau sieht mit Entsetzen zu. Aber sowie das Spiegelbild verschwindet, legt sie ein paar demonstrativ freche Steps hin, um sich und den Umstehenden ihre frohe, unbeschwerte Gegenwart zu beweisen.

Auch sie erhält die heitere Zustimmung der andern. Das Spiel gefällt wie ein Jahrmarktzauber.

Zeig mir meine Zukunft, Cassandro! Der zweite Freund steht vor dem Spiegel, neben ihm seine Frau, ihnen gegenüber im Spiegel ihr Bild. Sie tanzen einen langsamen Tanz.

Auch ihr Spiegelbild tanzt einen langsamen Tanz. Aber das Spiegelbild zeigt die beiden in der Kleidung der Zuchthäusler, und sie tanzen dort traurig und voll Todesahnung.

Keiner will recht lachen, nur die Kinder finden die Sache köstlich.

Onkel, mach mal mit uns!

Im Spiegelbild spielen die Kinder bald nicht mehr Ringelreihen. Im Spiegel kommt ein stummer Kinderzug daher, sie führen einander an den Händen, zu dritt in einer Reihe, eines trägt den Judenstern vor ihnen her. Eine Stimme singt das Adonai. Andere Kinder sehen dem Zug, der sich langsam von einer Bühnenseite zur anderen bewegt, belustigt zu, machen „lange Nase" und äffen die Ziehenden nach. Die Gesichter der Kinder im Zug werden hell und heller. Etwas Glühendes strahlt sie an. Sie gehen dem Hellen, Glühenden entgegen.

Keiner lacht mehr.

Der Invalide schwingt sich auf zwei Krücken vor den Spiegel. Im Spiegel taucht sein Bild auf.

Der Invalide schiebt sich auf Krücken seinem Bild entgegen. Das Bild kommt Schritt für Schritt heran, und hinter seinem Ebenbild kann der Invalide viele mit Krücken sehen und ohne Gliedmaßen.

Der Invalide starrt in den Spiegel. Dann wendet er sich zu Cassandro.

Das ist ein widerlicher Spaß, mein Lieber, das ist mehr, als ausgemacht war! Das ist böse von dir!

Der Invalide ist voll Haß und Widerwillen. Er wirft Cassandro die Krücke vor die Füße.

Jetzt wollen alle ihre Zukunft sehen, wenden sich dem Spiegel zu, und der Spiegel antwortet ihnen mit einem Bild, das sie erstarren läßt.

Grau stehen dort im Spiegel Gestalten, die mit denen vor dem Spiegel fast gar keine Ähnlichkeit haben. Viele haben ein Tuch über das Gesicht gelegt, sie stehen wie aufrechte Tote. Einige fehlen im Spiegelbild, mitten unter den Lebenden stehen Kreuze, viele Invaliden. Auch die Stadt hat sich verändert. Jetzt sehen alle Cassandros Vision, zerfallene Häuser, graue Ruinen. Sie machen ihm stumm eine Gasse zum Spiegel.

Zeig uns, was aus dir wird, Cassandro!

Schritt um Schritt geht Cassandro dem Spiegel entgegen, aber der Spiegel bleibt leer. Cassandro kann zwar den andern die Zukunft zeigen, aber nicht sich selbst. Cassandro kommt vor dem Spiegel an. Nichts ist geschehen. Der Spiegel verschwindet, und wieder stehen Häuser da.

Ein falscher Prophet also, einer, der allen und jedem das Schlimmste prophezeit und selbst ungeschoren bleiben will. So einer bist du also!

Drohend rückt die Menge Cassandro auf den Leib. Wenn sie ihn jetzt fassen, werden sie ihn in Stücke reißen. Da springt der Freund zur Jazzband, setzt die Trompete an und bläst die fröhliche, freche Melodie von vorhin.

Die Spannung der Menge löst sich. Gut, fassen wir es so auf: Alle Prophetie war nur Spaß. Tanzen wir weiter!

Und sie tanzen weiter – und wie sie weitertanzen! Der Charleston steigert sich, der Rhythmus wird wilder, man will die Bilder des Spiegels vergessen, die Band elektrisiert.

Die ganze Stadt tanzt.

Cassandro ist ausgestoßen. Hohn und Verachtung, wohin er sich wendet. Seine Frau verläßt ihn. Aber Cassandro bleibt nicht allein. Da ist das Mädchen. Sie hatte nur Augen für Cassandro, sie liebte ihn vom ersten Augenblick an, sie sah seine Visionen, sie hörte den Rhythmus mit ihm. Jetzt begegnen sie einander. Über dem Charlestonrhythmus liegt eine weiche Melodie, die beiden Liebenden begleitend. Die anderen aber tanzen Charleston, und der Rhythmus ist noch wilder geworden. Und da ist wieder der barbarische Rhythmus, und wieder möchte Cassandro die Tänzer auf die Drohung dieser Musik aufmerksam machen, aber keiner beachtet ihn, und der barbarische Rhythmus wird stärker mit jedem Takt, und langsam, aber unaufhaltsam verwandelt sich der Rhythmus des Charleston, und bald ist nur noch der barbarische Rhythmus in der Stadt. Die Tanzenden tanzen ihre Charlestonsteps nach dem neuen Rhythmus weiter. Schon hat der neue Rhythmus den alten völlig abgelöst, ohne daß sie es bemerken. Der Tanz geht weiter, nichts stört sie.

Da aber werden die Häuser wieder transparent, und die zwei Trommler tragen die Standarte mit den barbarischen Zeichen in die Stadt und schlagen den Rhythmus, und die Tänzer lösen den Tanz auf, werden verzückt, ihre

Bewegungen wilder. Archaische Tonfolgen treiben sie vorwärts. Mehr von der Musik! Mehr! Sie greifen nach den Schlegeln der Trommler, formieren sich ekstatisch wie in Hypnose. Jetzt schlagen sie selbst den barbarischen Rhythmus. Cassandros Freund entreißt dem Trommler das Kurzschwert, stellt sich an die Spitze des Zuges, und mit ausgestreckten Armen, aufgerissenen Mäulern und starren Augen wankt der Zug über die Bühne, immer mehr mitgerissen von der barbarischen Musik. Der zweite Freund, der ausbrechen wollte, wird unter die Arme gefaßt und nachgeschleift, seine Frau mit ihm. Cassandros Frau unternimmt den schwachen Versuch, zu Cassandro zu gelangen, der abseits steht. Vergebens. Alle werden mitgerissen.

Der Rhythmus dröhnt durch die Stadt. Keiner entzieht sich ihm. Keiner.

Cassandro und das Mädchen beobachten das Entsetzliche mit Entsetzen. Sie wollen ihren Freunden nacheilen, vielleicht ihnen helfen. Da aber steigert sich ihr Entsetzen, denn es wankt ein entsetzlicher Zug heran:

Armlos, beinlos, humpelnd auf Krücken und Stöcken, die Verschütteten mit Armen und Beinen zuckend, kommen die Invaliden, fasziniert den Trommlern folgend, manche in großen Sprüngen, viele nur mit Mühe, alle aber mit einem glückhaften Lächeln. So verschwindet der Zug, und resigniert, müde und in tiefer Traurigkeit tanzen Cassandro und das Mädchen den Abschied von ihrer Stadt.

Langsam verwandeln sich die Häuser in Ruinen; von fern der barbarische Rhythmus. Es wird dunkel.

Intermezzo

Cassandro und das Mädchen.

Sie sind Emigranten geworden. Ihre Keidung ist ärmlich, ihre Not groß geworden auf dem Wege durch die Länder Europas.

Grenzpfähle wechseln ihre Farben, Landschaften verändern ihr Gesicht.

Österreichs Berge, Böhmens Fluren, die Häfen Hollands und Finnlands Seen.

Die Füße der Flüchtlinge finden keine Ruhe. Kaum nähern sie sich einem Grenzpfahl, werden die Grenzen transparent, und die zwei Trommler mit ihrer Standarte und der Freund mit dem Kurzschwert stehen den Flüchtlingen gegenüber, und weiter geht die Flucht ins nächste Land. Kaum haben sie dieses erreicht, kündigt sich der barbarische Rhythmus von neuem an.

In alle Himmelsrichtungen fliehen sie.

In alle Himmelsrichtungen folgen ihnen der Rhythmus und die Standarte.

Das Mädchen bricht zusammen.

Cassandro trägt es auf seinen Armen der nächsten Grenze entgegen.

2. Akt

1937. Ein spanisches Dorf.

Links die Männer, rechts die Frauen. Die Männer in der Kleidung der Interbrigadisten, unter ihnen Cassandro. Die Frauen sind Spanierinnen, unter ihnen das Mädchen. In der Mitte des Platzes steht ein alter, weißhaariger spanischer Bauer, die Gitarre schlagend.

Man vergnügt sich.

Eine der Frauen tanzt einen spanischen Tanz. Sie beschreibt, als sie endet, mit kleinen fröhlichen Schritten einen großen Kreis und wirft einem Interbrigadisten ein kleines Tüchlein zu. Der Soldat muß dann einen Tanz seines Volkes tanzen. So tanzen: Ein Spanier, ein Pole, ein Amerikaner, ein Ungar, ein Russe, ein Neger. Ein Franzose zeigt eine Pantomime.

Cassandro, der Deutsche, tanzt mit dem Mädchen noch einmal den Abschied von seiner Heimat.

Aber wieder muß Cassandro unterbrechen, denn von fern bricht wieder der barbarische Rhythmus in den Tanz ein. Aber hier hören ihn alle.

Die Männer greifen zu den Gewehren.

Tanz der zum Kampf ausziehenden Interbrigadisten.

Die Frauen und der alte Bauer bleiben zurück. Die Melodie des Kampfliedes der Brigaden verklingt. Es wird still. Die Männer sind im Kampf. Alle lauschen. Von fern der barbarische Rhythmus. Der Alte beginnt leise, harte Rhythmen zu schlagen. Die Frauen formieren sich, auch sie kämpfen.

Tanz der tapferen Frauen Spaniens.

Der barbarische Rhythmus dringt vor. Je näher er kommt, desto entschlossener tanzen die Frauen. Aber die Kraft des Barbarischen ist stärker. Von ihr gedrängt, kommen die Interbrigadisten zurück. Vom Kampf gezeichnet, zusammengeschossen, erschöpft. Ihr Rückzug geht über das Dorf hinaus. Die Frauen folgen den Soldaten.

Das Mädchen wartet auf Cassandro. Er kommt als letzter. Er ist verwundet und in großer Gefahr, denn ihm folgen die drei mit der barbarischen Standarte, die Trommler und der Feind, der einmal sein Freund war. Jetzt stehen sich die beiden gegenüber wie damals, als der Freund seine Zukunft im Spiegel sah. Es gibt nichts Gemeinsames mehr zwischen ihnen. Jeder ist bereit, sich auf den andern zu stürzen. Die Gefahr für den verwundeten Cassandro ist groß. Schon holt der Schwarze zum Schlag aus. Da fällt ihm der Bauer in den Arm. Die Waffe entgleitet ihm. Cassandro stürzt fort, begleitet von dem Mädchen. Der Schwarze, wieder im Besitz der Waffe, macht kurzen Prozeß mit dem Bauern. Er braucht nur einmal zuzustechen.

Die Standarte wird weitergetragen. Das Land brennt, der barbarische Rhythmus beherrscht den Raum.

Bevor der Alte stirbt, richtet er sich noch einmal auf und schreit mit weitaufgerissenem Mund. Aber kein Laut ist zu hören. Der Alte liegt inmitten gefallener Interbrigadisten. Eine Gitarre ist zu hören. Sie klingt hart und wird verdeckt geschlagen. Aber sie klingt unzerstörbar.

3. Akt

1942. Eine Stadt im Süden Frankreichs.

Gruppen demobilisierter Soldaten, Flüchtlinge aus dem Norden mit ihren Habseligkeiten, Emigranten aus allen Ländern Europas, jüdische Kinder, Cassandro und das Mädchen. Die Stadt ist wie gefroren. Eine tiefe Resignation liegt über allem.

Da kündigt sich von ferne der barbarische Rhythmus an. Schrecken erfaßt die Menschen. Je näher der Rhythmus kommt, desto eiliger und hastiger werden sie. Jeder hat irgend etwas mit dem anderen zu schaffen, ihre Wege und Beziehungen werden immer nervöser, fahriger, allmählich erfaßt alle panische Geschäftigkeit.

Und immer näher der barbarische Rhythmus.

Die Stadt ist angefüllt mit Angst und dem hilflosen Hin und Her von Menschen, die ihr Leben retten wollen. Aber nirgends führt ein Weg weiter. Mauern und Meer ringsum. Wie ein Netz legt es sich über Stadt und Menschen. Der barbarische Rhythmus steht mitten unter ihnen. Und mit ihm die Trommler, die Standarte mit dem barbarischen Zeichen und mit seinem Kurzschwert Cassandros Freund.

Zu einem Knäuel zusammengedrängt, erwarten die Menschen den Todesstoß. Ein jüdischer Emigrant betet. Zwei Liebende küssen sich. Prostituierte machen den Trommlern schöne Augen. Die Mütter haben die Kinder in die Mitte des Kreises gedrängt und schützen sie mit ihren Leibern. Cassandro hält das Mädchen an sich gepreßt.

Der Schwarze mit dem Kurzschwert teilt den Haufen. Wieder stehen sich die früheren Freunde als Feinde gegenüber. Der Schwarze hat gesiegt. Cassandro ist sein Gefangener. Der Schwarze kostet seinen Sieg aus. Cassandro und das Mädchen müssen dem Siegestanz des Schwarzen zusehen. Jetzt zeigt er Cassandro die Zukunft: Die Vision des Sieges der Barbarei über die Humanitas, der Rückfall der Menschheit in archaische Zustände, den Triumph des Urgrunds über schon Erreichtes.

Die Häuser der Stadt werden grau, die Konturen von Ruinen zeichnen sich ab.

Der Schwarze ist stark wie nie.

4. Akt

1943. Hof eines deutschen Zuchthauses.

Cassandro ist ein Gefangener unter vielen. Auch der zweite Freund ist unter den Gefangenen. Sie sind todmüde, erschöpft und mutlos. Sie arbeiten wie Maschinen. Der barbarische Rhythmus läßt keinem von ihnen Atem. Auch Cassandro ist eingespannt in den Rhythmus einer mordenden Arbeit. Aber mit einem Male horcht er auf. War da nicht ein neues Lied in dem barbarischen Rhythmus zu hören?

Hört ihr nicht?

Nein, keiner hört.

Aber Cassandro hört den neuen Rhythmus ganz deutlich. Der Rhythmus ist noch fern, aber er ist getragen von Hoffnung und Zuversicht des Sieges.

Hört doch!

Und Cassandro skandiert in seinen Bewegungen den neuen Rhythmus, der von Takt zu Takt stärker wird.

Das ist die Zukunft, Freunde! Sie ist im Vormarsch, und wir werden sie erleben, seid nur stark!

Und wie wird die Zukunft sein, Cassandro?

So wird sie sein wie das Bild, das dort hinter den Wänden auftaucht, die wieder transparent geworden sind:

Wieder tanzt der Freund den langsamen Tanz, und jenseits des Traumes tanzt seine Frau, so wie sie damals tanzten. Und Cassandro erblickt drüben das Mädchen und tanzt mit ihr wie damals, und die Stadt ist da, schön und voll Licht und Erinnerungen, die Markisen sind da und die lustigen Tische mit Wein und Speisen. Und die Häftlinge treten vor den Spiegel und sehen in ihre Zukunft, und es ist ein großer Zug von Menschen, der ihnen entgegenkommt, Frauen, Männer und Kinder auf den Armen der Eltern, und alle kommen sie – entschlossen und aufrecht und stark und sicher. Die Gefangenen wollen dem Zug entgegenstürzen. Aber da verwischt sich das Bild, die Mauern sind wieder Zuchthausmauern, die Gefangenen wieder Gefangene. Der barbarische Rhythmus beherrscht wieder den Zuchthaushof.

Aber jetzt sind die Gefangenen aufgerichtet und ähneln ihren Brüdern, die ihnen im Spiegel entgegenkommen.

5. Akt

Heute.

Es ist alles wie zu Beginn.

Die Stadt, die Menschen, die Reklame, die Markisen, man flaniert, kommt vom Shopping, Kinder, Kriegsinvaliden, Cassandro und das Mädchen, der zweite Freund und seine Frau. Man tanzt. Rock'n Roll.

Die Band elektrisiert und hämmert und stößt die Menschen und läßt sie wilder werden und verzückter.

Aber allmählich ist ein anderer Rhythmus zu hören. Wieder beginnt der barbarische Rhythmus, und wieder hört ihn keiner.

Und wieder unterbricht Cassandro den Tanz.

Hört ihr nicht?

Nein. Keiner hört.

Aber der barbarische Rhythmus wird stärker.

Hört doch!

Seine Freunde werden aufmerksam. Auch sie hören den Rhythmus. Aber die andern – und es sind viele, viele andere – tanzen verzückt den Rock'n Roll.

Alles vollzieht sich wie zu Beginn. Allmählich wird der Rock'n-Roll-Rhythmus von den barbarischen Rhythmen abgelöst, und die Tanzenden tanzen bereits nach dem neuen, ohne den Wechsel bemerkt zu haben.

Wie kann man die Verzückten wach machen?

Keiner von ihnen hört auf Cassandro. Aber Cassandro fürchtet die Drohung des barbarischen Rhythmus nicht mehr. Er beginnt zu tanzen. Den Rhythmus und die Melodie, die im Zuchthaus den Gefangenen Mut gaben, nur straffer, kürzer, fester, und mit jedem Schritt tanzen mehr seiner Freunde mit. Neue gesellen sich dem Tanz Cassandros zu. Immer stärker wird Cassandros Rhythmus, neue mächtige Klänge und neue, stärkere Rhythmen erheben sich. Sie nehmen den Kampf auf gegen den barbarischen Rhythmus.

Die Rock'n-Roll-Tänzer kümmern sich nicht darum. Sie tanzen und tanzen immer enthemmter.

Aber Cassandros Schritte und die seiner Freunde dröhnen und klingen wie auf Kesseln getanzt. Rhythmus steht gegen Rhythmus.

Hört alle, hört und erhebt euch und seid an Cassandros Seite!

Noch während der Vorhang fällt, steigert sich die Kraft der Rhythmen und steigert sich auch noch kurz danach:

Hört, alle, ihr!

Rose Nyland

KEIN SCHICKSAL

Das Leben war bunt zwischen den Müllkästen
und geheimnisvoll in den dunklen Kellern.
Das Kind trug ein rotes Röckchen
und wußte noch nichts davon –

Als es zwölf war
gab es Kartoffeln und Schläge und Kindergeplärr
und Dunst von den Windeln der Kleinen.

Der Vater trank Schnaps
und die Mutter trank auch
und es mußte so sein –

Dann war sie vierzehn
und die Fünfe am Tisch
warfen Kopf und Schrift um sie
wer sie bekommen sollte –
und sie
bekam die Münze.

Er hieß Jonny
und war nicht anders als die anderen
und er fand sie ganz brauchbar
und schenkte ihr eine Münze dazu –

Sie tanzte im roten Röckchen aus dem Keller
und kaufte für zwei harte Münzen Bonbons.
Zu Hause roch es nach Schnaps und Schlägen
und nach dem Kleinen, das in nassen Windeln schrie.

Es gab keinen Zauber im Leben
und sie brauchte kein Mitleid
denn sie kannte es nicht anders.

Ihr Leben war wie eine graue Landstraße
an der die Bäume das Grünen vergessen hatten
und der Himmel war Ruß –

Sie weinte nicht um sich selbst
und es gab keinen
der sie beweinte.

Keiner warf Kopf und Schrift um sie mehr
denn sie konnten sie alle nehmen
und die Münzen nahm Jonny.
Nicht weil er der erste gewesen
sondern weil es so sein mußte –

Sie lernte die kleinen Gäßchen kennen
und war fünfzehn
und Jonny lachte mit weißen Zähnen
wenn er die harten Münzen klingen ließ.

Das rote Röckchen war kurz geworden
und die Schuhe hatten hohe Absätze
und waren schief –

Als sie sechzehn war, lag sie im Krankenhaus
und der weiße Kittel verachtete sie mit Schweigen.
Ihr war es gleich –

Als man sie auf Staatskosten begrub
geschah es wegen der Hygiene.
Sie kam unter die Selbstmörder zu liegen
weil es billiger war,
und man brauchte kein Wort darüber zu verlieren.

Ihr konnte es recht sein.
Sie war siebzehn
und es hatte gereicht.
In der Eile hatte man vergessen
sie statistisch zu erfassen.

AN DICH

Sei still und lausch –
Du sollst die Stille hören,
die Worte
die ich nie gesprochen hab.
Sei still –
Du sollst die tiefe Trauer spüren
und das besitzen
was ich niemals gab –

Ich bin es nicht!
Ich bin es nie gewesen –
Mich gibt es nur
wo Deine Träume blühn
ungreifbar flüchtig
wie ein Ton im Schlaf –
Und greifst Du mich
dann hab ich Dich verloren –

DIE GROSSE ANGST

Es war grauer Morgen über dem Wasser.
Die Fischer hatten seltsamen Fang im Netz
einen toten Mann –

Moral und Gesetz
holten den Toten ab.

Ihre Weisheit lautete:
Selbstmord ohne Grund.
Denn der Mann hatte genug zu essen
und eine Frau für die Nächte –

Also grundlos.

Er hatte ihre Bücher gelesen
über das einsame Ich und den Tod aller Dinge.
Er hatte ihre Zeitungen gelesen
über die große Explosion und über das Feuer.

Er hatte ihren Wein getrunken
von dem sie sagten, daß es der letzte Tropfen sei –
Er hatte ihnen geglaubt
und
die Konsequenz gezogen –!

ARBEITERSOHN

Dem norwegischen Arbeiterdichter Rudolf Nilsen

Er war Arbeitersohn
und daß er Dichter wurde
war kein Zufall
sondern bittre Notwendigkeit.
Sie brauchten ihn
und er hatte die Worte
und weil er sie hatte
und kein anderer
so wurde er Dichter –

Er ging durch dunkle Gassen und sah Elend
und seine Worte waren nicht schön
aber sie waren die Straßen, durch die er schritt
und rochen nach billigem Öl und Fisch und Moder.

Er ging durch dunkle Gassen
und sah Licht in den Fenstern
und er hörte das Wort
Streik.
Und er hörte es so wie es war
gedroht
geflucht
geflüstert
und geweint ...
Und am Ende jeder seiner Lieder stand Trotz
wie eine geballte Faust im Nebel.
Er war so still, daß keiner ihn sterben hörte.
Und als plötzlich trotzige Hände ein Denkmal erbauten
war es zu spät für die Tränen
aber zeitig genug für den Zorn.
Und dort wo der Kampf war
wehten seine Lieder.

Ilse Losa

SENHOR LEOPARDO

Was sind das für Tränen,
Die ich nicht um meinethalben weine,
Mit denen jedoch das Leben meine Augen benetzt?

José Gomes Ferreira

„Er tut dir wohl leid?" fragte mich eine wohlklingende tiefe Stimme.
„Na schon, er ist doch immer angebunden."

„Armes Tier!"

„Er heißt Cäsar."

„Cäsar? Hahaha! Großartig, wirklich großartig!" Verblüfft blickte ich zu dem kleinen, mir unbekannten Mann auf. Was veranlaßte ihn, sich über Cäsar lustig zu machen?

„Cäsar ist ein hochtrabender Name für einen gewöhnlichen Hund, findest du nicht?" fragte er dann.

Ich wußte beim besten Willen nicht, worauf er hinaus wollte, da ja Cäsar durchaus kein gewöhnlicher, sondern der weitaus schönste Hund im Siedlungsblock war. Der Unbekannte schien mir mein Befremden von den Augen abzulesen.

„Du weißt wohl gar nicht, wer Cäsar war?" (Er sagte tatsächlich „war", als ob Cäsar nicht lebendig und leibhaftig vor uns stünde!) „Wie alt bist du denn, mein Junge?"

„Acht Jahre", antwortete ich kurz angebunden, denn ich hatte keine Lust, jemandem Wichtigkeit beizumessen, der solch dummes Zeug daherschwätzte. Cäsars traurige Augen wanderten unterdessen erwartungsvoll von dem Fremden zu mir und von mir zu dem Fremden. Armer Cäsar! Immer eingekerkert, immer allein und seinem Kummer überlassen. Ich schob eine Hand durchs Gitter und streichelte ihm den mächtigen Kopf. Der Fremde machte mir das nach und ließ es sogar zu, daß Cäsar ihm ausgiebig die Finger leckte. Das war so echt Cäsar: immer dankbar für die allerkleinste Liebesbezeigung.

„Acht Jahre", sagte der kleine Mann schließlich, als hätte der Klang meiner Worte erst jetzt seine Ohren erreicht. „Acht Jahre, ein schönes Alter ... in dem man allerdings noch nicht wissen kann, wer Cäsar war."

Ich zuckte gleichgültig mit den Schultern und setzte mich langsam in Bewegung. Eigentlich wollte ich davonlaufen, was ich rätselhafterweise aber nicht tat. Der Fremde wich nicht von meiner Seite, sondern paßte seinen Schritt genau dem meinen an.

„Wie heißt du denn, mein Junge?"

„Mário."

„Oh, das ist aber ein hübscher Name!"

Dieses Mal schien er befriedigt zu sein und nichts Spaßiges an Mário zu finden. Er wiederholte: „Mário, Mário", wobei er das a genießerisch dehnte, etwa wie wenn er einen Tropfen allerfeinsten Portweins auf der Zunge hätte. Auf solche Art ausgesprochen schien mein Name aufgehört zu haben, mein Name zu sein, so klangreich war er geworden.

Der fremde Mann verbeugte sich darauf ritterlich vor mir, als ob ich eine junge Dame sei. „Ich heiße Victor Hugo Leopardo da Silva. Man pflegt mich schlichtweg Senhor Leopardo zu nennen."

Natürlich ist einem kleinen Jungen, dem Cäsar noch kein Begriff ist, Victor Hugo ebenfalls keiner, was wiederum zur Folge hat, daß es ihm nicht in den Sinn kommt, zu spötteln: „Was Sie nicht sagen! Victor Hugo! Und Leopardo! Hahaha! Großartig, wirklich großartig!"

Denn als sei es der Unansehnlichkeit noch nicht genug, klein von Wuchs zu sein, hatte ihn die Natur noch bedacht mit einem Eierkopf, auf dem ein kümmerlicher Rest ausdruckslosen braunen Haares verblieben war, mit einem schmächtigen Gesichtlein mit spitzzulaufenden Backenknochen, spitzzulaufender Nase und spitzzulaufendem Kinn und mit winzigen Mausaugen. Er hätte zum Beispiel Senhor Rato (Maus), Senhor Pardal (Spatz) oder meinetwegen Senhor Pinto (Küken) heißen sollen, aber jedenfalls nicht Senhor Victor Hugo Leopardo. Doch wie bereits gesagt: ich war weder alt noch gebildet genug, um einen derartigen Vergleich zwischen der Gestalt aus dem Namen Senhor Leopardos anzustellen, so daß ich denn auch nichts Geistreiches zum besten gab, als sich mir der Fremde mit seinem hochtrabenden Namen vorstellte.

„Du bist also acht Jahre alt", sagte er nun wieder. „Da wollen wir doch mal sehen, was du so weißt. Wieviel sind vier mal fünfzehn?"

Ich kaute am Daumen.

„Fünfzig."

„Au!" Er verzog sein Gesicht, als zwicke ihn ein Zahn. „Mit dir kann deine Familie weiß Gott keinen Staat machen. Nun paß aber mal schön auf: Vier mal zehn sind?"

„Vierzig."

„Und vier mal fünf?"

„Zwanzig."

„Und vierzig und zwanzig?"

„Sechzig." Was fiel dem eigentlich ein, mich mitten auf der Straße im Rechnen zu prüfen?

„Na also! Ist doch das Allereinfachste von der Welt, was, mein Junge?"

„Mag sein."

„Das klingt nicht gerade überzeugt . . ." – und ohne sich zu unterbrechen, schloß er daran an: „Wie schön es hier ist!"

Dann holte er tief Luft, drehte sich nach allen Seiten um und schaute nach oben.

„Ich bin seit vorgestern hier", sagte er.

„Und sind noch nie zuvor hier gewesen?" fragte ich überrascht, da es mir beinahe undenkbar erschien, daß jemand noch nie in unserem Siedlungsblock gewesen war. Dann drehte ich mich, ganz wie er, nach allen Seiten um und hob ebenfalls den Blick. Auf diese Weise versuchte ich mit den Augen des Fremden zu sehen. Die Kunst, die Welt mit den Augen anderer zu betrachten, bildete ich später zu einer solchen Fertigkeit aus, daß es mir oft schien, als sähe ich längst vertraute und oft sogar schon monoton und schal gewordene Dinge zum erstenmal, und so gewann ich ihnen neue und reizvolle Eindrücke ab. Aber an jenem Nachmittag, an dem ich Senhor Leopardo kennenlernte, gelang mir das noch nicht; meine Augen, die wie die Augen des anderen sehen wollten, sahen weiter nichts als den zur Genüge bekannten Siedlungsblock mit seinen einförmigen, gelben Mietskasernen und seinen wilden Pflaumenbäumen, deren Blätter tagaus, tagein dunkellila waren.

„Nein, ich bin noch nie zuvor hier gewesen", antwortete der Mann und holte wiederum tief Luft, wobei seine schmächtige Brust sich dehnte und beinahe breit zu werden schien.

Wahrlich: ein eigentümlicher kleiner Herr, der einem Mäuslein oder einem Spätzlein ähnlich sah, sich wie der Frosch in der Fabel aufblies und dabei den Namen Victor Hugo Leopardo da Silva trug!

Er wohnte im selben Blockhaus wie wir, zwei Stockwerke unter uns, bei Dona Ermelinda, die Zimmer vermietete. Als ich ihm meinen ersten Besuch abstattete, wozu mich eher eine kindliche Neugier als Zuneigung veranlaßte, fand ich ihn tief Luft holend am offenen Fenster vor.

„Was soll das eigentlich, Senhor Leopardo?"

„Ich verstehe dich nicht, Mário . . ."

„Ich meine, was soll das eigentlich, daß Sie immer so machen?" Und ich blies mich mit aller Kraft auf, bis es mich schließlich schmerzte.

„Ach so", sagte er gelassen, „das ist gut für die Lungen. Eure Luft hier ist rein und nicht verpestet, wie das in meiner früheren Dreckgasse der Fall war."

„Sie haben in einer Dreckgasse gewohnt, Senhor Leopardo? Und die Luft war verpestet?" – Ich war mir nicht ganz klar darüber, was „verpestet" be-

sagen sollte, aber es machte mir Spaß, ein nach gräßlichen Dingen klingendes Wort auszusprechen.

„Ja, mein Junge, reinweg in einer Dreckgasse. Bist du schon einmal in Lissabon gewesen?“ Ich verneinte. „Na, da weißt du aber nicht, was dir entgangen ist. Lissabon ...“, er hielt einen Moment an und rollte verzückt die kleinen Augen, „ja Lissabon: weißes Licht, so weiß, daß es einem die Augen blendet. Alleen mit rosa und hellgrünen Häusern, so breit und so schön, daß du dir einfach davon keine Vorstellung machen kannst. Aber ich Unglückswurm wohnte natürlich nicht darin, ich wohnte bloß in der besagten elenden Dreckgasse, wo die Häuser auf der einen Seite sich mit denen auf der anderen Seite gegenseitig die Nasen plattdrücken. Und die Luft ist so dick, daß man sie mit Messern schneiden kann.“

Wahrscheinlich wurde er durch die Verblüffung, die auf meinem Gesicht zu lesen war, dazu veranlaßt, seine Schilderung noch ein wenig aufzubauschen: „So dick wie Schornsteinqualm und dunkel wie die Nacht!“ Ob Senhor Leopardo wohl ahnte, wie ich mir das Ganze vorstellte? Ich sah keuchende, hustende Leute mit Messern in den Händen sich verzweifelt durch eine schwarze Rauchwolke kämpfen.

Er war Finanzbeamter und mußte acht Stunden pro Tag Zahlen in ein dickes Buch eintragen. Ich fragte ihn einmal, ob es lustig sei, soviel Zahlen in ein Buch zu schreiben, worauf er mir antwortete, lustig sei ein ganz falsches Beiwort für eine derartige Betätigung. Vielleicht könne man statt dessen „notwendig“ oder „unumgänglich“ einsetzen, denn das Zahleneintragen diene einzig und allein dem Zweck, ihm sein tägliches Brot einzubringen.

„Arbeiten denn die Menschen nur, weil sie essen müssen, Senhor Leopardo?“

„Die meisten ja, mein Junge, aber es gibt auch einige vom Glück begünstigte, denen ihre Arbeit große Freude macht.“

„Und warum macht sie nicht allen Leuten Freude?“

„Weil sich nicht alle nach Geschmack einen Beruf aussuchen können.“

„Und warum nicht?“

„Der Teufel soll dich holen! Du willst der Sache denn doch zu sehr auf den Grund gehen, obgleich du recht schwach im Kopfrechnen bist. Merke dir aber, daß ich dir nicht alles erklären kann, so gern ich es auch täte, aber wahrhaftig, ich kann es nicht.“

„Was möchten Sie denn lieber tun als Zahlen einzutragen?“

„Ach, mein Junge, das ist schwer zu sagen, vielleicht Blumen pflanzen, viele, viele Blumen pflanzen. Oder kranke Menschen heilen ... Und du, Mário, was möchtest du denn später mal werden?“

„Konditor oder Zirkuskünstler oder Flieger“, antwortete ich ohne Zögern.

„Hahaha! Köstlich, einfach köstlich!“

Die Leute im Siedlungsblock befaßten sich kaum mit ihm. Nicht, daß sie etwas Bestimmtes gegen ihn einzuwenden gehabt hätten, sie fanden ihn einfach langweilig und ließen sich gegebenenfalls zu ein paar beiläufig hingeworfenen Worten herab, wenn sie ihn im Treppenhaus oder im „Bocage" antrafen, wo er allabendlich seinen Kaffee trank, ohne jedoch länger als zehn Minuten zu verweilen.

Die Aktentasche hing steif an seinem hölzern nach unten gestreckten Arme, und der Hut thronte reizlos und ungebeult auf seinem Kopfe, wenn er morgens in den Dienst ging und am Spätnachmittag zurückkam. Allem Anschein nach hatte er in Lissabon keine Freunde zurückgelassen, denn wie Dona Ermelinda uns sagte, erhielt er keine Briefe. Möglicherweise war eben das der Grund, warum wir uns so schnell aneinander anschlossen, denn es fehlte auch mir zu jener Zeit an der Wärme, die eine Freundschaft schenken kann.

Bald wurde es uns zur Gewohnheit, abends vor dem Essen einen Spaziergang durch die Felder hinter dem Block zu machen. Diese Felder sind jetzt längst zu Siedlungsblöcken wie der unsere geworden. Doch damals waren es noch grüne Felder, und auf einem von ihnen standen zwei Erlenbäume, in denen die Vögel sangen.

Ich würde lügen, wollte ich behaupten, daß diese Spaziergänge mir stets Freude bereitet hätten. Das war schon deswegen unmöglich, weil Senhor Leopardo sich nicht immer gleich war und seine Mucken hatte. So zum Beispiel gab es Tage, an denen er überhaupt nicht sprach und langsam, fast kriechend, mit auf dem Rücken gekreuzten Händen daherging, andauernd tief Luft holend. Oder andere, an denen er Dinge sagte, die mir unbegreiflich und deshalb nichtssagend erschienen; er bohrte dabei seine Mausäuglein in den Horizont, als ob sich ihm dort außergewöhnliche Erscheinungen offenbarten. Fiel es ihm dann ein, eine Frage zu stellen, so war es vollkommen zwecklos, ihm zu antworten. Denn die Frage war nicht mir zugedacht, sondern wie eine Seifenblase in die Luft geblasen, wo sie spurlos zerplatzte. Meine Anwesenheit entging ihm dann ganz und gar, so daß mir fast graute, jemanden mir zur Seite gehen zu sehen, der gar nicht zu mir zu gehören schien. Ehrlich gesagt, konnte ich diesen geistesabwesenden Senhor Leopardo nicht ausstehen und zog ihm tausendmal den Senhor Leopardo vor, der langsam mit auf dem Rücken gekreuzten Händen stumm daherwandelte. Doch gab es Nachmittage – und es waren ihrer bei weitem die zahlreichsten –, an denen er mitteilsam, heiter und zwanglos war und sich mir mit lebhaftem Interesse widmete. Für solche hatten wir ein Spiel erdacht: Einer von uns setzte an, eine Geschichte zu erzählen – mit „es war einmal" natürlich –, und brach nach drei Sätzen ab, damit der andere mit weiteren drei Sätzen fortfahre; dann kam die Reihe wieder an den ersteren und so fort. Dieses Spiel fesselte uns derart, daß wir kreuz und quer über die Felder spazierten,

ohne irgend etwas anderem Aufmerksamkeit zu schenken. Meiner Ansicht nach mußte eine schöne Geschichte mit einem „Happy-End" beschlossen werden, was mein Freund durchaus nicht billigen wollte. Mit erhobenem Zeigefinger versuchte er mir klarzumachen, daß im Leben nicht alles einen guten Ausgang nehme, im Gegenteil, oft sogar einen recht schlechten. Solch ein Pessimismus widersprach jedoch meinen Wünschen und Träumen; ich hatte einfach keine Lust, mich ihm zu fügen, und wehrte mich hartnäckig dagegen, als ob etwas Entscheidendes davon abhinge. Nicht ein einziges Mal gab ich nach, und gelang es Senhor Leopardo zum Beispiel, eine Geschichte so zu Ende zu bringen: „Der Knabe fand das schöne Mädchen nie wieder, so sehr er auch nach ihr suchte", so ließ ich das Ende kein Ende sein und flickte noch hurtig drei Sätzchen wie diese an: „Aber eines schönen Tages geschah es, daß er eine weite Reise machte. Und er kam in eine wunderschöne Stadt mit breiten Alleen und rosa Häusern. Da sah er das schöne Mädchen und lief ihm entgegen, glücklich und zufrieden." Auf solche Weise pflegte ich ihn listig in die Enge zu treiben, was ihn wiederum veranlaßte zu hänseln: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute", und gleich darauf zu knurren: „Humbug! Quatsch! In Wirklichkeit kommt so was nicht vor."

„Aber Senhor Leopardo, wir spielen doch Geschichtenerzählen und nicht Wirklichkeit."

„Eine ordentliche Geschichte muß sich an die Wirklichkeit halten, Mário, sonst ist sie eben keine ordentliche Geschichte."

„Wieso sind denn aber die Geschichten von den verzauberten Maurinnen ordentliche Geschichten, wenn es doch in Wirklichkeit gar keine verzauberten Maurinnen gibt? . . . Oder gibt es doch welche?"

„Mário, stell doch nicht so blödsinnige Fragen! Natürlich gibt es keine verzauberten Maurinnen, weshalb ja auch solche Geschichten dumm und albern sind."

„Das ist nicht wahr", sagte ich aufgebracht, denn ich liebte gerade diese Geschichten innig, „es sind die schönsten Geschichten der Welt."

„Es lohnt sich nicht, deswegen in Streit zu geraten", sagte er nachgiebig. „Du kennst doch unser altes Wort: Wenn es keine verschiedenen Geschmäkker gäbe, was sollte dann wohl aus der gelben Farbe werden?"

An anderen Nachmittagen widmeten wir uns den Blumen. „Blumen sollte man niemals pflücken, um sie in lächerlichen Vasen und Väschen dahinsterben zu lassen. Blumen gehören einzig und allein in die Natur."

So sagte mein Freund, der ein leidenschaftlicher Gegner von Blumensträußen war. Er erlaubte höchstens, daß je eine Blume jeder Gattung gepflückt wurde, damit wir ihre wundervolle Beschaffenheit untersuchten. Liebevoll, beinahe mütterlich, zerlegte er sie, zuerst Blättchen um Blättchen,

dann in Kelch, Stempel und Staubfäden, um schließlich die Pollen zu öffnen und behutsam den Blütenstaub in seine gehöhlte Hand zu schütten, von wo ihn sich der Wind bald holte.

Er verglich die Blumen gern mit Menschen oder menschlichen Eigenschaften. So verkörperte, seiner Meinung nach, die Margerite Keuschheit und Offenherzigkeit, die rotleuchtende Mohnblüte dagegen Untreue und Falschheit. Mit ihm die Keuschheit der Margerite zu empfinden, war mir ein Leichtes, aber mit der Mohnblume war es denn doch ganz anders: Feuerrot und warm berauschte sie meine Augen und rief in mir ein sonderbares Ahnen, ein Sehnen nach unerreichbarem Glück und ein Verlangen nach Liebe wach, so daß ich sagte: „Sie hat eine wunderschöne Farbe, die Mohnblume."

„Humbug!" schimpfte er. „Just die Farbe verkörpert ja ihre Verschlagenheit. Junge, Junge, laß dich nie vom falschen Schein betören!"

Trotz seiner Warnung habe ich nicht aufgehört, die feuerrote Mohnblume zu verehren.

Die eiergelben Mimosen verglich er mit putzsüchtigen, allzu kokett duftenden jungen Damen und die hellrosa Kamelien, die hinter dem Eisenzaun eines altherrschaftlichen Wohnsitzes blühten, mit dem Bildnis der „Nossa Senhora" über unserem Kirchenaltar. Aber auch darin konnte er bei mir keine Zustimmung finden. Die Mimosen erweckten in mir die Vorstellung allerliebster, kleiner Tänzerinnen, und die Kamelien, immer steif und ohne Duft, kamen mir vor wie Damen mit kalten Gesichtern, die an Kindern vorübergehen, ohne sie zu sehen.

„Na ja" – Senhor Leopardo nahm zuweilen einen gönnerhaften, väterlichen Ton an – „wir dürfen nicht vergessen, daß du weder ordentliche Tänzerinnen zu Gesicht bekommen hast noch die leiseste Ahnung von Damen mit kalten Gesichtern haben kannst."

Nur ganz selten erwähnte er seine Vergangenheit. Und wozu sollte er es auch tun? Aus hier und da hingeworfenen Worten war ich über das Wichtigste unterrichtet worden: Er war aus einer verpesteten Gasse Lissabons, wo die Häuser sich gegenseitig die Nasen plattdrückten, zu uns gekommen, hatte seine Eltern mit neun Jahren bereits verloren und darauf seine restlichen Kinderjahre im Waisenhaus zubringen müssen. Mit jenem sicheren Instinkt, der Kindern manchmal zu eigen ist, spürte ich, daß es ihm peinlich oder sogar schmerzlich gewesen wäre, Erinnerungen an vergangene Zeiten aufzurollen und damit alte Wunden aufzureißen. Und, ehrlich gesagt, reizte es mich auch gar nicht, mehr aus ihm herauszuholen, denn es dünkte mich dazumal, daß ein Mensch ohne Familie und Freunde keine erzählenswerten Erinnerungen haben könne.

Doch ließ er mich des öfteren in seine Wünsche und Träume Einblick tun. „Nur ein einziges Mal in die Schweizer Berge reisen können, Mário, nur ein einziges Mal!"

„Was hat es denn mit diesen Bergen auf sich, Senhor Leopardo?"

„Sie sind unglaublich hoch" – er reckte seinen Hals, hob das Kinn und blickte verklärt zum Himmel empor, wie wenn dort oben die Gipfel der besagten Berge zu sehen wären. „Ihre Zacken sind nadelspitz wie gotische Kirchtürme – aber was weißt du von gotischen Kirchtürmen! –, sie sind jahraus, jahrein mit Schnee bedeckt, und Dörflein, schmuck und akkurat wie die Spielsachen reicher Kinder, schmiegen sich an ihre Abhänge."

„Ist das Land" – ich hatte seinen Namen schon wieder vergesen – „sehr weit von hier?"

„Die Schweiz, Máriozinho, die Schweiz! Ja, weit, sehr weit, jenseits von Spanien und Frankreich."

„Ena!"

„Leute wie ich, die wenig Geld verdienen, sollten sich eigentlich von vornherein derartige Wünsche aus dem Kopfe schlagen", sagte er traurig.

„In die merkwürdigen Berge zu reisen, ist Ihr allergrößter Wunsch, Senhor Leopardo?"

„Der aller-allergrößte vielleicht noch nicht . . ."

„Welches ist denn der aller-allergrößte?"

Ich blickte gespannt in sein kleines, spitzes Gesicht. Doch da wurde ich in den Mausäuglein einen so tiefen Kummer, eine solch unbeholfene, schmerzliche Sehnsucht gewahr, daß ich bestürzt die Augen senkte und den Wunsch verspürte, ihm sein Spatzengesicht zu streicheln, ganz leise, ganz sacht. So erwachsen und allwissend kam ich mir plötzlich vor.

In unseren feuchtkalten Winter wollte sich Senhor Leopardo nicht schikken. Eingemummt in seinen zu kurzen Überzieher, den Kragen bis über die Ohren hochgeschlagen,vor Kälte bebend, verkroch er sich nach Dienstschluß in sein kleines Zimmer, wo er den Überzieher anbehielt und sich schlotternd auf den einzigen Holzstuhl setzte. Geheizte Zimmer gab es nämlich nur in reichen Häusern. Wenn er mich – allen wolkenbedeckten Himmeln, Regenschauern und einer grauen, melancholischen Stadt trotzend – vergnügt in den Pfützen herumpatschen sah, schüttelte er verständnislos und mißbilligend den Kopf. „Es ist mir ein Rätsel, wieso du so quietschfidel sein kannst, Mário. Der Winter ist nur in Ländern wie der Schweiz erträglich, wo die Straßen mit Schnee bedeckt sind und wo die Kinder säuberlich Schneemänner und weiße Schlösser bauen und es nicht nötig haben, in ekligen Pfützen und Tümpeln herumzupatschen."

Aber ich wollte ja gar nicht säuberliche weiße Schlösser bauen, und was gingen mich die Kinder an, die weit hinter Spanien und Frankreich auf

schneebedeckten Straßen spielten? Denn mir waren meine Pfützen und Tümpel Meere und Flüsse, auf deren Grund die allerreichsten Schätze verborgen ruhten und über die man sich in abenteuerliche, unentdeckte Welten einschiffen konnte. Doch wäre es vollkommen unnütz und vergeblich gewesen, das meinem Freunde klarzumachen; er hätte höchstens spöttisch gelacht und mich einen dummen Jungen genannt.

Ab und zu fuhren wir mit der Straßenbahn bis ans Meer. Mein Freund stellte die unmöglichsten und seltsamsten Betrachtungen an, was das Meer anbetraf. So fand er es einerseits von grandioser Schönheit, doch andererseits konnte er keine Liebe dafür aufbringen.

„Es ist schön, großartig schön", sagte er, „aber es ist furchterregend und heimtückisch. Dazu kommt noch, daß es eigentlich recht eintönig ist, sagen wir: ermüdend eintönig wie ein stumpfsinniges Universum."

Solch wunderliche, mir recht närrisch klingende Worte sprach mein Freund. Denn was konnte wohl schöner sein als das Meer, das immer andersartige, immer neue, schäumende Meer mit seinem einzigartig würzigen Geruch? Oh, du mein geliebtes, sinnenberauschendes Meer, daß du mich von lieben weißen Mutterarmen träumen ließest, von nie müdewerdenden Mutterarmen, die mir all die in einsamen Nächten ersehnten Liebkosungen spendeten! Du, daß du immer meine leuchtende Mohnblume, meine blaue, grüne, weiße Mohnblume warst, daß du mich die lockendste, begehrenswerteste Liebe ahnen ließest!

Soweit gingen unsere Gefühle für das Meer auseinander. Doch hinderte uns das nicht daran, echte Freunde zu sein.

Eines Tages fragte mich Senhor Leopardo: „Hast du Lust, am Sonntag einen Spaziergang zu machen? An eine Stelle, wo du noch nie gewesen bist?"

„Aber freilich!"

„Es wird uns allerdings noch jemand begleiten."

„Jemand, den ich kenne?"

„Das wirst du dann ja sehen", sagte er, indem seine Mausaugen verschmitzt zwinkerten. „Warte nur artig am Kreuzweg, um drei Uhr!"

Es war ein strahlender Maiensonntag, als ich um Punkt drei am Kreuzweg wartete. Wen mochte Senhor Leopardo wohl mitbringen? Er hatte doch, soweit ich wußte, keine Freunde außer mir. Oder sollte er doch einen in Lissabon zurückgelassen haben, der nun gekommen war, ihn zu besuchen? Und warum hatte er eigentlich so geheimnisvoll getan?

Um Gottes willen! Ich traute meinen Augen nicht ... das war doch nicht möglich! Ich sah ihn die Bela-Vista herunterkommen ... mit der Post-Ema! Was hatte er mit der abscheulichen Hopfenstange zu tun, an deren Seite er

noch kleiner wirkte, als er sowieso war? Und warum trug er auf einmal den Hut so schief aufs linke Ohr gedrückt? Vor lauter Enttäuschung hätte ich beinahe losgeheult.

„Mário", sagte die immer so wohlklingende Stimme, „du kennst doch die Dona Ema, nicht wahr?"

„Allerdings ..."

Zu allem Überfluß wurde ich auch noch rot. Warum stellte er bloß solch eine dumme Frage, wo doch jeder in der Siedlung diese Person mehr als zur Genüge kannte? Wen hatte sie wohl noch nicht zur Verzweiflung gebracht mit ihren ewigen Mäkeleien? Ging man friedlich und arglos zur Post, um ein Päckchen aufzugeben oder einen Brief einzuschreiben, so bekam man bald zu hören, daß der Bindfaden nicht stark genug oder zu lose gebunden, die Adresse unleserlich, der Siegellack zu dünn oder zu dick aufgetragen sei und so weiter, so daß man zähneknirschend umkehren durfte, um alles nach Befehl ihrer griesgrämigen Majestät in Ordnung zu bringen.

Sie hatte sich übrigens toll aufgetakelt. Ich kannte an ihr weder den breitkrempigen schwarzen Strohhut mit dem Bündelchen künstlicher knallroter Kirschen – noch viel knallroter als die natürlichen – noch das maisfarbene, über und über mit hellrosa Nelken bestreute Musselinkleid. Diese kunterbunte Post-Ema erinnerte mich an den Teppich, der in der guten Stube meiner Patin lag und den ich sorgfältig zu umgehen hatte, wenn ich ihr den jährlichen Pflichtbesuch an meinem Namenstag abstattete, um das immer gleichbleibende Geschenk von fünfzig Escudos in Empfang zu nehmen.

Sie nahmen mich in ihre Mitte und gaben mir die Hand. Wenn Senhor Leopardo allein mit mir spazierenging, durfte ich ganz frei an seiner Seite gehen, als wären wir gleichaltrige Kameraden. Doch jetzt hatte er es darauf abgesehen, mich zum hilfsbedürftigen kleinen Jungen zu degradieren. Somit hing ich schief zwischen ihnen, denn Senhor Leopardos Hand war viel weiter unten zu fassen als die der Post-Ema. Gräßlich herablassend fragte er mich: „Na, mein Junge, alle Schularbeiten hübsch sauber gemacht?"

„Ungefähr alles." Noch nie zuvor hatte ich ihn so ekelhaft gefunden.

„Nur ungefähr? Was blieb denn da noch ungetan? Doch wohl nicht die Rechenaufgaben?"

„Nein, die nicht." ‚Scher dich zum Teufel!', hätte ich ihm am liebsten zugeschrien.

Wir stiegen in die Straßenbahn ein, und ich saß mitten zwischen ihnen. Senhor Leopardo wollte anscheinend das Rechenthema noch nicht fallenlassen, denn er sagte mit widerlich süßlicher Stimme und über meinen Kopf hinweg in den schwarzen Hut hinein: „Unser Máriozinho ist nämlich nicht der Stärkste im Rechnen, Dona Ema. Zufällig konnte ich das gleich am ersten Tag meiner Bekanntschaft mit ihm feststellen. Stimmt's, mein Sohn?"

„Weiß ich gar nicht mehr." – Es ist wohl unnötig zu erwähnen, daß ich es nur allzugut noch wußte.

„So echt, wie Kinder nun mal sind." Seine Stimme zerfloß beinahe bei diesen Worten, während seine Mausaugen entschuldigend lächelten.

„Nun ja, Kinder vergessen sehr schnell. Deshalb sind sie auch um so glücklicher als wir." Sie sagte übrigens all dieses dumme Zeug nicht kurz angebunden und grießgrämig daher, wie es im Dienst ihre Art zu sein pflegte; im Gegenteil, sie zog die einzelnen Worte beinahe ölig in die Länge, verlieh ihnen etwas Verbindliches, Mütterliches, so als wäre Senhor Leopardo auch ein kleiner Junge wie ich. Verstohlen sah ich zu ihr auf. Und ich entdeckte überrascht an ihr etwas mir vollkommen Neues, womit ich natürlich nicht den schwarzen Riesenhut oder etwa das kunterbunte Nelkenkleid meine, nein, etwas Neues, was man nicht so ohne weiteres sehen oder jedenfalls nicht in Worte kleiden konnte. Es lag sozusagen unsichtbar und doch sichtbar auf ihrem Gesicht, spielte sich in die Haltung ihres Oberkörpers, in die Bewegung ihrer Hände, in den Glanz ihrer schwarzen Augen ein. Ich drehte mich zu Senhor Leopardo hin und sah ihn so dreinschauen, als ob er von seinen nadelspitzen Schweizer Bergen und den weißen Schneeschlössern der säuberlichen nordischen Kinder träumte. Und plötzlich fühlte ich mich erbärmlich einsam und verlassen. Wie das so üblich ist, wenn man sich bewußt wird, das fünfte Rad am Wagen zu sein.

„Haben Sie Kinder gern, Dona Ema?" hörte ich die mir so vertraute Stimme mit einem noch nie vernommenen Anflug von Innigkeit fragen.

„O ja, sehr, sehr gern!"

Man hätte meinen sollen, es gäbe für Dona Ema nichts Wünschenswerteres auf Erden als Kinder, so voller Begeisterung sagte sie das. Sie, die mürrische Post-Ema, die nie freundlich zu den Kindern war, wenn diese an ihren Schalter kamen, behauptete auf einmal, Kinder sehr, sehr gern zu haben. Das war denn doch zuviel des Guten! Und Senhor Leopardo guckte dabei so gläubig verzückt in ihr Gesicht, als sei es eine Margeritenblume.

Wir hatten das von ihm ausgewählte Ziel erreicht: eine weite, weite Frühlingswiese mit weißen, gelben und roten Blumen bestreut, zu Füßen eines Hügels, der vor lauter Ginsterstauden wie vergoldet schien.

„Na?" fragte er mit einer stolzen Geste seines ausgestreckten Armes, wie wenn er das alles selbst entworfen und erschaffen hätte.

„Wunderbar!", rief die Hopfenstange aus, in einem Ton, der mir recht erkünstelt und albern erschien. Davon unangenehm berührt, schwieg ich mich aus. Aber das schien gar keinen Eindruck auf die beiden zu machen, wie denn überhaupt meine Ansichten aufgehört hatten, Senhor Leopardo zu interessieren. Tief gekränkt dachte ich, daß er mich lieber nicht hätte einladen sollen.

Und als ob er meinem Schmerz und meiner Verwirrung die Krone aufsetzen wollte, schlug er mir vor: „Was meinst du, mein Sohn, wollen wir der Dona Ema einen hübschen Ginsterstrauß pflücken?“

Entgeistert starrte ich in sein zuckersüßes lächelndes Spatzengesicht. Zweifellos: bei ihm war nicht mehr alles richtig im Kopf! Und das hatte schon gleich am Anfang etwas mit dem so keck aufs linke Ohr gedrückten Hut zu tun gehabt. Denn wie sollte ich mir es anders erklären, daß er, der leidenschaftliche Gegner von Blumensträußen, er, der im Höchstfall eine einzige Blume pflückte, um ihre Beschaffenheit zu untersuchen, plötzlich auf den Gedanken kam, der Hopfenstange von der Post einen Ginsterstrauß zu pflücken?

„Unsere liebe Dona Ema ruht sich mittlerweile ein wenig aus, nicht wahr?“ hörte ich, noch immer wie versteinert dastehend, ihn fragen. Dann sah ich ihn seinen Rock ausziehen und sorgfältig aufs Gras ausbreiten, ohne sich im geringsten um die Blumen, die er dabei zerdrückte, zu kümmern. Und indem ich tapfer die aufsteigenden Tränen zurückdrängte, beobachtete ich weiterhin, wie Dona Ema sich auf den Rock hinkniete, um sich anschließend niederzusetzen, indem sie ihren schmalen Oberkörper langsam zur Seite gleiten ließ. Ihre Bewegungen waren alles andere als anmutig, sie waren eher unbeholfen und eckig, doch haftete ihnen so etwas wie Demut oder sogar wie Dankesbezeigung an. Seltsamerweise waren es gerade diese Bewegungen Dona Emas, die mir von jenem Maiennachmittag am allerdeutlichsten in der Erinnerung haften blieben, obgleich ich damals wohl nicht fähig gewesen wäre, sie in Worten wiederzugeben. Heute möchte ich sie vergleichen mit den Bewegungen, die Cäsar machte, wenn man die Hand durchs Gitter schob, um ihm den großen Kopf zu kosen.

Während Senhor Leopardo und ich den Hügel anstiegen und Ginster pflückten, entfernten wir uns immer weiter von der Post-Ema, und als ich ganz sicher war, daß sie uns nicht mehr hören konnte, faßte ich mir ein Herz und sagte: „Senhor Leopardo, Sie wollten mir bisher nie erlauben, mal einen Strauß zu pflücken, nicht einmal für meine Patin, die mir doch zum Geburtstag immer fünfzig Escudos schenkt. Wieso darf ich es auf einmal tun und wieso tun Sie es sogar selbst?“ Worauf ich meinen Oberkörper recht straff spannte, unerschrocken und herzlos wie ein Spieler, der einen Trumpf auswirft. Frohlockend und kaltblütig sah ich denn auch, wie das Gesicht meines Freundes knallrot wie die falschen Kirschen auf Dona Emas Hut anlief und seine Pupillen wie aufgescheuchte Vögel von einem Augenwinkel in den anderen flatterten.

„Du darfst nicht vergessen, mein lieber Junge ... schau mal her ... jede Regel hat ihre Ausnahme ... eine uralte Weisheit übrigens ... und sieh, just heute machen wir so eine Ausnahme ... weißt du ... aber ja, du weißt es so gut wie ich ... die arme Dona Ema ... tagein, tagaus auf der dunklen

Post ... du hast doch schon öfters einen Brief hingebracht ... na, und hast gesehn, wie dunkel es da ist ... dunkel und trostlos ... und sonntags, na eben sonntags ... sie hat doch die kranke alte Mutter, die sie nicht auch noch jeden Sonntag allein lassen kann ... ich meine eben ... du verstehst mich, du bist ja ein kluger Junge ... die Blumen ... dieser Ginsterstrauß, der soll ihr eine kleine Freude machen ..."

Er sprach, als hacke er Holz, und tatsächlich traten ihm dabei Schweißperlen auf die Stirn. Ich ging auf all das Gerede, das mir im Vergleich zu seinen schönen stolzen Sätzen über die Nutzlosigkeit der Blumensträuße recht arm und seiner unwürdig erschien, gar nicht ein, so daß er hurtig mein Schweigen ausnutzte, um vom Thema abzulenken: „Laß uns ein wenig Farnkraut dazwischen tun, das nimmt sich gut aus."

Zwei gold-grüne Frühlingssträuße fielen in Dona Emas Schoß.

„Tausend Dank, tausend Dank!" sagte sie leise und bekam dabei ein so knallrotes Gesicht wie kurz zuvor Senhor Leopardo.

Von der schwarzbekittelten Post-Ema, die mürrisch Pakete und Briefe abstempelte, war nichts mehr übriggeblieben. Ein einfaches Mädchen mit glühenden Wangen, vor Glück leuchtenden Augen und einem Schoß voll goldenem Frühling saß zu unseren Füßen. Nicht ohne Staunen betrachtete ich diese neue Ema, deren magerer Oberkörper und breitkrempiger Strohhut sich scharf-dunkel vom strahlend blauen Himmel abhoben, und ich mußte mir eingestehen, daß sie recht hübsch anzusehen war. Anscheinend empfand Senhor Leopardo das auch, denn er schaute sie mit noch viel verzückterem Ausdruck an, als wenn er von seinen Reisen in die Schweizer Berge träumte.

Ein Jahr später, an einem gleich prachtvollen Maientag, fand die Hochzeit statt. Festlich saßen die Brautleute auf den mit Ginster umflochtenen Stühlen: sie in einem weißen Seidenkleid, er in dunkelblauem Anzug. So feierlich, so heiter, so hell saßen sie da, daß das dunkle Stübchen davon erleuchtet wurde. Aufgeräumt humpelte Dona Emas altes Mütterchen von Gast zu Gast, um ihren selbstgebackenen Kuchen und den guten alten Portwein anzupreisen. Der Gäste waren fünf: der Pfarrer, der Onkel und die Tante Emas, welche gleichzeitig die Trauzeugen gewesen waren, ein Amtskollege Senhor Leopardos und ich. Der dicke pechschwarzäugige Kollege hielt eine endlos lange Ansprache, wobei er mit Armen und Händen gestikulierte, Dona Ema „eine weiße Blume" nannte und eigene Kindheitserinnerungen auskramte, die mit diesem Hochzeitsfest gar nichts zu tun hatten. Schließlich sagte er, Senhor Leopardo sei ein emsiger, allen mit gutem Beispiel vorangehender und eben deshalb auch bei allen hochgeschätzter Beamte und Kollege. Mir schien es recht verwunderlich, diesen dicken Mann, der doch nicht ein einziges Mal mit Senhor Leopardo spazierengegangen war oder dieses Stübchen Dona

Emas betreten hatte, so inbrünstig und intim auf die beiden einreden zu hören.

Wie mir zu Haus anbefohlen worden war, übergab ich nun der Braut mein in rosa Seidenpapier eingeschlagenes Geschenk und stammelte so etwas wie: „Viel Glück!"

Sie küßte mich auf die Stirn und sagte dann: „Danke schön, Mário, du bist ein guter Junge." Und Senhor Leopardo klopfte mir ungeschickt auf den Rücken, indem seine Mausäuglein wie Sterne strahlten. Ich hatte nie zuvor Augen so schön und glücklich strahlen sehen, und auch später sind mir solche Augen nie wieder begegnet. Plötzlich wußte ich: meines Freundes aller-allergrößter Wunsch war in Erfüllung gegangen.

Sie mieteten sich in eine Parterrewohnung des Siedlungsblockes ein. Binnen kurzer Zeit konnten die Frauen der einst so ungefälligen und griesgrämigen, doch jetzt so hilfsbereiten und heiteren Dona Ema nicht genug Lob spenden, denn sie stand in aller Herrgottsfrühe auf, um billiger auf dem Markt einzukaufen, sie hielt die kleine Wohnung tipptopp in Schuß, und ihr Mann, Senhor Leopardo, sah immer aus wie aus der Lade genommen. Großzügig schnell vergaßen die guten Leute, zu wieviel dummen Ärgereien ihnen dieselbe Dona Ema einstens Anlaß gegeben hatte.

Ich war nun nicht mehr Senhor Leopardos bester Freund, ich nahm sogar einen sehr unbedeutenden Platz in seinem Leben ein. Nie wieder spielten wir Geschichtenerzählen, nie wieder zerlegten wir gemeinsam eine Blume oder ereiferten uns, die rätselhafte Pracht des Meeres zu deuten. Dona Ema rief mich hie und da zu sich in die Wohnung, um mir eine Scheibe Quittenfleisch, ein paar Feigen oder Weintrauben in die Hand zu schieben. Auch durfte ich mit ihnen Senhor Leopardos Geburtstagsabendessen teilen, das festlich mit französischem Eierpudding und Portwein beschlossen wurde.

Ein paar Monate nach der Hochzeit wußten wir es alle: Dona Ema erwartete ein Kind, weshalb ihr der Arzt Spaziergänge in frischer Luft verordnet hatte. Und so sahen wir denn, Abend und Abend, wie der schmächtige, kleine Senhor Leopardo seine große Frau, die nun ihren schwellenden Leib stolz, ja beinahe majestätisch zur Schau trug, sanft am Arme führte, als habe sie eine schwere Krankheit hinter sich oder sei ein Kind, das seine ersten Schritte gehen lernt.

Die Frauen, weise bewandert in solchen Dingen, lächelten wohlwollend von oben herab. Sie fanden selbstredend all das Getue übertrieben, da ja das Kinderkriegen ein ganz natürlicher Vorgang ist, den früher oder später jede Frau einmal durchzumachen hat.

Aber das Leben hat nun mal seine eigenen Gesetze und kümmert sich nicht immer um menschliche Wünsche und Voraussagen. Als Emas schwere Stunde

schlug, saß Senhor Leopardo auf ihrem Bettrand, ihr Mut zusprechend und ihr in Liebe und Verehrung die Hände küssend. Er rief Gott um Erbarmen an, aber Gott schien ihn, nachdem er ihm seinen größten Wunsch erfüllt hatte, wieder vergessen zu haben. Ema gebar ein Knäblein und verblutete dann wie ein Tier, dem man den Leib durchschossen hatte. Mit einem hilflosen Lächeln auf den Lippen sagte sie Senhor Leopardo ihre letzten Worte, dieselben Worte, die sie an jenem sonnigen Maientag gesprochen hatte, als wir ihr die goldenen Ginstersträuße in den Schoß gelegt hatten: „Dank, tausend Dank!" Darauf verließ sie ihn, und als befürchte sie, das Knäblein könne ohne ihre Liebe in einer so unergründlichen und oft so grausamen Welt nicht leben, nahm sie es mit sich in den Tod.

Senhor Leopardo war nun wieder allein. Genauso allein wie damals, als wir uns am Gitter Cäsars kennengelernt hatten und er mich gefragt hatte: „Er tut dir wohl leid?"

„Armer Mann!" bemitleideten ihn eine Zeitlang die Siedlungsbewohner, und: „Pobre diabo!", sagten sie späterhin auf echt portugiesische Art, wenn sie ihn mit steif aufgesetztem Hut und linkisch gehaltener Aktentasche in den Dienst gehen sahen. Nach und nach wurde er ihnen wieder genauso gleichgültig wie in den ersten Zeiten, als er Dona Ema noch nicht geheiratet hatte. Auch ich, der ich inzwischen in die Mittelschule eingetreten war und voll von neuen Erlebnissen und jugendlichem Egoismus steckte, kümmerte mich nicht mehr um ihn.

Es sprach sich eines Tages herum, daß er in eine andere Stadt versetzt werde, was die Siedlungsbewohner dazu veranlaßte, sich mit Tränen in den Augen noch einmal wehmütig seine und der Post-Ema Geschichte zu erzählen, als handle es sich um eine traurige Geschichte aus alten Zeiten. Voll menschlicher Rührung drückten ihm alle die Hand und wünschten ihm das Beste für die Zukunft. Er ging darauf mit einem geistesabwesenden Lächeln ein, und erwähnte jemand die gute Dona Ema, so sagte er nur: „Ja, ja."

Ich habe ihn niemals wiedergesehen. Auch habe ich nichts mehr von ihm gehört. Doch weiß ich heute, daß seine Geschichte so unlösbar mit meinem Leben verbunden ist wie eine Träne, die in mein Herz gefallen ist.

Heinz Kahlau

DER MENSCH

Ich bin ein Nichts.
Man sieht in mir das Große,
das so ergreift.
Ich bin ein Mensch –
verpackt in Hemd und Hose –
der häßlich pfeift:

„Weißt du, wieviel Menschlein wohnen
auf dem weiten Erdenrund?
Jeder, der sie zählen wollte,
ging daran zugrund.

Weißt du, wieviel Sternlein kreisen
über unserm Sternenbild?
Jeder, der sie zählen wollte,
lächelt nachher mild."

Ich bin ein Mensch!
Ich hab in mir das Große,
das so ergreift.
Ich bin ein Nichts –
verpackt in Hemd und Hose –
das fröhlich pfeift.

FARBEN UND SEKUNDEN

Wir fiebern ins Licht der Städte.
Rot, grün, blau, gelb, rot.
Es kommt durch elektrische Drähte
und brennt uns die Augen tot.
Neon blau
Osram gelb
Konsum rot.

Wiesen und Blätter grün.
Grün Zoo.
Grün Tauentzien.
Wo fiebern wir hin?

Wir steigen in die Geräte.
Rot, grün, blau, gelb, rot.
Wir rasen durch unsere Städte
und jagen die Stille tot.
O-Bus gelb
S-Bahn gelb
gelb – Straßenbahn
wann kommen wir an?

Rot – Linie A
Mehringdamm.
Quer durch den Schlamm.

*

Ihr Mann ging eben
sechzehn Uhr elf –
nein
sechzehn Uhr zehn.
Ah, Sie haben ihn um drei
am Funkturm
mit einer Mulattin gesehn?
Die U-Bahn fuhr
fünfzehn Uhr acht.
Also hat er es fertiggebracht.
Wir gehen mit der Sekunde
vor die Hunde.
Und ins Cinemascope
um Viertel nach acht.

DU HAST MICH HINGENOMMEN

Du hast mich hingenommen wie den Wind am Morgen,
der zwischen Schlaf und Wachen noch ein Träumen bringt.
Der vor dem Alltag noch ein Lied vom Hoffen singt,
bevor man müd hinunter geht ins Tal der Sorgen.

Du hattest nichts mehr aus dir selbst zu geben.
Du suchtest Täuschung, wo sich Liebe bot.
Für dich war alle Sehnsucht längst schon tot,
du brauchtest Lüge für dein kaltes Leben.

Du wolltest nichts von einem Menschen hören,
der dir versprechen könnte, wahr und gut zu sein.
Du hattest Furcht, er könnte dich betören.

Du hattest in umsonst verhofften Jahren
zuviel an Schwüren und Betrug erfahren.
Du sagtest lächelnd ja und dachtest nein.

Manfred H. Kieseler

IN FLAGRANTI

Das Licht hat längst am Tage sich verzehrt,
Und weichen muß es langsam – Stück für Stück.
Wer liebt – hat ihm den Rücken zugekehrt
Und schwelgt im frischgeschürten Augenblick.
Von Zeit zu Zeit doch winkt es grell zurück
Und blitzerhellt die Welt im Nachtgewand,
Daß aufgestöbert manches junge Glück
Sich wundert über soviel Unverstand.

Heinz Kamnitzer

GESCHICHTE UND GESTALTUNG

Die Weltanschauung ist heute eine Wissenschaft, die kein Dichter, geschweige ein Literaturhistoriker entbehren kann. In unserer Zeit ist es unmöglich, daß sich der Gegensatz von Weltbild und Kunstwerk wiederholt. Gerade am Beispiel von Honoré de Balzac läßt sich ablesen, warum eine Stellung, wie er sie einnahm, unhaltbar geworden ist. Bekanntlich besaß die absterbende Aristokratie sein Wohlwollen und die aufstrebende Bourgeoisie seine Abneigung. Balzac war historisch im Recht, sich, wenn auch auf verschiedene Art, gegen beide zu wenden und in seinen Werken die eine Klasse politisch, die andere Klasse moralisch zum Untergang zu verurteilen. Das historische Janusgesicht eines Balzac gehört der Vergangenheit an, weil die Zustände, die er beschrieb, nicht mehr gültig sind. Ein Zweifrontenkrieg ist nicht mehr gerechtfertigt, weil die Arbeiterklasse nicht eine Art der Ausbeutung durch eine andere Art der Ausbeutung ersetzt, sondern die Ausbeutung als gesellschaftliches Gesetz aufhebt.

Andererseits sind im historischen Unterschied die Schwierigkeiten einbegriffen, die es dem Schriftsteller der Gegenwart besonders sauer machen. Zu Lebzeiten Balzacs ließ sich der Gegensatz zwischen feudaler und bürgerlicher Gesellschaft leicht begreifen und darstellen. Ein leibeigener Bauer und ein Zunftgeselle merkte am Morgen der bürgerlichen Revolution, was diese Umwälzung für ihn bedeutete. Im Kapitalismus jedoch sind die Ausbeutungs- und Abhängigkeitsverhältnisse verhüllt. Der Lohnarbeiter ist frei, seine Arbeitskraft zu verkaufen. Die Ware, die er herstellt und darstellt, ist selbst ein Fetisch, durch den der Mehrwert, der dem Unternehmer zugute kommt, verschleiert wird. Wenn der Sozialismus den Kapitalismus ablöst, wird zwar das unpersönliche Eigentum – Rohstoffquellen, Großbetriebe, Verkehrsmittel usw. – in gesellschaftlichen Besitz verwandelt, aber die persönlichen Eigentumsverhältnisse des Arbeiters ändern sich nicht, wie zum Beispiel für den Bauern im Falle der bürgerlichen Revolution.

Diese Unterschiede sind schwerer zu verstehen und noch schwerer zu gestalten. Aber wem die Sachlage versperrt bleibt, kann letzten Endes nicht die wirkliche Welt in seinen Werken vermitteln. Noch niemals war die wörtliche Ableitung des Begriffes Gewissen vom Wissen gleichzeitig so inhaltsschwer wie heute. Ein Wissen jedoch, das in unseren Tagen einem Dichter

allein genügen kann, führt ihn in die Wissenschaft von der Gesellschaft und ihren Gesetzen.

Damit keine Mißverständnisse entstehen: Wer die Kunst ein Zeitbild, den Künstler ein Kind der Zeit nennt, erregt heute weder viel Aufsehen noch viel Widerspruch. Jedem ist es überlassen, darunter zu verstehen, was ihm beliebt. Wer jedoch Kunst und Künstler mit Soziologie und Ökonomie in Verbindung bringt, findet bereits weniger Anhänger. Trotzdem braucht man keineswegs ein Marxist zu sein, um die Meinung zu vertreten, daß Gesellschaft und Wirtschaft ihren Einfluß auf die Kultur ausüben. Die Wege trennen sich erst, wenn man den Gegensatz von unverschuldeter Armut und unverdientem Reichtum auf Gesetze der Gesellschaft, insbesondere auf die Produktionsverhältnisse, zurückführt, den Kampf der Klassen davon ableitet und dem Geist und der Gestaltung keine freischwebende Existenz in diesem Konflikt zubilligt.

Allerdings wird dem wissenschaftlichen Sozialismus oft ein Bärendienst erwiesen, sobald die Weltanschauung am Objekt demonstriert wird. Die furchtbaren Vereinfachungen, die überall um sich greifen, verkehren dann eine Wahrheit in ihren Widersinn. Wenn in der Literatur die gesellschaftlichen Grundlagen einer Epoche nur so allgemein wie möglich aufgespürt und eingearbeitet werden oder wenn in der Literaturgeschichte und Literaturkritik so oft wie möglich nur von gesellschaftlichen Bedingungen orakelt wird, dann erreicht man den Eindruck einer Verarmung statt einer Bereicherung durch den historischen und dialektischen Materialismus.

In der Literatur genügt es nicht, die allgemeinen Bewegungsgesetze in großen Zügen zu kennen und den prinzipiellen Hauptlinien zu folgen. Die Voraussetzung der Kunst ist nicht identisch mit den Gesetzen der Gestaltung. Dazwischen liegt die Brücke von der Theorie zur Praxis. Ihre Pfeiler sind die Säulen der Weltanschauung; aber die Konflikte sind keine ideologischen Betrachtungen, die Charaktere keine Automaten, die geistige Bazillen ausströmen, wenn man auf den Knopf drückt. Erst wenn man in der Schönen Literatur Menschen und Milieu nicht in Gegenstände und Probleme der Ideologie ummünzt, kann man dem Genre gerecht werden. Das besondere Erlebnis in Poesie und Prosa wird durch Gedanken und Gefühle, durch Stimmungen und Empfindungen hervorgerufen, in denen Situationen und Personen in verdichteter Weise eingefangen sind.

Damit wird nicht dem Primat der Psychologie das Wort geredet. Eine allgemeine Seelenkunde reicht keineswegs aus, um die Stränge freizulegen, die von den Wurzeln einer Weltanschauung zu den Blüten der Literatur führen. Es ist kein Zufall, daß in der griechischen Mythologie Kalliope, die Göttin der Epik, Thalia und Melpomene, die Göttinnen des Schauspiels, und Klio, die Göttin der Geschichte, Geschwister sind. Wenn inmitten von

Schicksalen und Zufällen der Lauf der Welt sich spiegeln soll, dann muß die Fabel mit dem Gewebe der Gegenwart oder der Geschichte der Vergangenheit verflochten sein. Ob der Stoff offensichtlich oder unmerklich von geschichtlichen Vorgängen durchwirkt ist, wird vom Thema und vom Verfasser abhängen. Aber der Autor muß historische Sachkenntnis mitbringen, um auf dem Hintergrund der Weltanschauung eine Zeit und ihre Menschen lebendig werden zu lassen.

Die Proben, die vorgelegt werden, betreffen zwar Werke, die inhaltlich schon Kenntnis und Verständnis für historische Zusammenhänge abfordern. Aber die gesellschaftsgeschichtliche Analyse ist für jede Literatur gültig, mag sie sich noch so weltfern oder verinnerlicht geben.

„Egmont"

Im 16. Jahrhundert versetzten die kleinen Niederlande dem Spanischen Reiche, in dem die Sonne nicht unterging, den Todesstoß. In der Geschichte spielte Graf Egmont von Lamoral keine Hauptrolle. Fast wider Willen wurde er der Held, der den nationalen Widerstand gegen die spanische Krone entfachte. Als Sohn eines hohen Adligen 1522 geboren, war Graf Egmont nicht nur ein katholischer Verehrer Kaiser Karls V., sondern suchte als Statthalter von Flandern und Artois bis zuletzt einen modus vivendi mit seinem Sohn, König Philipp II. von Spanien. Aber die Ansprüche der absterbenden Feudalmonarchie Philipps II. ließen sich nicht mehr mit den Interessen der aufblühenden Handelsstädte der Niederlande versöhnen. Der spanische König achtete weder die Privilegien der Aristokratie noch die Rechte der Bourgeoisie. Die Anleihen und die Abgaben, die Philipp II. abforderte, die Vorrechte und die Willkür, die er für sich in Anspruch nahm, einten den Adel und das Bürgertum der siebzehn Provinzen im Kampf um die Freiheit der Niederlande.

Die Hochburg der antispanischen Partei war Brabant, die reichste und einflußreichste Provinz der Niederlande. Mit seinen Städten Antwerpen und Brüssel enthielt Brabant das wirtschaftliche wie das politische Zentrum des Landes. In den Reihen der brabantischen Provinzialstände saßen die Führer des hohen Adels wie Oranien, Hoogstraaten und Bergen. Es ist bezeichnend, daß Graf Egmont 1564 die Herrschaft Gaesbeek erwarb, um in Brabant vertreten zu sein.

Im Jahre 1566 trat das Volk mit eigenen Forderungen auf den Plan. Die Getreidepreise waren auf das Doppelte gestiegen, der Kornwucher und die Arbeitslosigkeit blühten, besonders in Antwerpen. Spekulanten fanden ihre Türen mit Blut beschrieben. In Ypern verlangten die Männer Arbeit oder

Brot. Kaufleute verließen die Städte. Wenn es nicht zum Aufstand gegen die Reichen kam, so deswegen, weil die Kirche die gesammelte Erbitterung auf sich zog. Im August begann in den Industriebezirken von Brabant und Flandern der Sturm auf die Götzenbilder und Prunkstücke der katholischen Kirchen. Jetzt schreckte Egmont zurück. Er büßte viel von seiner Volkstümlichkeit ein. Während ihn seine Bedenken und Gewissensbisse von eindeutigen Entscheidungen abhielten, rüstete Oranien zum Kampf und leistete im Gegensatz zu Egmont nicht den Treueschwur auf Philipp II.

Die Empörung wurde von der offenen Opposition des kalvinistischen Adels begleitet. Zusammengeschlossen in der „Liga von Breda", überreichten sie eine Bittschrift an die Regentin, Margareta von Parma, zu Händen Philipps II. Sie forderten regelmäßige Stände- und Staatsratsversammlungen und die Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse. Philipp II. hatte jetzt zu entscheiden, ob er auf dem bisherigen Wege immer mehr an Boden verlieren oder ob er noch rücksichtsloser seiner Gewaltherrschaft Geltung verschaffen sollte. Er entschloß sich, die ganze Grausamkeit der Inquisition auf die Niederlande anzuwenden.

Im Frühjahr 1567 begannen bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen niederländischen und spanischen Truppen. Im August trafen 9000 tercios unter dem Herzog von Alba ein. Philipp II. war entschlossen, jeder Opposition das Haupt zu nehmen. Am 9. September 1567, an dem Graf Egmont und Graf von Hoorn verhaftet wurden, setzte Herzog Alba den „Rat der Unruhen" ein, der Urteile ohne Verhör festlegte. Ihrem Spruch fielen Graf Egmont und von Hoorn zum Opfer. Am 5. Juni 1568 bestiegen sie das Blutgerüst. Mit ihrem Tode haben sie mehr zum Aufstand der Niederlande gegen die Fremdherrschaft beigetragen als mit ihrem Leben. Wenn es auch noch Jahrzehnte dauern sollte, bis sich die Niederlande ihre volle Selbständigkeit eroberten, so hatte ihr Opfertod doch entscheidend dazu beigetragen, das Volk zum Kampf gegen die spanische Unterdrückung aufzurütteln.

Als die Kalesche des Herzogs im Jahre 1775 Goethe von Frankfurt nach Weimar holte, hatte er gerade die ersten Szenen des „Egmont" beendet. Vielleicht hoffte er, mit diesem Werk dem jungen Karl August einen Spiegel vorzuhalten, indem er das Drama eines Landes rekonstruierte, das erfolgreich mit Hilfe des Adels sich Freiheit und Unabhängigkeit erkämpfte. Als er die Arbeit am „Egmont" 1782 wieder aufnahm, hatte ihm der Staatsdienst zu Weimar schon jede Illusion geraubt. Sein „Egmont" wurde ein Held, der Kritik am Adel wie am Bürgertum übte. So empfand auch das aufstrebende Bürgertum wie der heruntergekommene Adel der deutschen Kleinstaaten das Stück als Vorbild, jedoch zugleich als Vorwurf. Den Adel ärgerte Egmonts Liebe zu einer Bürgerstochter und das Bürgertum die Anspielung, daß Gevatter Zimmermann und Gevatter Krämer reden, aber

nichts wagen, um nachher mehr zu verlieren, als wenn sie gekämpft hätten. Beide, Adel wie Bürgertum, fühlten sich getroffen von dem Mut und der Kraft des Volkes, wie sie Klärchen verkörpert. Auch den Schreiber Vansen mochten sie nicht leiden, der mit seiner Klugheit und Klarheit die Stellung widerspiegelt, die Goethe der Intelligenz zudachte. Goethe erinnerte sein Publikum unliebsam an nationale Pflichten, an die Kosten der Zwietracht und den Preis von Vereinbarungen mit verschworenen Gegnern. So wurde der „Egmont" bei seinem Erscheinen kaum beachtet.

Als Goethe die Arbeit am „Egmont" begann, war der Siebenjährige Krieg vorüber, und der Bayrische Erbfolgekrieg ging gerade zu Ende. Aber Goethe nahm sein Motiv nicht aus den Kriegen Friedrichs II., sondern aus dem Aufstand der Niederlande gegen das Haus Habsburg. In den Niederlanden waren in der zweiten Hälfte des 16. und des 18. Jahrhunderts der Kampf um die Rechte und Freiheiten des Volkes verbunden. In den Niederlanden wurde in der zweiten Hälfte des 16. wie auch des 18. Jahrhunderts ein erfolgreicher Kampf gegen die Fremdherrschaft und gegen die Despotie der Kirche geführt. Gegenwart und Vergangenheit der Niederlande hatten ihm ein Volk vor Augen geführt, das zielbewußt und hartnäckig für seine nationalen und sozialen Interessen in den Kampf ging. Goethe zeigt an diesem Beispiel, wie innig und untrennbar nationale Souveränität mit den Rechten und Freiheiten des Volkes in Verbindung steht. Indem er zum Helden einen Fürsten wählte, bewies Goethe gleichzeitig, daß die Selbsttäuschung über die Fremdherrschaft, die sich aus den Vorrechten und Vorurteilen des Adels ableitet, zum Tode Egmonts führte. Als Goethe 1787 den „Egmont" beendete, hatte der zweite Aufstand der Niederlande gegen die Habsburger gerade seinen Höhepunkt erreicht.

Die Geschichte ist kein Ruhekissen. Man tut der Botschaft des Dichters und des Dramas keine Gewalt an, wenn man die Fäden zu unseren Tagen knüpft. Denn eben dieses wollten unsere Dichter und Denker: über ihre Zeit hinaus wirken. Für uns besitzt der „Egmont" eine unmittelbare Bedeutung. Wieder gehen in Deutschland nationale Zerrissenheit und fremdländische Bevormundung Hand in Hand. Soll damit gesagt sein, daß Herzog Alba zu Brüssel und der Vertreter der USA in Bonn über Jahrhunderte hinweg Ebenbilder sind? Wenn man ihre Herren und ihre Aufträge vergleicht, so trifft allerdings ein genaues Gleichnis nicht zu. Der Escorial von Madrid und das Capitol in Washington verkörpern die Ansprüche auf Alleinherrschaft in zwei verschiedenen Epochen. Aber als historisches Vorbild drängt sich der heldenhafte Kampf eines Volkes um seine nationale Selbständigkeit gegen eine Despotie auf, die den Ruf der Allmacht besaß und doch todesschwanger war. Die Lehre bleibt, daß ein Volk, das einmütig und entschlossen, mutig und geduldig die Sache der Nation in seine

Hände nimmt, über seine Widersacher siegen muß. Wenn wir dem „Egmont" die Forderung des Tages entnehmen, werden wir nicht nur Goethes Vermächtnis ehren, sondern auch uns selbst helfen.

„Prinz Friedrich von Homburg"

Kleist schrieb das Stück nach der österreichischen Niederlage von 1809. Durch diesen Sieg Napoleons bekam die Rittergutspartei in Preußen, die innenpolitisch die Reformer ausschalten und außenpolitisch sich auf Gedeih und Verderb mit Frankreich verbinden wollte, wieder Oberwasser. Zur gleichen Zeit verstärkten Stein, Gneisenau, Scharnhorst ihre Tätigkeit, um sowohl die Hofkamerilla wie die Fremdherrschaft zu beseitigen.

Mit oder ohne Absicht spricht Kleist mit seinem Drama für die Auflehnung der Reformpartei und gegen das preußisch-französische Bündnis. Er bringt die Rebellen von 1675 auf die Bühne, rechtfertigt damit die Opposition von 1806 bis 1813 und ruft zum Bruch des Bündnisses mit Frankreich auf, wenn er den Prinzen von Homburg zum Bruch des Bündnisses mit Schweden auffordern läßt.

Den Zeitzuständen entsprechend richtet sich der Hauptstoß gegen den preußischen Absolutismus. Kleist spricht vom Kurfürsten und trifft König Friedrich Wilhelm III. Indem Kleist die Allmacht der preußischen Staatsspitze nicht nur moralisch in Frage stellt, erfüllt er eine der wichtigsten Forderungen seiner Tage. Wenn er andererseits gleichzeitig den Kurfürsten, das heißt den König, bewegen will, die Sache der Rebellen, wo nicht zu billigen, so sich doch mit ihr abzufinden, so hat er ebenfalls die historische Wahrheit auf seiner Seite. Der Weg zur bürgerlichen Revolution führte fast immer über Versuche vorerst durch Druck auf die Monarchie, durch Verbindung mit der Monarchie, größeren Spielraum für die Opposition zu gewinnen, wenn nicht gar, die Hand des Monarchen zu zwingen.

Es ist gleichfalls kein Verstoß gegen die historische Wahrheit, wenn Kleist sein Drama in Brandenburg-Preußen spielen läßt. War doch damals Preußen der einzige Staat in Deutschland, der nicht vollkommen von Napoleon beherrscht wurde und von dem der Widerstand gegen die französische Fremdherrschaft ausgehen konnte.

Der Kurfürst hat angesichts der Stärke und Entschlossenheit der Fronde zwischen offenem Aufstand der Rebellen und seiner Kapitulation zu wählen. Er entscheidet sich für die Unterwerfung angesichts der Übermacht seiner Gegner. Kleist wahrt dabei die äußerliche Form der fürstlichen Selbstherrlichkeit. Da der Kurfürst als absoluter Monarch sich weder dem Disziplinbruch des Prinzen noch dem Widerstand seiner Heerführer beugen

darf, geht er über die Eselsbrücke, die ihm Kleist durch Kottwitz gebaut hat. Er begnadigt den Helden des Stückes, da der Prinz sich, als die Befehle für die Schlacht ausgegeben wurden, im Zustand geistiger Umnachtung befunden habe. Aber an dem Erfolg des Rebellen ändert dieser Kunstgriff nichts. Dem Inhalt nach durchlöchert das Stück die Gesetze der preußisch-absolutistischen Staatsräson und demütigt den unfehlbaren Fürsten „von Gottes Gnaden". Die Fronde geht als Sieger hervor: nicht der Prinz, sondern der Monarch bleibt auf der historischen Walstatt. Das Leitmotiv des Schauspiels ist also nicht: Zwist und Versöhnung im Hause Hohenzollern, sondern Auflehnung mit Erfolg gegen die preußische Staatsspitze.

Wenn diese Überlegung zutrifft, dann muß die Aufführung sich ihr beugen. Der Kurfürst kann nicht mehr als siegreicher Souverän erscheinen, dem das Publikum huldigen soll, weil er die sogenannte Staatsräson wahrt und durchsetzt. Er kann andererseits auch nicht als wohlwollender Landesvater auftreten, der aus Menschlichkeit Gnade vor Recht ergehen läßt. Derartige Regungen konnten und durften niemals die politischen Entscheidungen eines preußischen Despoten bestimmen. Wenn er Natalie die Freilassung des Prinzen verspricht, so ist es nicht der Großmut einer gerührten Seele, sondern eine politische Berechnung, eine bewußte List. Er baut (mit Erfolg) darauf, daß ein preußischer Prinz selbst sein Urteil nach den Vorschriften des absolutistischen Staates fällen wird. Wenn dem so ist, so muß die Peripetie von der Gnadenszene (Kurfürst–Natalie) auf die Rebellion (Kurfürst–Heerführer) verschoben werden. Auf diese Weise wird nicht durch den persönlichen Appell, sondern durch den gesellschaftlichen Druck der „Schurke des Stückes" veranlaßt, den Rückzug anzutreten; also nicht, weil er will, sondern weil er muß!

Diese Auffassung müßte sich auch auf die Darstellung der Rebellen auswirken. Meistens werden sie als Männer auf die Bühne gestellt, die gutherzig, zum Teil sogar einfältig aus ihrem engen Gesichtswinkel „das Ganze" nicht im Auge haben. Besonders Kottwitz – für den wahrscheinlich Blücher Pate gestanden hat – wird als ein rauhbeiniger Biedermann gekennzeichnet, der aus menschlicher Schwäche für eine menschliche Schwäche Abbitte tut. Ihm gegenüber verkörpert dann Seine Majestät, so schwer es ihr auch wird, mit unerläßlicher Unerbittlichkeit die Ordnung und Sicherheit des Staates und die Pflicht und Disziplin, die er von seinen Untertanen abfordern muß. Auf diese Weise wird das soziale Drama zwischen dem preußischen Absolutismus und seinen Widersachern in einen menschlichen Konflikt zwischen Befehl und Gefühl aufgelöst. Im Zuge dieser Konzeption trägt dann die preußische Staatsräson ihren wohlverdienten Sieg über die lautere, jedoch beschränkte Gesinnung der Untertanen davon.

Wenn man das Stück gegen den Kurfürsten, gegen den Repräsentanten

des Preußentums, spielt, gehen historisches Recht und menschliches Mitgefühl eindeutig auf die Rebellen über, und die preußische Obrigkeit muß, moralisch und faktisch besiegt, von der Bühne abgehen.

„Rot und Schwarz"

Vor unseren Augen läuft die Uhr eines Lebens ab, das sich nicht erfüllen konnte. Es ist eine Geschichte von brennender Sehnsucht und vergeblicher Hoffnung. Ein Jüngling, der Priester werden soll, macht zwar als Hauslehrer die Frau seines Brotherrn zu seiner Geliebten und wiederholt seinen Erfolg bei der Tochter eines Mannes, der ihn zum Sekretär erwählt hat. Aber sein Herz schlägt mehr für Anerkennung und Ansehen in der Gesellschaft als für eine der beiden Frauen. Seine niedrige Geburt und sein Mangel an Geld versperren ihm jedoch die meisten Wege. Als er drauf und dran ist, seine zweite Geliebte zu heiraten, erhält ihr Vater Kenntnis über seine sündige Vergangenheit. Der verhängnisvolle Brief war von seiner ehemaligen Geliebten unter Zwang geschrieben worden. Der junge Mann schießt in einer Kirche auf die vermeintliche Verräterin und verletzt sie. Ehe er unter dem Fallbeil endet, findet im Gefängnis zwischen beiden die Aussöhnung statt.

Die Fabel bietet sich als erstklassiger Kitsch an. Wenn daraus ein Roman der Weltliteratur geworden ist, so liegt es vor allem an dem poetischen Genie und politischen Verständnis seines Verfassers.

Als Marie Henri Beyle 1783 in Grenoble als Sohn eines Advokaten geboren wurde, war Ludwig XVI. noch am Leben. Als Beyle 1842, bekannt unter dem nome de plume Frédéric Stendhal, in Paris starb, hatte die französische Aristokratie in zwei Revolutionen ihre Oberherrschaft eingebüßt und der Bourgeoisie Platz machen müssen.

In die Zeit der Restauration, in die Jahre 1815 bis 1830, hat Stendhal seinen Roman „Rot und Schwarz" eingebettet. Diese Jahre, die auf die Kriege und den Sturz Napoleons folgten, sahen einen Aufschwung von Handel und Industrie. Die Dampfmaschine war im Vordringen und mit ihr der Unternehmer als Fabrikbesitzer und Bankier. Im Troß der Verbündeten waren 1814/15 die Bourbonen nach Frankreich zurückgebracht worden. Sie hatten nichts vergessen und nichts dazugelernt. Die Jesuiten wurden zurückgerufen, Presse und Literatur einer bigotten Zensur unterworfen, die adligen Emigranten erhielten Milliarden als Entschädigung sowie hohe Ämter bei Hof und in der Regierung. Aber das Rad der französischen Geschichte konnte nicht mehr zurückgedreht werden. Die Revolution von 1789 hatte drei Millionen Bauern und Bürger mit adligem Eigentum ausgestattet

und das politische und wirtschaftliche Gewicht der französischen Bourgeoisie derartig verstärkt, daß die Bourbonen nur noch versuchen konnten, für Adel und Geistlichkeit innerhalb der bürgerlichen Ordnung Platz zu schaffen.

Stendhal besaß eine ganz ausgeprägte Vorstellung von der sozialen und politischen Struktur seiner Epoche. Er war nicht nur ein außergewöhnlicher Kenner des menschlichen Herzens, sondern ein hervorragender Beobachter der gesellschaftlichen Zustände. Sein verblüffendes Verständnis für beide Zusammenhänge fließt, fast unmerklich, in sein Werk ein und vereinigt und verwandelt das Schicksal einzelner Menschen in ein großartiges Zeitgemälde. Er vermochte so tief in die Seele seiner Mitmenschen zu blicken, weil er die verwirrende Vielfalt und Verknotung der Fäden verfolgen und freilegen konnte, die jedermann mit der Gesellschaft verknüpfen.

Sein Roman „Rot und Schwarz" durchläuft die Jahre, in denen die Auswirkungen der Französischen Revolution von 1789 noch unmittelbar zu verspüren und die Schritte der Arbeiter in der Julirevolution von 1830 noch nicht zu vernehmen waren. Stendhal, den stets die Klarheit der Gedanken und die Wahrheit der Gefühle vorantrieb, hatte sich auch für diese Arbeit einen umfassenden Überblick verschafft. Sein Romanheld, Julien Sorel, vergaß genau wie Stendhal niemals, daß Napoleon dem Talent einst freie Bahn geboten hatte, wenn es ihm diente. Aber Stendhal konnte den Kaiser bewundern, ohne ihn anzubeten. Er verehrte die Tatkraft, verabscheute jedoch die Taten des Imperators. Stendhal spricht von sich, wenn er in einem selbstverfaßten Nachruf schreibt: „Er verachtet die Tyrannei des Kaisers, der Frankreich die Freiheit raubte."

Noch weniger hatte er für die Nachfolger Napoleons übrig. Vor allem „Der dicke Ludwig XVIII. mit seinen Ochsenaugen, dem ich immer begegnete, wenn er langsam mit sechs dicken Gäulen dahinfuhr, erregte ganz besonders meine Abscheu". Doch wie turmhoch Stendhal – zusammen mit Balzac – aus dem Kreis der zeitgenössischen Schriftsteller hervorragte, beweist er mit einem kaum glaubhaften Verständnis für die historische Doppelrolle des französischen Bürgertums vor 1848. Während er 1811 diese Klasse noch als „eine Gesellschaftsschicht, die um die wirklichen Lebensbedürfnisse kämpft", bewertet, verlagert er später das Schwergewicht seines Urteils auf die „bürgerliche Gemeinheit". In seinen Bekenntnissen eines Fünfzigjährigen erklärt er: „Triebmäßig habe ich jederzeit den Bürger tief verachtet. Der spätere Parlamentarismus hat mir recht gegeben." Stendhal erkannte die Bourgeoisie damals mit Fug und Recht als führende Klasse, kennzeichnete jedoch gleichzeitig ihren Verfall im Parlamentarismus, den er als Börse der Bankiers in seinem Meisterwerk „Lucien Leuwen" so treffend gegeißelt hat.

Die gleiche gesellschaftsgeschichtliche Klarsicht veranlaßte Stendhal, der seinen Roman „Rot und Schwarz“ mit dem Ausbruch der Julirevolution beendete, in der Wahl seines Helden Sorel nicht über den historischen Schatten zu springen. Er nahm sich kunstgerecht keinen Proletarier, sondern einen Plebejer zum Symbol der Auflehnung gegen die herrschende Ordnung. Die Arbeiter waren ja noch nicht als Klasse auf den Plan getreten; deswegen war die individuelle Rache eines Armeleutekindes der sinnfällige Ausdruck für einen Widerstand, der noch nicht erfolgreich sein konnte. Erst als sich Stendhal 1830 mit eigenen Augen von der Energie und dem Mut der Arbeiter in dem „von Bourbonen besudelten Paris“ überzeugen konnte, schlugen sich seine Eindrücke vom Proletariat im Werk nieder. Wie Balzac, so besaß auch Stendhal eine persönliche Vorliebe für die aristokratische Lebensform, ohne jedoch zu verkennen, daß die großen Tage des Adels längst vorüber waren und die Bourgeoisie im unvermeidlichen Wandel der Gesellschaftsordnungen als nächste Klasse das Erbe antreten mußte. Aber Stendhal ging insofern über Balzac hinaus, als er bereits einen Mann aus dem Volke gegen die bürgerliche Lebensweise rebellieren ließ.

Die Konstellation und das Kräfteverhältnis der Klassen vor der Julirevolution spiegelt sich kristallklar in seinem Roman „Rot und Schwarz“ wider. Der erste Schauplatz der Handlung ist eine kleine Stadt in der Franche-Comté, in der ein erfolgreicher Fabrikant und geadelter Grundbesitzer gleichzeitig Bürgermeister ist. Geschäft und Karriere sind seine Hausgötter. Als Julien Sorel die Stelle des Hauslehrers bei Herrn von Rênal antritt, wird ihm sofort klargemacht, daß er im Hause des Bürgermeisters von Verrières seinen Stolz hinunterschlucken muß, weil seine niedrige Geburt ihn dazu verurteilt. Wenn er sich jedoch schwört, niemals „für dreckiges Geld seine Seele zu verkaufen“, so liegt in diesem Selbstbewußtsein gleichzeitig eine Kampfansage. Aus Rache, nicht aus Liebe oder Laune, macht er die Frau seines hochnäsigen Brotherrn zu seiner Geliebten. Der romantische Schleier, der hier – wie über dem ganzen Drama – schwebt, ist nur noch eine Hülle, die nicht mehr die klaren Berechnungen und Klassengegensätze überdecken kann.

Nur Frau von Rênal verkörpert echte Leidenschaft und rührende Zärtlichkeit in einer Zeit und einer Umwelt, die von der Aristokratie und Bourgeoisie nach eigenem Ebenbilde geprägt wird. Sie flieht nicht nur aus der Langeweile und Gefühlsleere ihrer Kleinstadtehe in die Arme des gedemütigten Erziehers ihrer Söhne. Sie durchbricht die Schranken ihrer Klasse und die Gesetze der Konvention, weil sie hinter dem äußeren Hochmut und dem verzehrenden Ehrgeiz von Julien Sorel ein heißes, schwerverwundetes Herz erkennt. Sie erobert nicht nur für sich, sondern gleichzeitig für ihren Geliebten unser Mitgefühl. In ihren Beziehungen tritt zutage, daß Julien kein

egoistischer Streber und verächtlicher Windhund ist, sondern daß seine Sehnsucht nach einer menschlichen Bindung, nach natürlicher Zuneigung ständig im Streit mit dem Zwang liegt, es im sogenannten bürgerlichen Leben zu etwas zu bringen.

Sorel selbst ist es, der sein Verhältnis im Hause Rênal zerstört. Weder der anonyme Brief einer eifersüchtigen Zofe noch der Entsagungsschwur seiner Geliebten, als ihr Kind krank wird, sind schuld an seinem Abschied. Die Entscheidung fällt, als er Glanz und Macht der Kirche aus nächster Nähe beobachtet. Wir begleiten Sorel in ein Priesterseminar, in dem irdische Genüsse und menschliche Sehnsüchte, die Jagd nach Pfründen und die Kunst der Verleumdung ebenso gepflegt werden wie Messe und Abendmahl. Als Zögling jedoch muß sich Julien Sorel, wenn er zu Reichtum und Ruhm aufsteigen will, erst einem strengen Regiment unterwerfen. Dem Institut steht ein makelloser Abbé vor, für den die Kirche keine weltliche Gewalt sein soll, sondern eine Gemeinschaft von demütigen Gläubigen in Christo. Gerade deshalb vertreiben ihn klerikale Intrigen aus dem Amt; er bringt seinen Lieblingsschüler Sorel – den er in so vieler Hinsicht gefährdet weiß – bei einem Gönner in Paris unter.

Die Fäden des Marquis de la Mole, bei dem Julien Sorel die Stellung eines Privatsekretärs erhält, reichen ebenso in die Franche-Comté wie in das Priesterseminar. Aber die Grenzen seiner Macht sind unerbittlich gezogen. Sein Plan, den Absolutismus wieder zu erreichen, scheitert bereits in den Anfängen. Am Ende der Fabel steht folgerichtig der Sieg der „Bourgeoisiearistokratie“.

Im Palais des Marquis empfindet Sorel die Klassenunterschiede nicht weniger demütigend als im Hause Rênal. Wiederum verlegt er die Kraftprobe in die Arena der Liebe. Diesmal verlockt ihn nicht die Mutter, sondern die Tochter des Hauses. Mathilde de la Mole ist nicht so sehr eine kapriziöse Kokotte als vielmehr ein adelsstolzes Fräulein, das im Zeitalter der Bankiers immer noch nach der Minne eines Ritters ohne Furcht und Tadel sucht. Da sie die Macht des Mutes nicht in ihren eigenen Kreisen findet, steigt sie gewissermaßen in die plebejische Sphäre hinab, während Julien Sorel durch sie zu den Gipfeln der Gesellschaft aufsteigen will, um sein Talent und seine Energie voll auszuleben.

Doch Julien Sorel muß folgerichtig scheitern. Adel und Geistlichkeit im Zeitalter der Bourbonen können einem Sohn des Volkes – sei er auch geistig genial und salonfähig – nicht gestatten, in ihre Kaste einzudringen. Der Herr Marquis besorgt sich einen Brief, den ein Pfarrer Frau von Rênal in die Feder diktiert hat. Der Welt wird schwarz auf weiß bescheinigt, daß für Julien Sorel die Liebe nur eine Leiter zum gesellschaftlichen Aufstieg ist. Das Spiel ist aus. Julien eilt nach Verrières, verwundet mit einem Pistolen-

schuß seine ehemalige Geliebte, wird verhaftet und zum Tode verurteilt. Im Gefängnis lehnt er jede Begnadigung ab, denn er müßte sich wieder demütigen, wo er verachtet.

Der Herr Marquis ist durch die Beziehung seiner Tochter zu einem Plebejer und Mörder doppelt gedemütigt, und die Kreaturen des Bürgertums, verkleidet als Geschworene, verurteilen den rebellischen Untertanen zum Tode. Gerichtet jedoch ist nicht Julien Sorel, sondern die herrschende Gesellschaft seiner Epoche.

Stendhal stattete seinen Helden mit Anlagen aus, die er selbst bewunderte. Der Sohn des Zimmermanns ist zielstrebig und energiegeladen, hartnäckig und geistvoll. Doch eine Gesellschaft, in der vornehme Geburt und das weniger vornehme Geld zum Maß aller Menschen gestempelt wurden, mußte alle tüchtigen Fähigkeiten und alle edlen Anlagen in schlechte Münze verwandeln. Im Sonderfall mochten sich die Eigenschaften und Leidenschaften von begabten Menschen auch im Gegensatz zu dem Hochmut und der Heuchelei durchsetzen, die unter den Bourbonen ihre Triumphe feierten. Aber zumeist verkümmerten und veränderten sich, wie bei Julien Sorel, ursprüngliche Charakterzüge. Sein Stolz wurde zur Eitelkeit, seine Entschlossenheit nahm die Form des Ehrgeizes an, und seine Klugheit paarte sich mit Verschlagenheit. Sobald er bemerkte, daß aufstrebendes Bürgertum und niedergehender Adel mit Lug und Trug die Zügel der Gesellschaft in ihrer Hand hielten, schloß er, daß der Zweck alle Mittel heilige. Er wollte nicht unter die Räder kommen, sondern an die Hebel des Mechanismus der Staatsmaschinerie gelangen.

Da Julien Sorel einfacher Herkunft war, gab es für ihn nur eine Aufstiegsmöglichkeit, die seinem Talent, seinem Ehrgeiz und seinem Stolz entsprochen hätte. Wäre er früher geboren worden, so hätte ihn die Laufbahn in der Armee das Kaisers Napoleon zufriedenstellen können. Aber unter Ludwig XVIII. und Karl X. war die Uniform (Rot) wieder die Tracht eines Heeres, das nur diejenigen in seinen höheren Rängen duldete, die begütert und womöglich geadelt waren. So verblieb Julien Sorel nur die Chance, in die Hierarchie der Kirche aufzusteigen, die Soutane (Schwarz) zu wählen. Als er als Priester scheiterte, scheiterte er in der Gesellschaft.

Besonders grausam äußert sich die Ungunst von gesellschaftlichen Umständen im Verhältnis zwischen Mann und Frau. Wie Goethe im „Werther" und Tolstoi in „Anna Karenina", enthüllt auch Stendhal durch die Art der Liebesbeziehung, die für eine Ära typisch ist, das Wesen der Gesellschaftsordnung. Julien Sorel ist bis zum Schluß zu keiner echten Leidenschaft in der Liebe fähig, obwohl er sich gerade in diesem privaten Bezirk nach einer vertraulichen Beziehung zum Mitmenschen sehnt. Aber da ihm Glück und Erfolg auf der Grundlage der Gleichberechtigung überall verschlossen sind,

kann er nicht glauben, daß die Liebe eine Ausnahme machen könne. Ihn treibt weder eine zärtliche Zuneigung noch quälende Wollust, wenn er eine erotische Verbindung eingeht. Er sucht auch nicht die Gunst der Frauen, um sich von ihnen aushalten oder helfen zu lassen. Sein Leitmotiv ist die Rache für seine Erniedrigung und eine Bestätigung seiner Macht. Die Eroberung der Frau ist für ihn wie der Sieg in einer Schlacht. Man ist versucht zu sagen, daß er hier seinen anarchistischen Klassenkampf fortsetzt, den er im täglichen Leben führen muß, um sich zu behaupten.

Stendhal läßt seinen Helden nicht im Zustande der romantischen Weltverachtung oder der zynischen Gleichgültigkeit untergehen. Julien Sorel muß auf der Suche nach dem Glück scheitern. Aber er bereut und entschuldigt sich nicht, sondern klagt die sozialen Zustände an, gegen die sich „die Niedrigkeit seines Schicksals aufgelehnt hat". Sein verwegener Mut führt ihn in den sicheren Tod. Im Gefängnis teilt ihm Mathilde de la Mole eindeutig mit, warum man ihn guillotinieren wird. „‚Wie konnte es Ihrem Freunde nur einfallen', hat Herr von Frilair zu mir gesagt, ‚die kleinliche Eitelkeit dieser Bourgeoisiearistokratie zu reizen und herauszufordern! Warum sprach er von besitzenden Klassen? Er hat ihnen damit gezeigt, was sie in ihrem politischen Interesse tun mußten. Die Dummköpfe dachten gar nicht daran und waren dem Weinen nahe. Das Klasseninteresse hat sie über den Abscheu gegen ein Todesurteil hinweggesetzt!'"

Sein Entschluß, sich nicht mehr durch Ehrgeiz und Eitelkeit verleiten zu lassen, wieder das Knie zu beugen und falsch zu spielen, macht ihn glücklich und liebefähig. Erst im Kerker finden Louise de Rênal und Julien Sorel wahrhaft zueinander. Julien endet unter dem Fallbeil, Louise drei Tage später in den Armen ihrer Kinder. Doch der Tod ist nur die ersehnte Gemeinsamkeit jenseits einer Gesellschaft, die für Charaktere und Liebe keinen Platz hat.

„Lützower"

Die Autorin Hedda Zinner hat sich ein historisches Ereignis ausgewählt, in dem sich alle Fragen der Zeit wie in einem Prisma brechen. Die Geschichte der Lützower eignet sich gut für eine Darstellung und Klärung der damaligen Lebensfragen des deutschen Volkes. In dem Stoff liegen die Fragen und Antworten bereit, die Zweck und Ziel der Kämpfe, Verlauf und Ausgang des Befreiungskrieges zum Gegenstand haben.

Diese Zeit, in der das deutsche Nationalbewußtsein eine Wiedergeburt erlebte, bedarf dringend einer schonungslosen Klarheit, weil von dort Vorbilder und Warnungen für die Nachwelt bis in unsere Tage reichen. Der soziale Inhalt der nationalen Frage, der Unterschied zwischen gerechten und

ungerechten Kriegen, das Verhältnis von Volk und Führung, von Masse und Persönlichkeit, von führender Klasse und ihren Bundesgenossen können und müssen in diesem Beispiel eindeutig in Erscheinung treten. Hier liegen die Aufgaben und die Hindernisse. Denn es geht um eindeutige Einordnung und um unmißverständliche Beurteilung eines Abschnittes der deutschen Geschichte, in der, was zukunftsträchtig ist, erst im Keime vorhanden ist, oft kaum erkennbar, immer schillerhaft, deswegen ebenso schwierig wie reizvoll, und gerade deswegen Stoff für eine Tragödie.

Die Autorin hat – von Einzelheiten abgesehen – keine Aussagen gemacht, die im Widerspruch zur Wirklichkeit stehen. Aber eine Anzahl von Tatsachen, die wichtige Aufschlüsse vermitteln und wesentliche Ursachen aufhellen könnten, sind zu kurz gekommen. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie unbedingt weit ausgebreitet werden müßten. Aber sie würden mit großem Gewinn sich durch die Atmosphäre des Stückes hindurchziehen, gewissermaßen in ihr mitschwingen.

Die Kernfrage der Zeit und des Schauspiels ist zweifelsohne der Charakter des Patriotismus. Warum griffen Deutsche verschiedener Klassen mit Begeisterung damals zu den Waffen? Nur weil das Land besetzt und bedrückt wurde? Zweifellos ein Grund, der gut und eine Sache, die groß genug war, um die Erhebung zu rechtfertigen. Aber die Fremdherrschaft allein gibt nicht genügend Auskunft über die Entschlossenheit und den Enthusiasmus ihrer Gegner. Zum vollen Verständnis muß man berücksichtigen, was Friedrich Engels im Vorwort zu seiner Schrift „Der Deutsche Bauernkrieg" geschrieben hat. Er bezeichnet die Zeit von 1808 bis 1813 als den Beginn der bürgerlichen Revolution in Preußen, also in dem Staat, der damals Mittelpunkt des Widerstandes gewesen ist. Ohne die bäuerliche Befreiung von der Erbuntertänigkeit und die bürgerliche Städteverfassung, ohne den einschneidenden Abbau und die teilweise Aufhebung der Zunftschranken, ohne die weitgehende Freizügigkeit von Kapital, Handel und Gewerbe, die die Reformbewegung durchsetzte, wäre das große Eigeninteresse des Bürgertums und der Bauernschaft für einen Krieg gegen Napoleon nie geweckt worden. Wenn auf die Soldaten – wie zur Zeit von Jena und Auerstedt – zu Hause die Knute und im Heer der Prügel gewartet und andererseits Frankreich in seinem Siegeszuge Reformen mit sich gebracht hätte, wäre das Volk niemals so gegen die Fremdherrschaft aufgestanden, sondern hätte sich wahrscheinlich noch lange wie die Bevölkerung der Rheinbundstaaten verhalten.

Aber Napoleon hemmte letzten Endes die wirtschaftliche und politische Entwicklung des preußischen Bürgertums und führte längst nicht mehr die Fahne der Bauernbefreiung in seiner Armee. Er war nicht erschienen als der rechtmäßige Erbe der Französischen Revolution, sondern erwies sich

als der Bundesgenosse von Junkern und Fürsten. Und weil mittels der Reformen von Stein, Gneisenau und Scharnhorst nicht mehr feudale Fesseln des Bürgertums und die Bauernschaft unerbittlich ins Fleisch schnitten, bot der Krieg gute Aussicht und starken Anreiz, eine vollständige Befreiung von der Junkerherrschaft mit der vollen Befreiung von der Fremdherrschaft zu verbinden. Auch Teile des Adels, der durch Gebietsverluste Einbuße an Land und Leuten erlitten hatte, der abgebaute Dienst- und Beamtenadel, schlug sich aus materiellen Gründen, wenn auch im Einzelfall nicht nur deswegen, auf die Seite der Gegner Napoleons.

Aus dieser sozialen Zusammensetzung erklären sich einerseits die breite Plattform, andererseits die Gegensätze und Widersprüche innerhalb der Befreiungskriege. Wenn man im Rahmen dieser Zusammenhänge noch das ökonomische und politische Kräfteverhältnis der Klassen und Schichten berücksichtigt – das heißt vor allem die Schwäche des deutschen Bürgertums und die fehlende Erfahrung und Organisation der Bauern, Handwerker, Tagelöhner usw. –, so erklärt es sich, warum am Ende des Befreiungskrieges kein Volkssieg, sondern ein Fürstenfrieden stand. Weil der Sieg über den Fremdherrscher noch nicht gleichzeitig ein Sieg über die eigenen Fürsten sein konnte, gehören Größe und Tragik ebenso zusammen wie Realismus und Romantik in dieser Zeit.

Dieser historische Hintergrund der Auseinandersetzung zwischen dem französischen Kaiserreich und den deutschen Staaten fehlt weitgehend im Stück. Vor allem vermißt man auf der Seite der Lützower die Andeutung eines Programms des fortschrittlichen Bürgertums, das damals seine historische Funktion als führende Kraft zu erfüllen hatte. Deswegen erscheinen auch Figuren wie Kerstinn und Friesen wie eine idealistische Gegenüberstellung. Vom Ratsherrn Kerstinn erfahren wir, daß er aus wirtschaftlichen Gründen – Auftrieb der sächsischen Textilindustrie unter Napoleon – sich den Franzosen verschrieben hat. Von Friesen dagegen hören wir, daß vor allem Haß gegen die Fremdherrschaft ihn leitet. So stehen materielle Belange gegen moralische Ideale. Aber ist eine Gegenüberstellung von selbstsüchtigen Beweggründen mit einem freischwebenden Patriotismus als Leitmotiv ausreichend für Personen, die im Stück prototypisch sein sollen? Doch wohl nur, wenn der Träger des höheren Prinzips entweder selbst oder durch eine andere Person beziehungsweise Reflektion im Laufe der Handlung mit den materiellen Ursachen seines moralischen Verhaltens verbunden wird. Noch eindrucksvoller und lebensechter mag es sein, wenn beide Parteien ihre Ideen aufeinanderprallen lassen, während die materiellen Grundlagen ihrer Anschauung bloßgelegt werden und dann das höhere moralische Prinzip den Sieg davonträgt. Durch eine derartige Auseinandersetzung zwischen Spieler und Gegenspieler erhalten wir dann eine echte Katharsis oder, wie

Georg Lukács es nennt, die Reinigung des Lebensstoffes. Auf diesem Wege scheint es allein möglich, die innere Dramatik von gesellschaftlichen und persönlichen Auseinandersetzungen freizulegen, zu entfalten und zu lösen.

Andererseits wird der ideologische Reifegrad sowohl der Bewegung wie des Bewußtseins auf der deutschen Seite zu hoch veranschlagt. Die Ideale der Französischen Revolution spielten leider keine bedeutsame Rolle bei den deutschen Befreiungstruppen, sondern, wenn überhaupt, dienten sie den Soldaten der Rheinbundarmee als Idole. Deswegen gehen im Stück sowohl die Gedanken von Friesen wie das Verhalten von Fleuron über das mögliche Maß hinaus. Friesens Lob für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, seine Anklage gegen Napoleon, „der die Freiheit behüten sollte", übertreffen selbst die Auffassungen von Stein und Gneisenau, die damals das höchste Maß an Fortschritt verkörperten und widerspiegelten. Zwar gab es einige, wie den Publizisten Buchholtz und den Regierungsbeamten von Cölln, die eine Staatsverfassung nach dem Vorbild der Französischen Revolution anstrebten. Aber sie bildeten eine Ausnahme und waren ohne viel Anhänger. Wenn eine Figur einen derartigen Vertreter abgeben soll, dann muß sie als Sonderfall im Verhältnis zur Umwelt abgesetzt werden und kann nicht, wie Friesen, als Sinnbild für einen großen gemeinsamen Nenner gelten.

Ebenfalls scheint mir die Rolle des Franzosen, der zu den Lützowern überging, verzeichnet. Die Anziehungskraft der deutschen Gegner Napoleons war für einen Franzosen nicht groß genug, um aus revolutionärer Gesinnung sich einer deutschen Truppe anzuschließen. Kriegsmüdigkeit hat einige Soldaten der Napoleonischen Armee, jedoch erst nach der Schlacht bei Leipzig im Oktober 1813, bestimmt, sich in Gefangenschaft zu begeben, jedoch auch nur in Ausnahmefällen. Die Worte der Marseillaise am Schluß des Stückes scheinen sowohl als Symbol wie als Ausdruck der Zuversicht fehl am Platze. Sie entsprechen weder den Franzosen in den deutschen Reihen noch den Lützowern, geschweige denn dem damaligen Stand der deutschen Befreiungsbewegung.

Lothar Lang

Nochmals über die literarischen Gattungen

Wieder einmal steht das Problem der literarischen Gattungen zur Diskussion, aufgeworfen von Joachim G. Boeckh (NDL Heft 8/1956) und Joachim Müller (NDL Heft 10/1956). Der Berliner Literaturwissenschaftler spricht vom *„engen Pferch* der drei Gattungen", der Jenenser vom *„weiten Feld* dieser Dreiheit". Auch Peter Goldammer berührt (NDL Heft 9/1956) die gleiche Frage und erhebt in diesem Zusammenhang kritische Einwände gegen Emil Staigers Werk „Grundbegriffe der Poetik" (Zürich 1951). Goldammer kommt zu der richtigen Feststellung, daß Staiger die Gattungen theoretisch aufzulösen versucht, die Gattungsbegriffe relativiert und durch irrationale Kategorien ersetzt. Theorien dieser Art und der Verzicht auf eine klare Abgrenzung der Literaturgattungen müssen die wissenschaftliche Begründung der Poetik und damit letzten Endes jede Diskussion auf diesem Gebiet in Frage stellen.

Es steht mir nicht zu, Staigers „Grundbegriffe der Poetik" einer grundlegenden Kritik zu unterziehen. Doch seien mir einige unsystematische Bemerkungen zu gewissen von ihm aufgestellten Thesen erlaubt.

Staiger glaubt das Wirrwarr der poetischen Gattungen dadurch klären zu können, daß er jede Rubrizierung ablehnt. Er erkennt die Gattungen nicht mehr an und versucht, dies darauf zu begründen, daß man sie ja ohnehin nicht genau trennen könne, da „jede Dichtung mehr oder minder an allen Gattungen Anteil hat und nur ein Mehr oder Minder darüber entscheidet, ob wir sie lyrisch, ob wir sie episch oder dramatisch nennen" (S. 248/249). Das bedeutet jedoch nichts anderes, als daß Staiger die literarischen Kategorien *quantitativ* bestimmen möchte – im Gegensatz zu der längst gesicherten Erkenntnis, daß die Gattungen nach *qualitativen* Werten gemessen und voneinander abgegrenzt werden müssen.

Der Fehler Staigers entspringt der philosophischen Grundkonzeption seines Werkes. Staiger erkennt die Kunst-Wirklichkeit-Relation im Grunde nicht an. Nehmen wir das Beispiel der Lyrik: Obwohl Staiger an einer Stelle (S. 47) sagt, die Lyrik sei unter anderem historisch und soziologisch bezogen, überwiegt bei ihm doch die Auffassung, daß die lyrische Dichtung einem Traumbild gleiche, daß sie außerhalb der Zusammenhänge von Raum

und Zeit existiere. Das widerspricht den Tatsachen. Jeder echten Kunst ist eine Aussage immanent, die soziologisch und historisch bedingt ist. So ist beispielsweise die Naturlyrik von der Haltung des Dichters zur Natur abhängig, und diese Haltung wiederum von gesellschaftlichen Bedingungen; man vergleiche nur etwa Albrecht von Hallers „Alpen“ mit Karl Wilhelm Ramlers „Der dichtende Knabe“ und Goethes „Mailied“. Staiger fällt also mit seinen ästhetischen Auffassungen weit hinter Hegel zurück, der bekanntlich überzeugend darlegte, daß jedes Kunstwerk „seiner Zeit, seinem Volke, seiner Umgebung“ angehört und von „besonderen geschichtlichen und anderen Vorstellungen und Zwecken“ abhängig ist (G. W. F. Hegel).

Überdies unterschätzt Staiger das rationelle Moment im künstlerischen Schaffensprozeß, wenn er schreibt: „Der Lyriker läßt sich treiben, wohin ihn die Flut der Stimmungen trägt“ (S. 43). Also hin zum Kult der Intuition? Emotionales und Intuitives sind in der Dichtung gewiß entscheidend, doch ohne rationale Durchdringung des Sujets wird kein wahrhaftes Kunstwerk entstehen. Erinnert sei nur an Goethes „Beiträge zu Wielands Teutschem Merkur“. Goethe sagt dort, daß der künstlerische Stil „auf den Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge“ beruhe. Staigers irrationalistische Kunstauffassung geht mit der individualistischen Hand in Hand, d. h., er leugnet die soziale Bindung und Wirkung der Kunst. Er möchte das künstlerische Individuum von der Umwelt isolieren: „Der Künstler ist einsam, weiß von keinem Publikum und dichtet für sich“ (S. 48). Diese Behauptung wiederholt sich des öfteren: „Der lyrische Dichter weiß nichts von der Welt“ (S. 179). Für Staiger ist zumindest die Lyrik eine „Kunst der Einsamkeit“ (S. 49). Die Lyrik ist jedoch in Wirklichkeit, wie jede Dichtung, gesellschaftsbezogen, denn sie ist immer *Kunst für andere.* Augenfällig wird das besonders in der Lyrik der Gegenwart. Ist Weinerts, Bechers, Brechts Lyrik etwa „Kunst der Einsamkeit“?

Warum sind derartige Fehlauffassungen bei Staiger möglich? Wie bereits angedeutet, liegt die letzte Ursache in seiner philosophischen Haltung. Staiger steht auf dem Boden von Kierkegaards und Heideggers Existentialismus und möchte literaturwissenschaftliche Begriffe einfach ins Soziologische transponieren: Nach ihm kennzeichnen die Gattungsbegriffe der Literatur Möglichkeiten des menschlichen Daseins (S. 224). Das Leben ist aber nicht durch epische, lyrische oder dramatische, sondern durch sozial-historische Gesetze bedingt – eine Erkenntnis, die hier nicht bewiesen zu werden braucht. Will man daher die Gattungsbegriffe neu bestimmen – und eine solche Definierung ist zweifellos erforderlich –, so führt der Weg dazu nur über eine Erforschung der Erscheinungsformen der Schönen Literatur als gesellschaftlich-historisch bedingter Phänomene. Philosophische Voraussetzung hierfür ist der historisch-dialektische Materialismus.

Wolfgang Jobo

Der Weise aus dem Volke

Arnolt Bronnen: „Aisopos – Sieben Berichte aus Hellas", Roman
Aufbau-Verlag, Berlin 1956

Wer Arnolt Bronnens Werk „Aisopos" von hinten aufblättert und so zuerst auf die Erklärung griechischer Bezeichnungen, auf den Quellennachweis von nicht weniger als fünfundsiebzig Buchtiteln und auf eine Landkarte des Mittelmeerraums stößt, wird ebensoleicht einem voreiligen Trugschluß unterliegen wie jener, der den Untertitel des Buches „Sieben Berichte aus Hellas – Der Aisopos-Roman neu übersetzt und nach den Quellen ergänzt" allzu wörtlich nimmt. In gleicher Weise auf eine falsche Fährte geführt wird endlich der Leser jenes Satzes im Klappentext, in dem behauptet wird, Bronnen lichte mit seinem Buch das Dunkel um die legendäre Gestalt des Äsop. In Wirklichkeit handelt es sich hier, trotz des angefügten wissenschaftlichen Apparates, keineswegs um ein Werk aus dem Gebiet altphilologischer Wissenschaft. Auch ist es eine bewußte Fiktion des Autors, wenn er – sich bescheiden als Herausgeber tarnend – behauptet, er lege dem Publikum lediglich eine neue Übersetzung des Aisopos-Romanes vor. Schließlich geht es in dem Buch nicht darum, das Dunkel um Leben und Gestalt des griechischen Fabeldichters Äsop zu lichten – was Gegenstand historischer Forschung und nicht einer literarischen Arbeit wäre –, sondern um die Veranschaulichung und Vergegenwärtigung dieser in der Tat legendären Persönlichkeit aus dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert.

Arnolt Bronnens „Aisopos" ist zuerst und in der Hauptsache ein Roman, ein sehr farbiger, amüsanter, spannungsreicher und übrigens auch recht lehrreicher Roman. Der Autor schaltet frei mit den verbürgten Tatsachen und verbindet historisch Überliefertes und Beglaubigtes mit frei Erfundenem, aber – dies sei zur Beruhigung jener vermerkt, die nach der geschichtlichen Wirklichkeitstreue und nach den beweisbaren Fakten fragen – er tut dies auf der Grundlage sehr umfassender und detaillierter Kenntnisse der Antike. Sehr vieles in diesem höchst abenteuerlichen Buch, was dem Bereich von Fabel und Dichtung anzugehören scheint, erweist sich für den, der die geschichtlichen Quellen prüft, als historische Tatsache. Geschichtliche Gestalten sind nicht nur Xanthos, Thales, Sappho, Kroisos, Peisistratos und Dutzende anderer Gestalten des Romans, sondern auch Leben, Handlungen und Schicksale einer scheinbar rein erfundenen Figur wie der Prostituierten Rhodopis sind bereits im Geschichtswerk des Herodot geschildert, also verbürgt in dem Maße, in dem man, was griechische Geschichtsschreiber aufzeichneten, überhaupt als verbürgt bezeichnen kann.

Ein literaturgeschichtlicher Fakt ist endlich auch jener angeblich nur neu übersetzte und ergänzte Aisopos-Roman, auf den sich Bronnen auf dem Titelblatt bezieht: im 4./5. nachchristlichen Jahrhundert erschien ein Volksbuch über Leben und Taten des Äsop, schriftlich fixierter Niederschlag jahrhundertealter Überlieferungen und Geschichten, die im Altertum über diesen seltsamen Mann im Umlauf waren.

Man würde nun freilich Bronnens Buch nicht gerecht werden und die Absichten des Autors verkennen, wollte man den Versuch unternehmen, mit philologischer Akribie historische Wirklichkeit und Fiktion fein säuberlich voneinander zu trennen, gar die eine gegen die andere auszuspielen und auf der Grundlage solcher Methode ein Urteil über Wert und Unwert des Werkes fällen. Sinn eines historischen Romans ist es nicht, Geschichte um ihrer selbst willen zu erzählen und die Wirklichkeit historischen Geschehens getreu nachzuzeichnen, sondern den inneren Wahrheitsgehalt historischer Ereignisse sichtbar zu machen und den Sinnbild-Charakter des Geschichtlichen hinter der verwirrenden Vielfalt einzelner Fakten zu entdecken. Darüber hinaus dient das geschichtliche Thema einem Schriftsteller, Dichter, Dramatiker zur Auseinandersetzung nicht nur mit der vergangenen, sondern auch mit seiner eigenen, gegenwärtigen Zeit. Dies gilt auch für Bronnens Aisopos-Roman.

Bedeutet solche Aneignung vom Blickpunkt und Standort unserer Epoche aus notwendig Aktualisierung im engeren Sinne? Handelt es sich in jedem Fall um einen Versuch, hinter der Maske des Historischen der Gegenwart den Spiegel vorzuhalten, Parallelen zu ziehen und Bezüglichkeiten aufzudecken? Ich glaube, man würde Sinn und Aufgaben des historischen Romans zu eng fassen und einer Reihe von Werken die Berechtigung absprechen, wollte man diese Fragen bejahen. Es gibt geschichtliche Epochen, deren Parallelität mit Problemen unserer Zeit sich förmlich aufdrängt. (Als ein Beispiel dieser Art soll nur Hans Jürgen Geerdts' „Rheinische Ouvertüre" angeführt werden.) Hier bietet sich die Möglichkeit der Aktualisierung im engeren Sinne. Es gibt dagegen andere, deren Beziehung zum Hier und Heute nur sehr mittelbar ist. Ihre literarische Schilderung ist darum heute keineswegs tabu. Zu ihnen gehört das sechste vorchristliche Jahrhundert, in dem Bronnens Roman spielt. Dies weiß der Autor, und dieses Wissen bewahrt ihn vor einer Gefahr, der gerade manche unserer Schriftsteller nicht immer entgehen, nämlich das Vergangene anachronistisch aufzuputzen, zu verfälschen und in das Prokrustesbett einer Scheinaktualisierung zu pressen. Man würde meiner Meinung nach Bronnens Konzeption mißdeuten und seinem Werk einen Bärendienst erweisen, wollte man, wie es in unserer Literaturkritik nicht selten geschieht, mit aller Gewalt Parallelen zu entdecken versuchen und Bezüglichkeiten hineingeheimnissen, die es in Wirklichkeit nicht gibt. Eine solche falsche Methode der Betrachtung wäre es, wenn man etwa hinter dem Tyrann Peisistratos von Athen in Bronnens Roman einen präformierten Hitler erkennen wollte oder wenn man einen hinkenden Vergleich anstellte zwischen seinen delphischen Priestern und den anonymen Kräften des Monopolkapitalismus, des FBI oder des Ku-Klux-Klan. Ebensowenig ist sein Aisopos, Gegenspieler der Tyrannen, Priester und Sklavenhändler und mutiger Freund des einfachen Volkes, so etwas wie ein kommunistischer Revolutionär.

Es mag wie ein Widerspruch klingen, wenn festgestellt wird, daß wir dennoch in Bronnens Roman den Tyrann Peisistratos, den delphischen Priester Kobon, den Gesetzgeber Solon, den König Kroisos, den philosophierenden Ölhändler Thales, den „liberalen Bürger" Xanthos, vor allem aber den Äsop selbst sehr gegenwärtig empfinden, wie Typen von Zeitgenossen unserer Epoche und keineswegs wie historische Akteure im verstaubten Gewand einer längst entschwundenen Periode menschlicher Geschichte. In Wirklichkeit besteht hier kein Widerspruch. Die Menschen werden aus den Bedingungen ihrer eigenen Zeit gestaltet und in der Funktion gezeigt, die sie in der Sklavenhaltergesellschaft der griechischen Antike ausübten. Wenn sie uns lebendig, gleichsam ganz modern vorkommen, so deshalb, weil Bronnen es versteht, aus historischem Material lebendige Menschen zu formen.

Unter der Hand jedes wirklichen Schriftstellers wird auch die fernste Vergangenheit menschlich gegenwärtig und somit gegenwartsbezüglich.

Es bleibt nun zu untersuchen, mit welchen künstlerischen Mitteln es Bronnen gelungen ist, Geschichte gegenwärtig, interessant und menschlich zu machen. Hier möchte ich vor allem zwei Dinge nennen, neben der Tatsache, daß der Autor in der Epoche, die er darstellt, zu Hause ist: die Sprache und die Komposition des Romans. Was die Sprache betrifft, so vermeidet Bronnen, von Ausnahmen abgesehen, die Manier eines gekünstelten Historizismus, der für die überwiegende Zahl der Leser den Zugang erschweren würde. Der Autor versteht es, die Ereignisse so zu schildern, als hätten sie sich nicht vor zweieinhalbtausend Jahren abgespielt, sondern als vollzögen sie sich vor unseren Augen. Und vor allem: die Menschen seines Buches reden auf moderne Weise. Vieles in der Sprechweise dieser Griechen, was auf den ersten Blick als salopp erscheinen könnte, ist bewußte Methode der Ironisierung der Gestalten und ihres Verhaltens, eine Ironisierung vom Blickpunkt des zwanzigsten Jahrhunderts aus. Im übrigen entblößte Bronnen die Sprache seines Romans nicht gänzlich des historischen Gewandes: Er begnügte sich nicht mit der Übertragung in unsere heutige Ausdrucksweise, sondern er machte den Versuch einer Synthese, indem er, meist zu Beginn eines jeden Kapitels, einige Sätze in Stil, Syntax und Geist der Epoche des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts voransetzt und so dem Leser immer wieder den zeitlichen Abstand von den Geschehnissen ins Bewußtsein ruft. Mitunter erzeugt dieser als künstlerisches Mittel angewandte Stilbruch einen gewissen Unwillen; man fühlt sich aus der Illusion gerissen, jahrtausendealtes als Gegenwart zu erleben. Doch ist wahrscheinlich auch solche Desillusionierung vom Autor gewollt.

Einen besonderen Reiz dieser Geschichte von den abenteuerlichen Schicksalen des buckligen phrygischen Sklaven Äsop macht es aus, daß sie nicht in der üblichen Romanmanier von einem über den Figuren stehenden Erzähler in dritter Person geschildert, sondern durch den Mund, die Feder und den Kopf von verschiedenen Personen auf sprachlich und gedanklich sehr variierende Weise berichtet wird.

Die „Sieben Berichte aus Hellas", ineinander zeitlich und inhaltlich verzahnt, sich überschneidend und überlagernd, werden gegeben von dem Sklavenhändler Ophelion, von dem Handelsvertreter und Philosophen Xanthos, von der Kurtisane Rhodopis, von dem Sklaven Sosos, vom Sekretär des Polykrates, von Äsop selbst und endlich von Kobon, dem Erzpriester des Orakels von Delphi. Alle diese Berichte kreisen um die Hauptgestalt Äsop, oder sie kommen auf sie zu. Alle Berichtenden, so verschieden nach Stand, Herkommen und Anschauung, stehen in enger persönlicher oder sachlicher Beziehung zu dem Fabeldichter, sei es als Freunde, Feinde, Herren oder Mitsklaven. Diese dialektische Methode der Erzählung von siebenfachem gesellschaftlichem, politischem und geistigem Standort aus hat einen großen Vorteil: Sie gibt dem Autor auf eine zwanglose Art die Möglichkeit, nicht nur die Titelgestalt unter verschiedenen Aspekten zu charakterisieren, sondern Exponenten und Triebkräfte der Gesellschaft jener Zeit sich selbst zeichnen zu lassen. Auch wenn sich der Autor hinter den Berichten von Zeitgenossen versteckt, versteht er es, jene Sympathie und Parteilichkeit für den Aisopos zu erzeugen, die er selbst, der Autor, für ihn empfindet und durch seine Darstellung beweist.

Die Frage, ob die Gestalt des Äsop es wert ist, so vielfach gespiegelt zum Gegenstand eines umfangreichen Romans gemacht zu werden, möchte ich eindeutig bejahen. Dieser Mann, um dessen Leben und Wirken sich schon im klassischen Altertum ein Kranz von Legenden rankte und der noch ein Jahrtausend nach seinem

Tod die Menschen der nachklassischen, hellenistischen Epoche so stark beschäftigte, daß ein Volksbuch über ihn geschrieben wurde, gehört – wie etwa Faust oder Till Eulenspiegel – zu den unvergänglichen Gestalten, die Sinnbilder geworden sind, Sinnbilder für den Traum von Güte, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, Sinnbilder des mutigen Kampfes gegen alle Mächte der Unterdrückung. Dieser Sklave, den die Fabel mit einem Buckel ausgestattet hat, um ihn äußerlich noch unscheinbarer und niedriger zu machen, galt den Menschen der griechischen Gesellschaft als der „Weise aus dem Volke", der mit Vernunft und gesundem Menschenverstand, mit Witz und Pfiffigkeit den Großen der Welt immer wieder ein Schnippchen schlägt, Falschheit entlarvt, Gerechtigkeit übt und Herz und Kopf überall und jederzeit für die Entrechteten einsetzt. Als ein solches Licht in der Finsternis von Dummheit, Brutalität und niedrigen Ränken, von Machtgier und Aberglauben läßt Bronnen den Aisopos, den Eulenspiegel des Altertums, in seinem Buch erscheinen. In seiner Gestalt konzentriert er die humansten Wesenszüge einer Epoche, die – auch das verdeutlicht der Roman – in ihrer Gesamtheit weit weniger Humanität besaß, als man es uns früher in den Schulbüchern und im Unterricht der humanistischen Gymnasien zu lehren pflegte.

Hans Jürgen Geerdts

Alte Geschichte in neuer Sicht

Ludwig Renn: „Herniu und der blinde Asni", Erzählung
Kinderbuchverlag, Berlin 1956

Man darf Ludwig Renns neues Jugendbuch ein literarisches Wagnis nennen; von vornherein ist ihm zu danken, daß er einen Stoff aufgriff, der eigentlich niemals der deutschen Tradition verlorengegangen ist und über Lohensteins „Großmütigen Feldherrn Arminius" bis zu Kleists „Hermannsschlacht" immer wieder zur Vaterlandsliebe und zur Verteidigung der nationalen Freiheit erzog. Doch gerade dieser geschichtliche Stoff wurde seit der gescheiterten Revolution von 1848 verfälscht und mißbraucht, ganz zu schweigen von der nationalistischen Verdrehung der überlieferten Tatsachen, wie sie der Faschismus praktizierte. Vom Teutonismus des 19. Jahrhunderts bis zu den Machwerken einer völkischen Jugendliteratur führt ein ziemlich gerader Weg – keine heroische Gestalt aus der deutschen Vergangenheit wurde mehr in den faschistischen Dunstkreis gerückt als Arminius, der Anführer jener germanischen Stämme, die im Jahre 9 nach der Zeitwende die drei Legionen des Varus vernichteten.

Uns ist die Geschichte der westgermanischen Stämme zwar im wesentlichen bekannt; bestimmte Details ihrer Lebensweise sind gründlich erforscht worden. Dennoch sind wir über viele Einzelheiten noch ungenügend orientiert, zumal uns nur römische Quellen der Überlieferung fließen. Schon die wissenschaftliche Vorarbeit zu einem solchen Buch ist schwer und mühsam, zumal überholte Auffassungen hinderlich im Wege stehen. Dazu kommt ein Weiteres: Wie soll der Autor zwei ihn zwangsläufig bedrohende gestalterische Gefahren abwenden – die Gefahr nämlich, einer archaischen Diktion zu erliegen und damit romantischen Vorurteilen Vorschub zu leisten, und die Gefahr des Anachronismus, die aus dem Bestreben entspringen kann, solch Archaisieren zu vermeiden?

Bei diesem neuen Werk des Verfassers

handelt es sich um eine bedeutende Leistung. Das bezeugt bereits die Fabel, die sorgfältig durchdacht und ausgesponnen wurde. Der junge, halberwachsene Herniu rettet einen Cherusker, Asni, der von römischen Mordbrennern geblendet worden ist, als er die Eindringlinge in die Irre führte. Von Haß gegen die Unterdrücker der Volksfreiheit erfüllt, wandern die beiden durch die Lande als Agitatoren des Arminius, der das Vertrauen der Römer gewonnen hat und jeden Tag nutzt, den großen Aufstand vorzubereiten. Als heimlicher Abgesandter Armins weilt Herniu später im Dienst eines römischen Steuerpächters, erlebt das Anwachsen der Volkserregung und schließlich die Tage der Schlacht im Teutoburger Wald. Renn versteht es nicht nur meisterhaft, diesen jungen Menschen in seiner Kühnheit und Treue als Vorbild für die Jugend darzustellen, es gelingt ihm auch, seine Hauptgestalt auf zwanglose Weise mit den verschiedenen Kräften im damaligen Germanien zu verbinden. Nichts erscheint in diesem Sinne gewaltsam. Denn Herniu vermag nicht nur in seiner Eigenschaft als Kundschafter ein wirklicher Teilnehmer der großen Aktionen zu werden, er ist vor allem als Charakter geeignet, diese zentrale literarische Aufgabe zu übernehmen. Ist er doch ein Werdender, ein Lernender, darum „neugierig“ und aktiv nach Erkenntnissen strebend, also befähigt, uns das Bild der Epoche zu vermitteln. Klug ersonnen erscheint auch der blinde Sänger Asni, ein sichtbares, außerordentliches Opfer der Unterdrückung.

Arminius steht keineswegs an der Peripherie des Geschehens, wenn ihn Renn auch aus seiner literarischen Erfahrung heraus formal unter die Nebenakteure einreiht. Ideell ist er die Zentralgestalt, von der alle entscheidenden Impulse ausgehen, der differenziert abgebildete, allem Pathos entkleidete Stammesführer, in dessen Gefolgschaft aufgenommen zu sein Herniu stolz und glücklich ist. Hier verflüchtigen sich alle teutonische Verbrämung und jede Art von undialektischem Herrscherkult. Sehr fein und mit tiefem historischem Verständnis begreift Renn das Wirken Armins als Kampf eines außerordentlichen begabten Menschen, der große Taten vollbringen kann, weil er sich zum Anwalt des Freiheitsverlangens seiner Gefährten macht. Daß der Verfasser eine geschichtlich eindeutige, literarisch überzeugende Konzeption in diesem Sinne besitzt, läßt uns das Gegenbild Armins, das Bild des Markomannenherzogs Marobod erkennen. Für Renn ist dieser Mann nicht einfach ein Nebenbuhler des Cheruskers, ein vorweggenommener germanischer Machiavelli. Vielmehr zeichnet er ihn, den schlauen Opportunisten, als Typ jener Stammesanführer, die schon im Übergang von der althergebrachten Demokratie zu spezifischen Formen der gesellschaftlichen Fortentwicklung nach neuen Perspektiven ihrer Existenz suchen. Nur aus dieser Anschauung ist Marobod zu verstehen und sein Verrat zu ergründen; denn in einer Zeit, in der von einer nationalen Einheit noch nicht im entferntesten zu reden ist, kann auch von einem nationalen Verrat nicht gesprochen werden, wohl aber von einem Verrat an der geschichtlichen Solidarität der Unterdrückten. Deshalb hat die Episode des Betrugs Marobods an den Pannoniern und Dalmatinern eine nicht unerhebliche geschichtliche Bedeutung.

Erfüllt von ähnlich klarer historischer Einsicht hat Ludwig Renn zahlreiche andere Gestalten entworfen, so den fest im Althergebrachten wurzelnden Vater Armins, Segimerus, und dessen lebenskluge Schwester Ruwala, oder den listigen Segestes, den tapferen Kämpfer Welfo und den jungen Olfo. Eindrucksvoll geschildert erscheinen vor uns die Römer: der müde, vornehme Varus, der profitsuchende Steuerpächter Lobilla, der alte, gebildete Freigelassene Licius und nicht zuletzt der Legionär Fabius, der von den neuen, in Griechenland und Vorderasien geborenen Ideologien der Gewaltlosigkeit und Sanftheit ergriffen ist und sie dem Segestessproß Sigimunt vermittelt. Wie

ergreifend wirkt daneben der ausgebeutete germanische Sklave Auerolf als Antizipation späterer plebejischer Helden!

Ein Meisterstück des militärisch erfahrenen Verfassers ist die Gestaltung der Schlachttage im regennassen Waldgebirge. In der sachdienlichen, aber niemals kühlen Sprache, die Renn zu eigen ist, entwickeln sich die wechselnden Szenen, deren Farbigkeit und Dynamik uns bestechend dünken. Wie denn überhaupt das Buch, vom Sprachlichen her betrachtet, als neuer Beweis für die eigenartige, immer zweckmäßige Art des Schriftstellers Renn gelten kann, der die kurze, prägnante Periode bevorzugt und allem Überflüssigen, Abschweifenden widerstrebt. Gewiß, man kann auch hier über Einzelheiten streiten, vor allem, was Renns phantasievolle Stabreimschöpfungen angeht. Aber im ganzen ist schon darum das Buch auch als sprachliches Kunstwerk eine echte Leistung, weil es in vielfältiger Art den Kulturzustand der germanischen Stämme jener Zeit widerspiegelt, ohne der Gefahr des Archaisierens anheimzufallen.

Am Ende des Buches vereinen sich die kämpfenden Stämme zum Sieges-Thing. Damit erhält die Handlung ihren wohlerwogenen, erzieherischen Abschluß. Hier allerdings wird auch ein Einwand herausgefordert, der vielleicht der wichtigste ist, der dem Buch zu gelten hat. Gewiß, der Tag des Sieges kann den Ablauf der Geschehnisse beschließen; der Freiheitskampf endet in einem Triumph, der dem Handeln der Beteiligten Sinn und Erfüllung gibt, der zudem den jugendlichen Leser begeistern wird. Aber die Widersprüche, die Renn in seiner Fabel bloßlegte, werden durch diese Apotheose der Sieger überdeckt, so daß die Perspektive der weiteren historischen Entwicklung vor den Augen des Lesers entschwindet. Vor allem dem nichtinformierten Jugendlichen werden sich hier Fragen aufdrängen, die natürlich nicht in diesem Buch zu beantworten sind, für deren Beantwortung aber der Schluß Voraussetzungen schaffen sollte. Mir scheint, als genüge ein weniges, um die Forderung nach der historischen Perspektive (die bei jedem Buch, das ein einzelnes geschichtliches Ereignis behandelt, erhoben werden muß) angemessen zu erfüllen.

Dieses Buch ist kein Kinderbuch, eine Feststellung, die nicht etwa aus seiner Qualität abgeleitet ist; im Gegenteil, man wünschte sich sehr viele Kinderbücher von solch einem literarischen Format. Es ist weit mehr als ein Buch für junge Menschen „von zwölf Jahren an". Zahlreiche Erwachsene sollten es lesen, und der Verlag müßte Mittel finden, sie wissen zu lassen, daß es nicht *nur* ein Buch für Jugendliche ist. Ludwig Renn ist den Weg weitergegangen, den er mit „Trini" einschlug. Er ist ein literarischer Pfadfinder, ein Kundschafter in Gebieten, denen andere Autoren sich nur zögernd nähern.

Günther Cwojdrak

Krieg im Blitzlicht

Erich Maria Remarque: „Zeit zu leben und Zeit zu sterben", Roman
Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1954, und Aufbau-Verlag, Berlin 1957

Manche unserer Leser werden sich sicherlich noch an jene vor etwa zwei Jahren hier veröffentlichte Polemik F. C. Weiskopfs gegen den Verleger Dr. Witsch erinnern: Ihr Gegenstand war hauptsächlich das Verhalten des Dr. Witsch, der an Remarques Roman gewisse, politisch „entschärfende" Veränderungen vorgenommen hatte; Weiskopf schrieb von einem „kastrierten Remarque".

Remarque, ein entschiedener Hitlergegner, der 1933 in die Schweiz, später nach den USA ging, ist seit vielen Jahren amerikanischer Staatsbürger. Trotzdem dürfen wir sein Werk, beginnend mit dem Welterfolg „Im Westen nichts Neues", auch weiterhin zur deutschen Literatur zählen. Es ist erfreulich, daß jetzt auch die Leser in unserer Republik wenigstens ein neues Werk Remarques kennenlernen können.

In diesem Buch erzählt Remarque die Geschichte des Soldaten Ernst Gräber, der zu einer Zeit, da der Zusammenbruch des Dritten Reiches sich bereits ankündigt, für drei Urlaubswochen von der Ostfront in seine Heimatstadt zurückkehrt. Die Stadt ist schwer bombardiert, das Elternhaus zerstört, die Eltern unauffindbar irgendwo auf dem flachen Land. Gräber trifft Elisabeth wieder, die Gefährtin seiner Kindheit. Beide möchten in den drei Wochen das finden, was ihnen das Leben bisher versagt hat: Glück, Liebe, gegenseitige Hingabe und Erfüllung. Sie versuchen, sich von der Umwelt abzukapseln, nur füreinander zu sein, aber es gibt keine Flucht aus der Zeit, in der man lebt. Nach drei Wochen muß Gräber wieder zurück an die Ostfront.

Remarque erzählt die Geschichte des Soldaten Gräber und des Mädchens Elisabeth in einer knappen, konzentrierten Sprache, ohne Sentimentalität, ohne Pathos. Der Autor scheut nicht vor dramatischen Effekten und lyrischen Passagen zurück, er beweist einen ausgezeichneten Sinn für die verschiedenen Stilmittel und Effektmöglichkeiten.

Der Soldat Gräber ist, genau wie das Mädchen Elisabeth, weder für den Krieg noch für Hitler. Er ist ein zaghaft opponierender Kleinbürger, der romantisch-anarchistischen Neigungen nachhängt. Für Gräber ist es sehr charakteristisch, daß Kommunismus und Hitlerfaschismus ihm nur zwei Seiten einer Medaille bedeuten. Remarque läßt ihn sagen: „Alles, was ich im Leben einmal möchte, ist denken, was ich will, sagen, was ich will, und tun, was ich will. Aber seit wir Messiasse von rechts und links haben, ist das ein weit größeres Verbrechen als jeder Mord."

Gräber weiß, daß der Krieg Hitlers verbrecherisch und überdies bereits verloren ist; es scheint aber, daß er aus dieser Einsicht keine Konsequenz zieht. Erst an der Front, als er gefangene Russen, Männer und Frauen, bewacht, die der Partisanentätigkeit verdächtigt werden, kann er der Entscheidung nicht mehr ausweichen. Ein Russe schlägt vor, sie freizulassen und mit ihnen gemeinsam über die Linie zu wechseln. Gräber lehnt ab. Das sind seine Gedanken: „Aber ich kann nicht mitgehen. Nicht dorthin. Nicht in dasselbe, was ich verlassen will."

Als dann aber der Soldat Steinbrenner, ein völlig verrohter, mordgieriger Bursche, die Gefangenen erschießen will, erschießt Gräber den Soldaten Steinbrenner und läßt die Gefangenen aus dem Stall heraus. Um ihnen zu demonstrieren, daß sie wirklich frei seien, wirft Gräber sein Gewehr fort. Die Gefangenen laufen gebückt davon. Plötzlich dreht sich einer um, hat auf einmal ein Gewehr in der Hand, legt an, schießt – und Gräber sinkt tödlich getroffen zusammen.

Mit diesem Knalleffekt endet Remarques Roman. Möglich, daß Remarque zeigen wollte, wie sein Held gerade an der eigenen Unentschlossenheit und Inkonsequenz zugrunde gehen muß; so, wie diese letzte Szene geschrieben ist, wirkt sie aber eher als eine moralische Verurteilung der Partisanen, die ihren Lebensretter umbringen.

Wenn man bedenkt, daß Remarque seit mehr als zwanzig Jahren in der Schweiz und in den USA gelebt hat, dann muß man ihm seine große Einfühlungskraft in das Frontmilieu und die Heimatatmosphäre des zweiten Weltkrieges bestätigen. Daß einige Nebenfiguren, eine fanatische Frauenschaftlerin etwa, ein gutmütig-trotteliger Kreisleiter, ein feinsinniger alter Lehrer recht klischeehafte Züge tragen, daß manche Situationen sozusagen

überbelichtet sind, ist nicht verwunderlich: Remarque mußte vor allem aus allgemeinen Vorstellungen und überlieferten Berichten schöpfen. Das Tageslicht läßt sich auch durch die beste Atelierbeleuchtung nicht völlig ersetzen.

So sparsam und zurückhaltend der Autor auch an seiner Figur Gräber Kritik übt, so klar und deutlich ist die Verurteilung des Hitlerkrieges, der Gewalttaten und Verbrechen, die von deutschen Soldaten in der Sowjetunion begangen worden sind. Hier ist Remarque nicht der Entscheidung ausgewichen: es ist eine Entscheidung gegen den deutschen Militarismus. In dieser Beziehung ist sich Remarque von seinem ersten Buch bis zur Gegenwart treugeblieben. Nicht zuletzt diese Tatsache verbindet uns mit ihm und seinem Werk.

Hermann Otto

Abenteuerliche Lehrjahre

Götz R. Richter: „Schiffe, Menschen, fernes Land", Roman
Paul List Verlag, Leipzig 1956

Das Buch hat einen kräftigen Handlungsfaden, kein Seemannsgarn, sondern eher ein handfestes Tau, kapitelweise geknotet, an dem Rudi Rotter, der Kajütboy, durch die christliche Seefahrt turnt. Wenn ihm dabei hin und wieder die Puste ausgeht, hält er inne, schaut aufatmend um sich und erzählt von Meereswogen, Sonnenuntergängen, steifen Brisen, alten Zossen, Mücken, Moskitos und was sonst noch dazugehört.

In einer spannenden, dramatischen Fabel steht christliche Seefahrt gegen nazistischen Marinedrill – und zwischendrin Rudi Rotter, der zur Mannschaft gehört, aber dem Kapitän die Kajüte schrubbt und Sandwiches bringt. So ein kapitalistisches Handelsschiff ist wahrlich ein ideales Demonstrationsobjekt, an dem aufgeweckte Jungen die Spaltung der Welt in Besitzende und Arbeitende begreifen können. Die Kruboys, afrikanische Neger, stehen auf der untersten Sprosse. Sie erhalten pro Tag eine Handvoll Reis, dürfen Baumwollballen schleppen, Eisenholz verladen und Kolanüsse kauen. Wenn man mit ihnen Freundschaft schließt oder ihnen gar die Küchenabfälle zukommen läßt, wird der Kapitän bitterböse und hält einem Vorträge über die Herrenrasse und darüber, daß die Schwarzen es nicht anders haben wollen. Die Heizer stehen auf der nächsthöheren Stufe. Sie sind nur während der Arbeitszeit schwarz. Ansonsten handelt es sich um rauhbeinige Kerle, die sich gern vollaufen lassen, sich schlagen und herumhuren, weil sie sich verachtet und vereinsamt fühlen. Sie sind zwar immerhin Deutsche, doch der Kapitän sagt nicht ohne Grund, daß sich ein rechter Hitler-Junge, wie Rudi Rotter es werden will, nicht mit so ungehobelten Kerlen einlassen soll. Da sind die Deckmatrosen schon eher der rechte Umgang für Rudi, besonders Bootsmann Johannsen, der so viel weiß, so viel erzählen kann und solch ein Ansehen unter der Besatzung genießt, daß es ihm sogar gelingt, Heizer und Deckmatrosen miteinander auszusöhnen und sie gegen die militaristischen Allüren des forschen Kapitäns zu vereinen. Und wo einmal die autoritäre Ordnung durchbrochen ist, geraten Mechanismen in Bewegung, die Rudi Rotter schnell und unwiderruflich an die Seite derer führen, die zum Widerstand entschlossen sind. Daß Götz R. Richter die Gestalt des Kapitäns nicht mit den Zügen eines menschlichen Scheusals versehen hat, spricht für ihn, denn nur so konnte Rudi Rotters Entwicklung glaubhaft und allgemeingültig werden.

Wenn er sich vom Kapitän abwendet, wendet er sich vom Faschismus überhaupt ab, nicht nur von einem Schinder.

Richter verfügt über ein unbändiges Erzählertalent. Stürme in der Biskaya, Dirnenmilieu und romantische Seemannsliebe, Haifischfang vor der afrikanischen Küste, Tropenkoller am Kongo, eine Prügelei in Santa Cruz, ein blinder Passagier, die Vorgeschichte auf dem Schulschiff im Hafen, fremde Länder, ungewöhnliche Sitten, harte Arbeit, derber Spaß und Seemannssentimentalität: All das wird packend dargestellt. Die Charaktere der Hauptfiguren sind erstaunlich gut individualisiert, und höchstens gegen das Ende zu vermeint man, den Mechanismus der Konstruktion ein wenig knarren zu hören. Doch das wird durch Spannung und Handlungstempo wettgemacht.

Also: ein lebendiges Jugendbuch für die Vierzehn- bis Achtzehnjährigen, wie wir noch viele brauchen. Aber: Der Autor hat offensichtlich mehr gewollt, als nur ein abenteuerliches Jugendbuch schreiben. Fabel, Handlungsführung, Personencharakterisierung, Situationen, moralische und gesellschaftliche Konflikte – alles in diesem Buch trägt den Keim zur literarischen Höherwertigkeit in sich. Der Anspruch auf große Literatur wird sichtbar, doch er bestimmt das Ganze noch nicht.

Heinrich Mann sagte einmal, der Romancier müsse seine sprachlichen Waffen erzählend, beschreibend, handelnd und redend anwenden. Bei Götz R. Richter aber überwuchert das erzählende, berichtende Moment – auch wo Dialoge gesprochen, Handlung gestaltet, Personen und Umwelt beschrieben werden. Konturen und Profile werden dadurch nivelliert, Härten abgerundet, Wesentliches scheint nur durch, wird nicht prägnant. In Wirklichkeit verhält es sich natürlich umgekehrt. Das überwuchernde, erzählende Moment ist nicht entschlossen genug abgehobelt worden, das Kunstwerk, um mit Dürer zu reden, noch nicht zur Gänze der Natur entrissen.

Äußerliches Signal dieser Erscheinung sind die sich häufenden „Als . . .“-Sätze, jene erzählenden Füllwörter: dann, nun, schließlich, plötzlich, doch, wieder, da. Inhaltlich führt es zu dem abrupten und unbegründeten Wechsel des Standorts zwischen handelnder Person und erzählendem, einschätzendem Autor. Hier ein Beispiel:

„‚Ja, es wird Zeit‘, sagt der schwarze Hubert. Der Bootsmann ist bleich im Gesicht wie ein Toter. Da springt er zur Tür. ‚Rudi! Rudi . . .!‘

Rudi geht die Treppe hinab. Er geht langsam, aber er geht, und er spürt schmerzhaft, daß jeder Schritt, den er weitergeht, ihn auf einem falschen Weg fortführt. Und doch kann er nicht umkehren.“

Im letzten Absatz wird deutlich, wie zwei Standorte miteinander verwoben sind und die Prägnanz der Aussage schmälern. Der Autor spricht symbolisch, wenn er vom „falschen Weg“ redet. Doch gleichzeitig unterschiebt er dem Helden eine Begriffs- und Gefühlswelt, die dieser in der konkreten Situation nicht haben kann.

Es kommt noch etwas hinzu. Götz R. Richter schreibt im Präsens und im Perfekt. Wahrscheinlich erhoffte er sich davon einen höheren Grad an Eindringlichkeit. Auch Götz R. Richter verfällt damit lediglich einer überhitzten Kurzatmigkeit. So beraubt er sich eines wichtigen, gestalterischen Mittels: des Zeitenwechsels. Halldor Laxness hat uns in der „Atomstation“ meisterlich vorgeführt, welche epischen und dramatischen Effekte mit dem Wechsel Präsens / Perfekt-Imperfekt / Plusquamperfekt erzielt werden können. Wir sollten diese Erfahrung nicht aus formalen Gründen beiseite schieben. Nicht nur, weil wir uns damit eines wirkungsvollen literarischen Mittels begeben, sondern auch um unserer Sprache willen.

Falls die DEFA an einem abendfüllenden, farbenprächtigen und spannenden Jugendfilm interessiert ist, sollte man ihr Götz R. Richters ersten Roman „Schiffe, Menschen, fernes Land“ dringend empfehlen.

Recha Rothschild

Das Lebensdrama Heinrich von Kleists

Dora Wentscher: „Heinrich von Kleist“,
Volksverlag, Weimar 1956

„Eine biographische Dichtung hat einen bestimmten Lebensablauf auf dem transparenten Grund eines bestimmten historischen Zeitabschnitts zu gestalten. Wenn es sich, wie bei Kleist, um eine Zeit nationalen Zusammenbruchs handelt, wie die vom Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland, so steht die Aufgabe, die Ursachen der vorzeitigen Verzweiflung des an den schöpferischen Kräften seiner Nation irre gewordenen Kleist sichtbar zu machen und gleichzeitig das Vorhandensein der rettenden, patriotischen Kräfte zu zeigen.“

Diese Worte aus einem unveröffentlichten Artikel der Autorin möchte ich an die Spitze meiner Betrachtungen setzen. Es ergeben sich zwei Fragen: Ist die Aufgabenstellung gültig nicht nur für diesen bestimmten Fall, sondern für die dichterische Gestaltung einer historisch-literarischen Persönlichkeit Kleists und seiner Zeit?

Ich glaube, daß man beide Fragen grundsätzlich bejahen kann, wenn die Autorin sie hier auch absichtlich allzu nüchtern und auch wohl etwas einseitig charakterisiert. Wir werden jede, auch die eigenwilligste Persönlichkeit erst dann verstehen, wenn wir die historische Umwelt kennen, in der sie sich formte und auf die sie einzuwirken versuchte. Ein Mensch ist aber nicht nur ein Produkt der historischen Verhältnisse, er bringt seine Veranlagung mit, Fähigkeiten und Schwächen, eine höhere oder geringere Reizbarkeit für äußere Eindrücke; schließlich spielt auch die familiäre Umgebung eine nicht zu unterschätzende Rolle.

All das kommt in der Definition Dora Wentschers zu kurz. Um so mehr ist man erstaunt, daß aus der Szenenfolge, die Kleists Leben von seiner Kindheit bis zu seinem Freitod im 34. Lebensjahr gestaltet, ein Bild des Dichters erwächst, das ihn mit allen seinen Widersprüchen zeigt, mit seinem ungebändigten Ehrgeiz und seiner Verzweiflung, mit seiner Schlichtheit und seiner Kompliziertheit, voll Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe, doch unfähig zu einem dauernden Freundschafts- und Liebesbund, bis er in Henriette Vogel die Gefährtin für den gemeinsamen Tod findet, die Ersatzgefährtin für jene Maria, die ihn ein Leben lang anzog und immer wieder verwarf.

Aber *einer* Liebe blieb Heinrich von Kleist treu, der Liebe zum Vaterland, und auch hier wurde er verschmäht und beiseite geschoben. Den einzigen, der ihn hätte verstehen können, Neithardt von Gneisenau, trifft er in einem Moment tiefster Niedergeschlagenheit, unmittelbar nach dem Abschluß der preußisch-französischen Allianz (1811), und dieser erschütternde Eindruck bestärkt noch die immer zwingender hervortretende Todesbereitschaft des Patrioten Kleist.

Und jene andere Liebe, jene andere Besessenheit, das Werk des Heinrich von Kleist? Auch hier taumelt er vom Überschwang dessen, der Goethe den Kranz von der Stirne reißen will, zum Verzweiflungsruf: „Verdammt war ich, nichts hervorzubringen als Wörter.“ Seine größten Leistungen bleiben unbeachtet, seine Dramen werden nicht aufgeführt oder so inszeniert, daß sie scheitern müssen, er ist „ein Dichter, den sein Vaterland nicht gebrauchen kann“. Und da kommt einer und sagt ihm: „Ihre Manuskripte sind mir, was andern – Liebesgedichte.“ Und er sagt es nicht nur, er verhilft Kleist zum Gedrucktwerden; der „Amphytrion“ er-

scheint und in der neugegründeten Zeitschrift mit dem stolzen Titel „Phöbus" der ganze Schmerz und Glanz seiner Seele: „Penthesilea". Was Wunder, daß Kleist von diesem einzigen Förderer seiner Werke, dem „selbstbewußten, unbekümmerten, unberechenbaren" Adam Müller, nicht loskommen kann, und daß er, als ein preußischer Geheimrat ihm so deutlich, wie Geheimräte andeuten können, zu vestehen gibt, daß Müller ihn verrät, noch meint: „Den einzigen Freund von mir reißen, das möchten Sie."

Die Darstellung der Gestalt Müllers ist meisterhaft. Der eiskalte Intrigant, der jedesmal mysteriöse Angstzustände bekommt, wenn eine peinliche Frage an ihn gestellt wird, ist in der Tat ehrlich ergriffen von Kleists dichterischem Werk. Er bewundert sein sprachschöpferisches Genie, er drückt ihm die Feder in die Hand, wenn Kleist verzagen möchte, was nicht hindert, daß dieser nur eine Schachfigur in Müllers diplomatischem Doppelspiel ist und daß er, indem er Kleist zu Henriette Vogel führt, bewußt an seinem Untergang mitwirkt. Die schillernde Persönlichkeit Müllers wird facettenartig von allen Seiten gezeigt, sie steht vor uns wie eine freie Schöpfung und nichts erinnert daran, daß das sorgsame Studium zahlreicher zeitgenössischer Schriften die Voraussetzung war, sie lebendig auftreten zu lassen.

Einen besonderen Reiz erhält Dora Wentschers Werk durch einige Szenen, in denen man den Dichter sieht, wie er hätte sein können – wären die Zeitumstände und die persönlichen Erfahrungen günstiger gewesen: Da ist die Szene auf der Elbbrücke, das Mädchen, das den Glückskranz windet, den jeder sich selbst pflücken und flechten muß. Und wenn Kleist auch an den Lorbeerkranz denkt, den er unsichtbar auf der Stirn zu tragen glaubt, so haben ihn doch die Wärme, die ihn umgab, die Gärten, die Bilder, der Fluß für ein paar Tage froh und heiter gemacht. Da ist Maidli, das Schweizer Mädchen auf der Insel am Thuner See, mit der er so schlicht und menschlich spricht wie ein einfacher Landmann. Da ist, schon gegen das Ende, das Gespräch mit dem jungen Friseur, der auch gern dichten möchte und mit dem Kleist spricht wie zu einem jüngeren Bruder, dem er den Weg zeigen möchte. Hier klingt auch das Thema des „Prinz von Homburg" an: „Freiheit ist nicht Unbändigkeit, Freiheit ist die Tugend der Einsicht und der Freiwilligkeit." Wir sehen einen Kleist, der zu kristallner Klarheit, zur schöpferischen Leistung als „Glied in der Kette" hätte kommen können . . . Es ist auch der Kleist, der, um das Vaterländische zu sagen, wissen muß, was die Leute in den Häusern und auf der Straße denken.

Fragen wir nun, ob die Gestalt Kleists eine historisch treue Widerspiegelung des „wirklichen" Kleist ist, so muß man sich von gewissen Vorstellungen befreien, die aus überkommenen und oft verzerrenden Urteilen über den Dichter herrühren, und Kleist selbst anrufen, seine Werke und seine persönlichen Äußerungen in den zahlreichen Briefen und den wenigen „Albumblättern" und in manchen seiner kleineren Schriften. Während ich mich in Dora Wentschers „Kleist" vertiefte, befragte ich Kleist selbst, ließ mich von ihm in das Wirrsal seines Lebens und in die Höhen und Tiefen seiner Dichtungen führen und ging wieder zurück zum nachgestalteten Kleist, und immer wieder empfand ich: Das ist lebenswahr. Stefan Zweig schrieb im Jahre 1925 über die erste Fassung dieses Werkes von Dora Wentscher: „Es ist weitaus das Stärkste, was ich bisher von allen dichterischen Versuchen an der Gestalt Kleistens kenne. Es ist eine dramatische Biographie, aber eine von innen aus belichtete und belebte, die die Gestalt von allen Seiten umrundet. Außerordentlich finde ich darin den Dialog: Knapp, präzise, bildnerisch, ohne sich dabei zu überbildern, wechselvoll im Sinne der Gestalten und dabei lebenswahr." (Diese erste Fassung weicht in den hier behandelten Fragen kaum

von der uns heute vorliegenden ab. Sie wurde nur, wie die Verfasserin in einer Nachbemerkung zu den im Maiheft 1954 der „NDL“ abgedruckten Szenen aus der biographischen Dichtung „Heinrich von Kleist“ sagt, „politisch deutlicher unterbaut und unter dem Eindruck des Zusammenbruchs des Faschismus ... beendet“.)

Dora Wentscher hat Kleist häufig in seinen eigenen verbürgten Worten sprechen lassen, besonders in den Selbstgesprächen mit ihrem dithyrambischen Schwung. Und dann kommen Szenen des Alltags mit Auseinandersetzungen über Geldfragen oder zum Beispiel die letzte Zusammenkunft mit den Geschwistern, die noch einmal dem „nichtsnutzigen Mitglied der menschlichen Gesellschaft“ sein ganzes Schuldkonto vorhalten. Hier wirkt gerade die platte, spießerhafte Sprache der Tante Massow wie ein Peitschenhieb auf den aufs äußerste Gereizten, zum äußersten Entschlossenen, und wenn er dann, wie auch in der Szene mit dem alten Kellner (früherem Bedienten) Kindheitserinnerungen heraufholt, so spürt man tiefe Ergriffenheit und das Sehnen nach Schlichtheit und liebevoller Umgebung.

Anders steht es mit einigen Ausdrücken, die mir wie ein Anachronismus erscheinen. Da spricht Kleist von „Parteilichkeit“; ich denke, das ist ein Wort, das in unsern Tagen in ganz bestimmtem Sinn geprägt wurde. Auch daß Kleist „Verfassungen überall“ wünscht, leuchtet nicht recht ein. Viel glaubhafter ist es, wenn er „die Einberufung der Stände“ verlangt. Schlimmer sind manche überflüssigen Wendungen. Nach einer letzten Zusammenkunft mit Henriette Vogel erkennt Adam Müller im Selbstgespräch an: „Sie hat recht. Er wird sich unmöglich machen. Und sie wird ihn nicht retten.“ Damit ist Müllers Rolle gekennzeichnet. Muß er noch sagen: „Jeder ist sich selbst der Nächste?“ Am meisten leidet die letzte Szene am Wannsee unter solchen Banalisierungen. Hier hätte die Stimmung des „unsichtbaren Konzerts“ gewahrt bleiben müssen. Henriette Vogel hätte singen dürfen, aber nicht Kaffee kochen. Das ist schon nicht mehr historische Treue, das grenzt an Naturalismus.

Trotz dieser Einwendungen: Dora Wentscher hat ein bedeutendes Werk geschaffen, das uns den Menschen und den Dichter Kleist nahebringt, das trotz seines tragischen Ausgangs nicht pessimistisch wirkt. Es schildert nicht nur eine Zeit im Umbruch, es eröffnet, mit den Worten Kleists, den Ausblick auf „eine Gemeinschaft, unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und Eroberung, auf eine Weltregierung, in freier Wahl von der Gesamtheit aller Brüdernationen gesetzt.“

Günther Deicke

Ein neues Balladenbuch

„Deutsche Balladen von Bürger bis Brecht“
Herausgegeben von Karl-Heinz Berger und Walter Püschel
Verlag Neues Leben, Berlin 1956

Auf ein Balladenbuch haben wir lange gewartet. Nun, da es erschienen ist, geschmackvoll ausgestattet mit Holzschnitten von Ursula Wendorff-Weidt, ist es doppelt erfreulich, daß wir der ganzen Anlage der Anthologie zustimmen können. Die beiden Herausgeber haben es unternommen, auf 450 Seiten die deutsche Balladendichtung in repräsentativer Auswahl vorzulegen. Ein Vorwort führt in die ästhetischen und literarhistorischen Bereiche dieses Genres ein und informiert über die Absichten der

Herausgeber; das Register ist übersichtlich, die Auswahl locker, doch in ersichtlicher Ordnung nach Themen gefügt. Der literarisch Geschulte hätte sich nach erstem Überblättern wohl eine chronologische Reihenfolge gewünscht, doch ist hier, da es sich um ein bestimmtes Genre der Versdichtung handelt, der thematischen Ordnung, die ungleich reizvoller ist, der Vorzug zu geben. Da die Namen der Dichter jeweils erst am Ende des Gedichtes genannt werden, gleicht die Lektüre des Buches einer Entdeckungsfahrt: das Interesse des Lesers wird unvoreingenommen vom Gegenstand der Dichtung gefesselt, und nicht selten erscheint dann ein Dichter, bekannt oder fast vergessen, in überraschendem Licht. Auf vieles Allzubekannte, aber nicht mehr Tragkräftige wurde verzichtet, dafür Verschollenes wieder aufgespürt.

So gleichen die Balladen von Gustav Falcke, Adolf Geck, Emil Ginkel, Else Lasker-Schüler, Georg Heym, Rilke, Carl Spitteler, Fritz von Unruh, auch Freiligraths „Von unten auf", Neuentdeckungen. Kästner freilich ist ein wenig einseitig ausgewählt (man hätte auch auf frühe Arbeiten, die das Erlebnis des ersten Weltkriegs und der zwanziger Jahre spiegeln, zurückgreifen sollen), und die Balladen von Manfred Hausmann und Georg Schwarz (so begrüßenswert es ist, daß in Westdeutschland lebende Dichter mit zu Worte kommen) sind allzusehr Versuche einer thematischen Anknüpfung im alten Balladenton, nicht aber Neuschöpfungen. Die moderne Ballade – auch dies wird in dem Buch deutlich sichtbar – sieht anders aus: Kästner und Weinert, Becher und Brecht, Arendt, Hermlin und Kuba liefern die Belege, hier ist innerhalb des Genres eigenständige Dichtung mit bereits festen Konturen. Und schließlich ist es ein Verdienst, den bislang immer einseitig als Naturlyriker abgestempelten Peter Huchel als Balladendichter entdeckt zu haben. Gewiß klingen hier neue und für die gängige Vorstellung von der Ballade vielleicht ungewohnte Töne auf, andere lyrische Genres scheinen sich einzumischen, jedoch wird der aufmerksame Leser feststellen, daß keinerlei Tendenz zur Formaufweichung spürbar ist.

Die Anlage des Bandes ist vorzüglich, die Auswahl fachgerecht, von Geschmack und Spürsinn zeugend, die Anordnung plausibel: eine sorgfältige Arbeit, eine saubere herausgeberische Leistung.

Freilich bleiben Wünsche offen, und man betrachte uns nicht als kleinlich, wenn wir sie aussprechen. Mögen sie als Anregungen für künftige Neuauflagen dienen. Wir meinen, daß das Buch noch um etwa fünfzig Seiten erweitert werden könnte. So fehlen zum Beispiel, um nur das Wichtigste zu nennen, Seumes berühmtes Gedicht „Der Wilde", Arnims Ballade „Der Förster", C. F. Meyers „Bettlerballade", Liliencrons „Der Teufel in der Not". Unbedingt gehört auch Platen in diese Auswahl. Allzu einseitig ist Kopisch vertreten: die gesellschaftskritischen Balladen „Der Mäuseturm" und „Willegis" sollten später noch aufgenommen werden. Auch an Wilhelm Busch sollte man nicht vorübergehen: „Unbeliebtes Wunder", „Bestimmung", „Der Begleiter", „Hund und Katze". Und wenn man schon Börries von Münchhausen wieder hat zu Wort kommen lassen, dann darf auch Lulu von Strauß und Torney („Die Bauernführer", „Des Braunschweigers Ende") nicht fehlen.

Eine Ergänzung in dieser oben angegebenen Richtung schüfe auch die Möglichkeit, die Moderne noch etwas stärker zu Wort kommen zu lassen. Auch hier gibt es bereits Bewährtes, das in Gedichtbänden oder Anthologien versteckt ist: Tucholskys „Über den Dächern"; Bechers „Das Tanzvergnügen", „Totenklage"; Arendts „Olivenhaine vor kastilischen Dörfern", „Eine Mutter"; die interessanten Balladen von Walter Steinbach; Fürnbergs „Stilleben mit Blut und Tränen", „Heimkehr"; Hermlins „Ballade von der Überwindung der Einsamkeit in den großen Städten", „Der Granit von Leningrad". Auch diese Beispiele sollen nur Anregung für künftige Neuauflagen sein.

Hans Münchberg

Das Fernsehspiel

Eine neue, eigenständige Form der Dramatik

Das Fernsehen verdankt, ähnlich dem Film und dem Rundfunk, sein Entstehen einer technischen Spezialentwicklung. Auch Film und Funk bedurften eines gewissen Zeitraums, bis sich gültige Formen herausbildeten und Werke von hoher künstlerischer und technischer Qualität entstanden. Die Künstler mußten nicht nur um die Erschließung der neuen Gestaltungsmöglichkeiten, sondern zusammen mit den Technikern zunächst noch um die Beherrschung, Vervollkommnung und Ergänzung der Apparaturen ringen. So kräftezehrend und zeitraubend solche Anfangsperioden einer Kunst sein mögen, sie liefern doch bereits Anhaltspunkte und erste Einsichten in Wesen und Möglichkeiten der künstlerischen Arbeit auf den erschlossenen neuen Wegen.

Vier Jahre Erfahrung liegen hinter den Mitarbeitern des Deutschen Fernsehfunks. Drei Jahre Versuchsprogramm und ein Jahr offizielles Programm brachten, zugleich mit einem raschen Anwachsen der technischen Möglichkeiten und der Kapazität, eine steigende Zahl von Sendeformen. Daraus ergaben sich Erkenntnisse für die Fernseharbeit im allgemeinen, für die Arbeit am Fernsehspiel im besonderen.

Die erste Frage, die beantwortet werden mußte, war: Kann sich das Fernsehen nicht damit begnügen, die vorhandenen Formen der Dramatik, vor allem Theater und Spielfilm, zu übernehmen? Ist die Entwicklung einer eigenen dramatischen Form überhaupt erforderlich? Ein Überblick über die Sendungen des Deutschen Fernsehfunks zeigt, daß es durchaus möglich ist, Theaterinszenierungen und Spielfilme zu übertragen, und daß solche Übertragungen feste Bestandteile des Programms sind. Aber diese Feststellung hilft uns wenig. Theater-Direktübertragungen sind letzten Endes Reportagen, Reportagen nämlich von besonders bemerkenswerten kulturpolitischen Ereignissen, und eben nur als solche eine fernseheigene Sendeform. Vergleichsweise ließe sich sagen, daß auch der Film am Beginn seiner künstlerischen Entwicklung Stücke oder Szenen aufnahm, die für die Bühne geschrieben und inszeniert waren. Damit lieferte er ebenfalls Reportagen – wenngleich sich bald Eigengesetzlichkeiten der Form bemerkbar machten. Die Diskussionen um Verfilmungen von Theaterstücken (z. B. „Hotelboy Ed Martin“) haben gezeigt, daß der Versuch, die Gesetzmäßigkeiten einer Kunstform auf die andere zu übertragen, meist auf harte Kritik stößt. Es hat sich auch sehr bald herausgestellt, daß Spielfilme nur bis zu einem gewissen Grad für die Fernsehübertragung geeignet sind. Große dramatische Szenen mit vielen Darstellern, vor allem Massenszenen, erzielen zum Beispiel auf dem relativ kleinen Bildschirm nicht die erforderliche Wirkung.

Versuchen wir die wesentlichen Unterschiedlichkeiten zwischen Bühnenstück, Spielfilm und Hörspiel einerseits, dem Fernsehspiel andererseits zu erfassen:

– Das Fernsehspiel wird wie das Hörspiel in der Regel zu Hause erlebt, von vereinzelten Zuschauern also; nicht in der großen Gemeinschaft, die den Zuschauerraum eines Theaters oder eines Kinos füllt.

– Das Fernsehspiel ist – wie das Bühnenstück – durch die Gleichzeitigkeit von Darbietung und Zuschauererlebnis gekennzeichnet, in der Form der Originalsendung (Life-Sendung) auch durch die Kontinuität der Szenenfolge. Spielfilm und Hörspiel dagegen werden abschnittweise zunächst für die „Konserve" (auf Zelluloid bzw. auf Magnetband) produziert und dann zusammengeschnitten. Selbst wenn sich eines Tages die Fernsehaufzeichnung durchgesetzt haben sollte, so wird sie doch nicht zu einer Produktionsweise „Einstellung für Einstellung" führen, sondern stets geschlossene Komplexe festhalten. Die durchgespielte Szene wird wohl in jedem Fall erhalten bleiben.

– Das Fernsehspiel arbeitet, wie der Film, mit der optischen Auflösung einer Gesamtszene, während das Bühnenstück für den Zuschauer immer in einer „Totalen" abrollt. Dafür entbehren aber Film und Fernsehspiel, genau wie das Hörspiel, des unmittelbaren Kontaktes von Darsteller und Publikum. Dennoch ermöglicht das Fernsehen durch das intime Empfangserlebnis, das den einzelnen in seiner privaten Atmosphäre findet, einen starken, wenn auch nur einseitig gerichteten persönlichen Kontakt des Zuschauers mit dem Fernsehdarsteller.

Natürlich sind diese Abgrenzungen recht grob. Sehr leicht können sich Berührungen und Überschneidungen verschiedenster Art ergeben. Sie alle lassen aber doch immer wieder die Unterschiedlichkeiten klarwerden. Schon eine Theater- oder Opern-Direktübertragung ist nicht imstande, die volle Theaterwirkung und ein vollständiges Bild der Inszenierung zu geben. Ganz abgesehen von der räumlichen Entfernung des Fernsehpublikums, sieht sich der Fernsehregisseur auch gezwungen, mit seinen Kameras Teilbilder aus der Gesamtszene herauszuschneiden. Bei der Kleinheit des Bildschirms wäre es einfach nicht möglich, das Totalbild für eine Aufführungsdauer von zwei bis drei Stunden stehenzulassen.

Eigeninszenierungen von Bühnenwerken erfordern – neben den bereits erwähnten Inszenierungselementen – oft auch eine dramaturgische Umstellung, eine Auflockerung des szenischen Gefüges, die natürlich sehr behutsam vorzunehmen ist. Die größeren dekorativen Möglichkeiten erlauben eine Ausweitung der Schauplätze und die Ineinanderfügung von Haupt- und Nebenhandlung zu einer raschen Szenenfolge.

Bisher ist es noch nicht vorgekommen, daß aus einem Spielfilmszenarium ein Fernsehspiel wurde. Das ist durchaus natürlich, denn der meist schauplatzreiche, äußerlich sehr bewegte Ablauf eines Spielfilms kann im Fernsehstudio nicht nachgeahmt werden. Dagegen ist es aber schon vorgekommen, daß aus einem Fernsehspiel ein Spielfilm wurde, genauer: ein Kammerspielfilm. Die Gemeinschaftsproduktion der DEFA und des Deutschen Fernsehfunks zum Beispiel, die unter dem Titel „Damals in Paris" aufgeführt wurde, hat interessante Diskussionen ausgelöst und in der Presse vielfach zu einer Beschreibung der Unterschiedlichkeit von Spielfilm und Fernsehspiel geführt.

Daß aus guten Hörspielen wirksame Fernsehspiele entstehen können, wenn sie den Kammerspielcharakter nicht allzusehr verlassen und keine übermäßigen Anforderungen an die Dekorationen stellen, ist leicht einzusehen. Ein Beispiel dafür ist Günter Rückers Hörspiel „10 Jahre später". Aber auch in solchen Fällen wird sich selbstverständlich immer die Notwendigkeit ergeben, einiges umzuformen.

Welche Möglichkeiten bieten sich also dem Fernsehspielautor und welche Aufgaben ergeben sich daraus? Nah- und Großaufnahmen helfen ihm, den Zuschauer in das Innere seiner Figuren und hinter die Dinge schauen zu lassen. Geheimste Regungen und Absichten werden erkennbar, Mimik und Gestik kommen auf dem Bildschirm in feinsten Nuancierungen zur Geltung. Das menschliche Gesicht, das auf der Bühne (wegen der natürlichen Trennung von Zuschauer und Darsteller durch die Rampe) und im Film

(hier aus technischen Gründen, oft aber auch aus einer Verkennung der filmischen Wirkungsmöglichkeiten) zurückgetreten ist, rückt wieder in den Vordergrund. Der Fernsehautor hat die besondere Möglichkeit, von Einzelmensch zu Einzelmensch zu wirken, und zwar nicht nur durch das gesprochene Wort, sondern gerade auch durch die optische Ausdeutung dessen, was unausgesprochen bleibt.

Dem *Kammerspiel* sind also im Fernsehen besondere Möglichkeiten gegeben. Die äußere Bewegtheit eines weitgespannten Geschehens kann zugunsten gehaltlicher Verdichtung und psychologischer Vertiefung zurücktreten, im Gegensatz zum Spielfilm, der auch in wichtigsten Phasen äußere Bewegtheit der Handlung verlangt. Eine ruhige, verhaltene Szene darf im Film nur eine begrenzte Dauer haben und muß von optisch aufgelockerten Komplexen umgeben sein. Man bedenke auch, daß die Entwicklung des Films über Breitwand, Cinemascope usw. zum raumgreifenden Panoramabild drängt. Im Fernsehen dagegen können – einen guten Stoff, einen guten Dialog und gute Schauspieler vorausgesetzt – verhaltene, an äußerer Bewegtheit arme Szenen, getragen von der inneren Dynamik, längere Zeit durchgespielt werden. Daß die Schaffung einer echten, erregenden Atmosphäre für das Kammerspiel von größter Bedeutung ist, braucht nicht erst dargelegt zu werden.

Der Fernsehautor muß selbstverständlich von Anfang an auf die Durchführung einer starken Bildhandlung achten, die nicht nur neben der reinen Worthandlung läuft, sondern diese sändig ergänzt und vertieft, ja selbständigen Charakter erhalten und den Dialog streckenweise zurücktreten lassen kann. Er kann dazu, wenn es sich notwendig macht, die Handlung – über das eigentliche Kammerspiel hinaus – beweglicher führen, schneller die Szenen wechseln, mehrere Nebenhandlungen gegen die Haupthandlung setzen, und schließlich die filmischen Mittel der Rück- und Einblendungen anwenden.

Dieser Weg führt zu einer Vielfalt der Möglichkeiten, zu einem Formenreichtum des Fernsehens, der heute noch nicht zu ermessen und exakt abzugrenzen ist. Der Bogen spannt sich auf jeden Fall hinüber bis zu dem temporeichen, reportageähnlichen Spiel in Berichtform, das sich in der Regel mit aktuellen Problemen befassen und dabei alle Mittel der Fernsehtechnik benutzen wird. Einige andere Formen sollen nur aufgezählt werden: Die Fernseherzählung, die kurze Form der Fernsehspiele bis zur Szene, die in Spielform gebaute Chronik – sie alle warten noch auf die Künstler, die richtungweisend auf dem weiten Feld des Fernsehspiels arbeiten werden. Gelegenheit und Platz zum echten künstlerischen Experiment bietet sich im Fernsehen wie wohl kaum auf einem anderen Gebiet des dramatischen Schaffens.

Unbekannte Oscar-Wilde-Erzählungen

Ein nicht alltägliches Buch ist diese Sammlung von 81 kurzen, gleichnishaften Erzählungen, Fabeln oder Anekdoten Oscar Wildes, die – bis auf sechs – in keiner bisherigen Werkausgabe zu finden sind („Herberge der Träume", Gesammelt und herausgegeben von Guillot des Saix, Winkler-Verlag, München 1955). Wilde hat sie nicht niedergeschrieben, sondern nur erzählt. Auf diese Weise sind Hunderte (der Herausgeber behauptet sogar Tausende) gesprochene Erzählungen in mancherlei Varianten je nach dem Zuhörerkreis und der beabsichtigten Aussage entstanden. Nur sechs davon hat Wilde selbst aufgezeichnet und unter dem Titel „Gedichte in Prosa" für den Druck redigiert. Dabei ist bemerkenswert, daß er die klar gebauten, lyrisch-schönen Gebilde „herrichtete". Sie wurden auf merkwürdige Art gekünstelt und überladen und verloren einen großen Teil ihres ursprünglichen Reizes. Zeitgenossen, die Wilde kannten, neigen zu der Meinung (die er selbst ein-

mal ähnlich ausgesprochen hat), daß er in sein Werk nur sein Talent gelegt, sein Genie jedoch in seinen Gesprächen und improvisierten Erzählungen offenbart habe.

Der Wunsch, auch diesen Teil von Wildes Kunst lebendig zu erhalten, hat den Franzosen Guillot des Saix veranlaßt, alles zu sammeln, was davon noch erreichbar war. Selbst mit Oscar Wilde befreundet, mit seinem Bekanntenkreis ebenso vertraut wie mit seiner Diktion, hat er diese 81 Geschichten bei den verschiedensten Zeitgenossen aufgespürt. Die Sammlung ist zuerst 1942 in Paris erschienen. Die deutsche Ausgabe enthält sämtliche Erzählungen, verzichtet jedoch auf den wissenschaftlichen Apparat, die Bibliographie und die Varianten.

Eine gewisse Unterschiedlichkeit in Charakter und Stil der Texte war natürlich nicht zu vermeiden. Den verschiedenen Quellen entsprechen verschiedene Arten der Aufzeichnung. Mancher hat nur einen Kerngedanken oder eine überraschende Wendung notiert, ein anderer bewußt oder unbewußt das Gehörte mit Eigenem aufgeputzt. Dennoch ist eine gewisse Einheitlichkeit erkennbar. Sie beruht ohne Zweifel auf der sehr eigenwilligen Sehweise Wildes: unvoreingenommen, mit einer intellektuellen Freude an verblüffenden Wendungen und am Paradoxon. Auch sein krankhaft-aristokratischer Individualismus findet sich wieder, ebenso wie seine überfeinerte, etwas müde, aber trotzdem leidenschaftliche Lobpreisung der Schönheit und seine ironisch-kritische Haltung gegenüber der Gesellschaft, wie man sie aus den Komödien kennt. Viel ist auch von seinen persönlichen Problemen in die Geschichten eingegangen, man findet Randglossen und Paralipomena zu seinen Dichtungen. So beschäftigen sich einige Erzählungen mit der Gestalt der Salome, und unter dem Titel „Florentinische Nacht" ist die Fabel seiner verschwundenen und erst postum wieder aufgetauchten Dichtung „Florentinische Tragödie" erzählt. Die Titel der drei Teile („Die Wahrheit der Lüge", „Die Mitternachtsbotschaft", „Die Herberge der Träume") stammen noch von Wilde selbst.

In einem Nachwort setzt sich der Herausgeber mit biographischen Angaben über Wilde in französischen Nachschlagewerken auseinander. Er erklärt demgegenüber, daß Oscar Fingal O'Flahertie Wills Wilde nicht 1856, sondern 1854 geboren sei. Wenn das stimmt, so müßten freilich alle Literaturgeschichten und Nachschlagewerke sich revidieren, und die Gedenkartikel zum 100. Geburtstag im vergangenen Jahr wären um zwei Jahre zu spät gekommen. *Heinz-Dieter Tschörtner*

Hans Gaertner (Prag)

Jan Neruda und die deutsche Kultur

Der bedeutende tschechische Dichter, Schriftsteller und Publizist Jan Neruda, dessen 65. Todestag wir unlängst begingen, ist bis heute dem deutschen Publikum im großen und ganzen unbekannt geblieben. Es ist ein wenig paradox – andererseits aber doch auch ein Beweis für die Einheit der fortschrittlichen Kultur der Welt –, daß sein Name in Deutschland eigentlich durch den chilenischen Dichter Pablo Neruda bekannt geworden ist. Dieser nahm seinen Schriftstellernamen aus Bewunderung für Jan Neruda an, als er dessen „Kleinseitner Geschichten" in spanischer Übersetzung gelesen hatte.

Obwohl Jan Neruda selbst die deutsche Sprache perfekt beherrschte, sind zu seinen Lebzeiten meines Wissens nur drei seiner Werke in deutscher Übertragung erschienen: die „Genrebilder", die „Kleinseitner Geschichten" und die „Kosmischen Lieder". Die „Genrebilder", eine Zusam-

menstellung von Prosastücken, und die „Kleinseitner Geschichten" erschienen 1883 im Reclam-Verlag zu Leipzig. Egon Erwin Kisch, der in der von ihm herausgegebenen Anthologie „Klassischer Journalismus" (1923) auch Neruda einen kurzen Essay widmet, bemerkt dazu, sie seien „allerdings scheußlich übersetzt".

Ein wenig besser als dem Prosaschriftsteller Neruda erging es dem Dichter. Schon kurz nach Erscheinen der ersten tschechischen Ausgabe seiner berühmten „Kosmischen Lieder" hatte Neruda ein Exemplar davon dem Wiener Literaten Gustav Pawikovski zugesandt. Pawikovski verfaßte eine Nachdichtung, die 1881 im Verlag Friedrich Wilhelm zu Leipzig erschien.

„Genrebilder", „Kleinseitner Geschichten" und „Kosmische Lieder", dazu einige Zeitungsabdrucke und die Verdeutschung der einen oder andern seiner weniger bedeutungsvollen Theaterstücke – das ist alles, was von Nerudas Werken zu seinen Lebzeiten dem deutschen Leser bekannt geworden ist.

Auch nach seinem Tode erging es dem Dichter in dieser Hinsicht nicht viel besser. Zwar erschienen einige Übersetzungen seiner Gedichte, aber von dem vierzig Bände umfassenden Werk Nerudas kennt die deutsche Leserwelt bis heute nur ein unbedeutendes Fragment. Völlig unbekannt geblieben sind seine meisterhaften Feuilletons, seine Reisebeschreibungen, die meisten seiner herrlichen Gedichte. Das Werk einer der größten Gestalten der tschechischen Literatur und der böhmischen Kulturgeschichte, des Lehrers und geistigen Führers einer ganzen Generation, blieb dem deutschen Leser unbekannt, obwohl Neruda selbst deutsche Volksschulen und einige Jahre lang ein deutsches Gymnasium besucht hat, und obwohl er in seiner Jugend selbst ein vorzügliches Deutsch schrieb.

In den Jahren 1856 bis 1858 war Neruda Lokalreporter des Prager Blattes „Tagesbote aus Böhmen" und Mitarbeiter einiger anderer deutscher Blätter. Sein Eintritt in die Redaktion des „Tagesboten" war ein wichtiger Wendepunkt in seinem Leben. Hier schrieb er seine erste Theaterkritik und sein erstes Feuilleton. Hier gewann er Einblick in die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Zeit wie auch in das Leben der kleinen Leute. Sein journalistisches Vorbild wurde Ludwig Börne; es gefiel ihm, daß Börne „wie eine Fliege um den Kopf des Volkes schwirren" wollte, um es aus dem Schlaf zu rütteln, das Nationalgefühl und das Wissen um die ewigen Volksrechte in ihm zu wecken. Auf Börnes Einfluß ist es wohl auch zurückzuführen, daß in Neruda das Verlangen erwachte, sich tätig und fruchtbar der Erziehung seines Volkes zu widmen. Bei Börne lernte er polemische Schärfe und die Kunst der Kritik. Zu jener Zeit ist Neruda eines Geistes mit den Männern des „Jungen Deutschland", er strebt wie sie nach der Befreiung aller Völker und damit auch des eigenen Volkes. Egon Erwin Kisch bemerkt, Neruda habe schon als Siebzehnjähriger die Schriften des „Jungen Deutschland" verschlungen und selbst als deutscher Journalist begonnen, im „Tagesboten aus Böhmen" des Achtundvierzigers David Kuh, den die ganze Wiener Journalistik ihren Vater nannte, der aber auch in Berlin seine Schüler hatte (Bachmann, Klaar, Mauthner und andere).

Neruda war in seiner Jugend aber nicht nur ein deutsch schreibender Journalist, sondern auch ein guter Übersetzer ins Deutsche. Im Jahrgang 1857 der Prager Zeitschrift „Bellmann's Erinnerungen" erschienen zum Beispiel eine Anzahl Nachdichtungen aus seiner Feder, vor allem zwei böhmische Volksballaden von K. J. Erben, „Das Waisenkind" und „Die Schwester als Giftmischerin", und ein Volkslied unter der Überschrift „Der Lügensang", mit einer Zeichnung von Mánes. Diese Übertragungen sind ein Teil einer kleinen Sammlung von Nachdichtungen tschechischer Volksweisen, die nur im Manuskript existiert und insgesamt einundzwanzig Nachdichtungen enthält.

Neruda übersetzte natürlich nicht nur aus dem Tschechischen ins Deutsche, sondern vor allem aus dem Deutschen ins Tschechische, zum Beispiel Gedichte von Heine, Lenau und anderen. Denn von allen fremden Kulturen stand ihm die deutsche am nächsten. Sie war für ihn ein unerschöpflicher Born des Wissens, der allgemeinen und der literarischen Bildung. Außer Börne war es vor allem Heine, der den jungen Dichteradepten anzog. Auch Lessing, dessen „Nathan“ er ins Tschechische übersetzte, gab ihm viele Anregungen, er schwärmte für die deutsche Musik, besonders für Wagner, und für die moderne deutsche Philosophie. Seine über 1800 Bände zählende Bibliothek enthielt fast zur Hälfte deutsche Bücher, darunter die Gesammelten Schriften oder Sämtlichen Werke von Goethe, Schiller, Heine, Seume, Herder, Börne, Eichendorff, Gutzkow, Klopstock, Iffland und Wagner. Ein besonders interessantes und fast noch unerhelltes Kapitel ist Nerudas spätere, mehr oder weniger anonyme Mitarbeit an deutschen Zeitungen. So besteht zum Beispiel Grund zu der Vermutung, daß er humoristische Aufsätze für die Münchner „Fliegenden Blätter“ verfaßte.

Neruda war ein unerbittlicher Ankläger der sozialen Mißstände seiner Zeit. Dieser Dichter, Erzähler, Reporter, Feuilletonist und Kunstkritiker war in vielem seiner Zeit ein großes Stück voraus. In Schriften wie dem berühmten Maifeuilleton von 1890 wies er seinem Volk und der Menschheit den Weg zu einer glücklicheren, sozial gerechteren Welt.

Zu den großen Bewunderern Nerudas gehört außer Egon Erwin Kisch auch der tschechoslowakische Nationalheld Julius Fučik. In seiner berühmten „Reportage unter dem Strang geschrieben“ legt er dem tschechischen Volk und der Welt ausdrücklich ans Herz, Nerudas Werk zu studieren und zu bewahren.

Es ist sehr zu begrüßen, daß der Aufbau-Verlag in Berlin jetzt daran geht, dem breiten deutschen Leserpublikum zum erstenmal eine größere Auswahl aus den Werken Nerudas vorzulegen. Den schon erschienenen „Kleinseitner Geschichten“ sollen in Kürze zwei weitere Bände mit einer Auswahl der besten Erzählungen und Feuilletons folgen. Es ist zu hoffen, daß in absehbarer Zeit auch eine Auswahl von Nerudas Gedichten dem deutschen Leser zugänglich gemacht wird – eine Übersetzungsaufgabe, die eines großen Dichters würdig ist.

Übersetzung und „Übersetzung“

Zwei Verlage haben letzthin den gleichen Vortrag des sowjetischen Lyrikers Michail Issakowski über das sowjetische Massenlied dem deutschen Publikum zugänglich gemacht: der Verlag Volk und Welt in dem schmalen, ansprechenden Band „Von der Meisterschaft des Poeten“; der Verlag Kultur und Fortschritt in dem Sammelband „Das ‚Geheimnis‘ der Dichtkunst“. Die Übersetzung für den Verlag Volk und Welt besorgte A. E. Thoss, die zweite Wera Rathfelder. Somit ergibt sich die seltene Möglichkeit, zwei vom gleichen russischen Original ausgehende deutsche Fassungen zu vergleichen, sie auf ihren ideellen und sprachlichen Gehalt zu untersuchen.

Die Übersetzer standen vor einer schwierigen Aufgabe. Issakowski zitiert eine Anzahl sowjetischer Lieder, auf deren Vorzüge und Mängel er hinweist. Doch nicht davon soll hier die Rede sein. Übersetzungen von Gedichten sind stets Nachdichtungen, und ohne Kenntnis des Originals läßt sich schlecht über sie urteilen. Hier soll es nur um die Übersetzung der Prosatexte gehen.

Vom Russischen weiß man, daß es eine kraftvolle, lapidare, rhythmische und dichte Sprache ist. Jedem Russischlernenden ist bekannt, daß er für fünf Wörter Russisch,

übersetzt er wörtlich, gewöhnlich acht oder mehr Wörter im Deutschen benötigt. Daraus folgt, daß wörtliche Übersetzung den eigentümlichen Charakter der russischen Sprache verfälschen muß. Der Denkfluß des sowjetischen Autors geht bei solcher wörtlichen Übersetzung unter in einem Wust von Nebensätzen, Partizipialkonstruktionen, Substantivierungen und Redensarten. Das Original wird verfälscht und so manchem Deutschen das Lesen sowjetischer Werke verleidet.

Wie das konkret aussieht, möge die folgende Gegenüberstellung des ersten Abschnitts von Issakowskis Rede „Über das sowjetische Massenlied" zeigen. Sie spricht eine deutlichere Sprache als abstrakte Erörterungen über den Formalismus bei Übersetzungen.

Es ist wohl nicht zweifelhaft, welche der beiden Fassungen die bessere ist.

Kultur und Fortschritt:	*Volk und Welt:*
„Es erübrigt sich wohl, von der großen Bedeutung zu sprechen, die das Lied im Leben unseres Volkes hat. Das Lied begleitet den Menschen überall, bei allen seinen Handlungen, in allen Augenblicken seines Lebens. Es kündet von der Seele des Volkes, von seinem Streben, seinen Hoffnungen und Erwartungen. Es hilft ihm bei der Arbeit und im Kampf, es verschönt ihm die Ruhestunden. Das Lied hat zweifelsohne auch eine außerordentliche erzieherische Bedeutung."	„Das Lied hat im Leben unseres Volkes eine große Bedeutung. Es ist ein ständiger Begleiter des Menschen. Es spiegelt die Seele des Volkes wider, drückt sein Streben und seine Hoffnungen aus. Es hilft unseren Menschen bei der Arbeit und im Kampf, verschönt ihnen die Zeit der Erholung. Seine erzieherische Bedeutung ist gewaltig."
„Man kann sich das Volk schwerlich ohne Lieder vorstellen. Und sollten wir sie plötzlich verlieren, würde das Leben dadurch um vieles ärmer werden. Immer neue Lieder zu schaffen, muß daher für unsere Dichter und Komponisten zu einer der wichtigsten Arbeiten werden."	„Ein Volk, das nicht singt, kann man sich nicht vorstellen; und wir wären um vieles ärmer, hätten wir keine Lieder. Aus diesem Grund gehört es zu den wichtigsten Aufgaben der Dichter und Komponisten, neue Lieder zu schaffen."
„Die sowjetischen Dichter und Komponisten haben in den letzten Jahren nicht wenige gute Lieder geschrieben, deren viele echte Volkslieder geworden sind."	„Viele gute Lieder, von denen eine ganze Reihe bereits echte Volkslieder wurden, sind in den letzten Jahren entstanden."
„Im Zusammenhang damit möchte ich auf einige äußerst wesentliche Mängel hinweisen, die vielen unserer Lieder eigen sind, und auch einige Gedanken darüber äußern, wie meiner Ansicht nach das sowjetische Lied sein sollte."	„Im Zusammenhang damit möchte ich auf einige wesentliche Mängel vieler unserer Lieder hinweisen und darlegen, wie ich mir das gute sowjetische Lied vorstelle."
„Dabei muß ich mich sogleich berichtigen: Ich halte mich in Dingen der Musik keineswegs irgendwie für kompetent und werde nur von den sogenannten Liedertexten sprechen."	„Weil ich in musikalischen Fragen nicht kompetent bin, werde ich lediglich Textprobleme behandeln."

„Ich verstehe wohl, daß jedes Lied aus zwei Elementen – aus Worten und aus Musik – besteht, die miteinander zu einer Einheit verschmolzen sind, halte es jedoch für durchaus möglich und nützlich, über die Texte allein zu sprechen, denn wie sehr die Worte auch von der Musik abhängen mögen, ihre Qualität spielt doch auch eine selbständige Rolle."

„Jedes Lied besteht aus zwei Grundelementen: aus Worten und musikalischen Klängen. Diese beiden Elemente bilden eine Einheit. Dennoch halte ich es für möglich, den Text, der zwar von der Musik abhängt, qualitativ jedoch eine unabhängige Rolle spielt, gesondert zu beurteilen."

H. O.

E. J. Bach

„Erlkönig" im Lektorat

Wir nehmen Gelegenheit, einer literarisch interessierten Öffentlichkeit heute die unabhängig voneinander erfolgten Stellungnahmen zweier Verlage zu Goethes „Erlkönig"-Ballade vorzulegen, die ihnen als Nachwuchslyrik unter Pseudonymen zugesandt wurde.

Die Lektorierung der Ballade durch den ersteren hält sich im wesentlichen an das Sprachliche und Diktionelle. Wir lesen:

Bei Durchsicht des Gedichts „Erlkönig" von Bodo Bumm stockt man bereits nach dem ersten Reimpaar „Wind – Kind". Während „durch Nacht und Wind" eine Akkusativ-Konstruktion vorstellt, befindet sich der „Vater mit seinem Kind" im Dativ. Wer dächte hierbei nicht an Friedrich von Schillers im Mai 1789 an der Jenaer Universität gehaltene Inaugural-Vorlesung: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?", in deren Betitelung der Dichterdozent unstatthafterweise das Substantiv „Universalgeschichte" syntaktisch als Nominativ einbaut („was heißt?"), um es am Schluß der Phrase gleichzeitig mit der akkusativischen Funktion („zu welchem Ende studiert man?") zu betrauen. Wiewohl es sich bei dem vorliegenden „Wind – Kind" um ein gültiges Reimpaar handelt, sollte es dennoch mit seiner kasusmäßigen Verschiebung hier nicht Platz haben. Einem zeitgenössischen Dichter jedenfalls dürfte ein solcher Lapsus nicht unterlaufen.

Im dritten Vers der ersten Strophe finden wir: „Er hat den Knaben wohl in dem Arm." In der Verbalflexion der deutschen Schriftsprache fungiert „haben" bekanntlich als Hilfszeitwort und sollte als Verbum literarisch nicht eingesetzt werden. Zu korrigieren: „Er *birgt* den Knaben wohl in dem Arm." Offensichtlich entzog sich der Dichter dieser naheliegenden Lösung nur, weil es im nächsten Vers heißt: „Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?" Unnötig und stilistisch geschmackswidrig ist übrigens die doppelte Possessivanzeige „du – dein". Legitim würde der Vers lauten: „Mein Sohn, was birgst du so bang *das* Gesicht?"

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir", zu Eingang der dritten Strophe, ist untragbar. Entweder kommt jemand, oder jemand geht. Wenn der Knabe auch zuerst kommen und hernach gehen soll, lassen sich doch die beiden konträren Zeitwörter in einer derart zusammengeschnittenen Verbindung nicht nebeneinandersetzen. Ebenso stellt die verlängerte Form des „Erlenkönig" bestenfalls eine nur metrisch zu vertretende Notlösung dar. Zu fragen bleibt auch, wie sich – in der dritten Strophe – „manch bunte Blumen am Strand" befinden können, wenn gleich darauf „in dürren Blättern der Wind säuselt".

Das Motiv der Verlockung durch Erlkönigs Trugbild wird vom Dichter jedenfalls nicht glaubwürdig pointiert; denn sie hätte bei dem Knaben auf um

so empfänglichere Ohren treffen müssen, als ihn der Vater unklugerweise durch wiederholte Hinweise auf die Dürftigkeit und Trostlosigkeit der umgebenden Landschaft – „graue Weide", „Nebelstreif", „dürre Blätter" und so weiter –, natürlich umsonst, zu beruhigen sucht. Dem Sohn zeigt sich die Sachlage klarer als dem Vater – ein Umstand, über den der Dichter mit psychologischer Leichtfertigkeit hinweggeht. Hier liegen Unachtsamkeit und diktionelle Nachlässigkeit des Autors vor, der von Strophe zu Strophe vergißt, wovon er bereits geschrieben.

Im Gesamtzusammenhang des Gedichts mißfallen die Stropheneinführungen „und hörest du nicht" (IV) neben „und siehst du nicht" (VI), ganz abgesehen von dem altfränkischen „hörest" aus dem Mund eines fiebernden Kindes.

In der sechsten Strophe zeigen sich Erlkönigs Töchter dem Knaben am „düstren Ort", was als schlecht vereinbar mit ihrem im Gedicht erwähnten Aufenthaltsplatz des „blumigen Strandes" zu gelten hat. Warum die alten Weiden so grau sind, bleibt unerfindlich und ist thematisch nicht zu rechtfertigen, da es in dem Gedicht ausschließlich um Erlen geht. Der Dichter soll sich auf das einmal gewählte Kunstmaterial beschränken.

Wenn der Vater in der Schlußstrophe das ächzende Kind im Arm hält, handelt es sich gedanklich und fast wortwörtlich um eine Wiederholung aus der ersten Strophe („hat in dem Arm" – „hält in dem Arm"), die man nicht hingehen lassen kann.

In den beiden Schlußzeilen der Ballade vernachlässigt der Dichter die consecutio temporum, das Gesetz der Zeitenfolge. Da der Vater den Hof mit Müh und Not erreicht (Präsens), hat der letzte Vers zu lauten: In seinen Armen das Kind – übrigens eine undeutsche Inversion – *ist* tot, nicht aber *war* tot.

Das Gedicht „Erlkönig" ist wegen mangelnder Durchdachtheit sowie sprachlicher, stilistischer und diktioneller Ungleichheiten abzulehnen.

Im Gegensatz zu der vorstehenden Lektorierung bindet sich das Gutachten des zweiten Verlages an die Kritik des balladesken Milieus im Verein mit ideologischen und gesellschaftskritischen Erwägungen. Es heißt da:

Man sieht keinen zwingenden Grund, das hinterwäldlerische, unserer neuen Gesellschaftsordnung zutiefst fremde Milieu der uns zur Lektorierung vorliegenden angeblichen Ballade „Erlkönig" von Alarich Gote in der hier gebotenen künstlerischen Gestaltung hinzunehmen. Das ganze Gedicht ähnelt eher einer Moritat als einer Ballade. Es wird kein Grund angegeben, weshalb der Vater so spät durch Nacht und Wind reitet. Warum begibt er sich nicht mit dem kranken Kind zum nächsten Dorfambulatorium oder zum erstbesten Landarzt? Er hätte begreifen müssen, daß sein Kind den langen Ritt nach Hause nicht überstehen würde. Ja, es geht zwischen den Zeilen des Gedichtes hervor, daß sich der Vater von vornherein über die Aussichtslosigkeit seines Unterfangens im klaren gewesen sein muß. Hier liegt eine Inkonformität vor, deren Aufklärung uns der Autor schuldig bleibt, – eine mangelnde Präzision der Gedankenführung, die uns das ganze Gedicht hindurch zu schaffen macht.

Der rings um den Erlkönig gewobene Sagenstoff geht zurück auf den Earl (sprich: Örl), wie er bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts den höchsten britischen Adelstitel repräsentierte. Mit dieser geschichtlichen Klarstellung im Einklang steht die Tatsache, daß der gesamte Erlkönigkomplex, wenn man den folklorischen Zusammenhängen nachgeht, in der alten britischen oder wallisischen Landschaft beheimatet ist. Hiermit erst erhellt sich die uns von dem Autor in dem trügerischen Licht seiner nebligen Erlkönigstimmung dargebotene Situation des Gedichts. Die Aversion des ausgebeuteten Bauern gegen den Earl als „Earlkönig" und Fronherrn, mit seinen Machenschaften und Nachstellungen, wird in ihrer Quelle deutlich.

Das historische Mißverständnis aber führte, zumal auch in der Übertragung des Erlkönigmotivs auf andere Kulturkreise, zu dem volkstümlich-etymologischen Irrtum, wie er sich in der pleonastischen Namengebung, zu lesen als „Earl-König", kundtut. Analoge Fälle finden sich gar nicht selten. So etwa das russische „buterbrod s maslom", das ist „Butterbrot mit Butter". Das russische „buterbrod" ohne Zusatz „s maslom" bedeutet: Butterbrot ohne Butter, als ungestrichenes belegtes Brötchen.

Aus dem Gedicht wird auf keine Weise ersichtlich, weshalb gerade der „Erlkönig" seine Hand nach dem Kind ausstreckt. Aus gesellschaftskritischen Gründen hätte vorrangig herausgestellt werden müssen, daß es eben der Earl ist, der unter seinen Leibeigenen Ausschau hält und seine begehrlich-lüsterne Hand nach den schönen Knaben und Mädchen seines Herrschaftsbezirks ausstreckt, ihnen unsittliche Anträge macht („Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt") und schließlich auch vor der Vergewaltigung nicht zurückschreckt („Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt!"). Womöglich bewahrt der Junge auch bereits reale Erinnerungen, die aus seinen Fieberträumen schockhaft an die Bewußtseinsoberfläche dringen („Jetzt faßt er mich an. Erlkönig hat mir ein Leids getan."). Im Gedicht aber kommt es heraus, als sei das Kind zeitlebens nur mit üblen Ammenmärchen gefüttert worden, die es jetzt, mit erhitzter Fieberphantasie, im allenfalls vorerotischen Instinkt reproduziert. In der Tat aber sieht sich der Vater gezwungen, vor dem knabenschänderischen Treiben des Earl und angesichts der dem Sohne von ihm drohenden greifbaren Gefahr das Weite und auf seinem Hof die Zuflucht zu suchen.

Alle diese Zusammenhänge werden im Gedicht verschwiegen oder zumindest in einer bis zur Unkenntlichkeit verklausulierten Form mit trivialem, pseudovolkstümlichem Pinsel verwischt. Wir geben das Manuskript mit Bedauern zurück.

Bemärkenswerter Blick

Der „Sammlerexpreß", Heft 5/1957, wirft einen „Blick in die deutsche (und französische) Literatur von den vorhandenen Postwertzeichen ausgehend". Wir werfen mit und bemerken zunächst, daß er auf Lessing fällt, der „die gesamte weitere Entwicklung der deutschen Literatur" beeinflußte. Von da „führt uns ein großer Sprung nach Weimar", wo in der Vorschlußrunde um den Dichterlorbeer Wieland und Herder ausgezählt werden, die „gegenüber Goethe und Schiller im allgemeinen zurückstehen".

Der folgende Abschnitt bringt dann den Endkampf, in dem Goethe, für den die „Verehrung ... nicht groß genug sein kann", Schiller auf den zweiten Platz verweist. Grund: „Schiller war nicht der größte Dichter unserer klassischen Literatur, darin stand er hinter Goethe zurück. Auch prägte sich in ihm das bürgerliche Klassenbewußtsein seiner Zeit nicht am schärfsten aus, darin konnte er sich nicht mit Lessing messen, so sagte es Franz Mehring." Als Trostpreis erhält Schiller den Titel „Dichter der Nation", da er „mit seinen Werken und Taten um die Einheit Deutschlands" rang. Diesen Zweifrontenkrieg – mit seinen Werken und Taten einerseits und andererseits um die Einheit Deutschlands – „spürt" –rr–, der Schöpfer solch denkwürdiger Literaturtheorie, sogar in „Fiesko" und „Don Carlos".

Ein letzter Blick noch auf die deutsche Literatur der Gegenwart, von Thomas Mann repräsentiert, dessen „Doktor Faustus" jedenfalls „hervorgehoben werden muß". Und „wenn noch *ein* Werk von ihm genannt werden soll, so zumindest ‚Buddenbrooks' *und* ‚Königliche Hoheit' ". Bei dem Verfasser der „Weber" erübrigt sich ein besonderer Hinweis. Denn: „Nicht nur die Briefmarke von Gerhart Hauptmann dürfte bekannt sein, sondern auch seine Werke."

Den Neuwertungen im Inland stehen Ausgrabungen im Ausland gegenüber.

Beim „Streifzug durch die französische Literatur“ fand sich als „Dichter des Mittelalters“ ein gewisser Michel Montaigne an. Eine Sensation für die Graphologie verspricht der „umfangreiche Schriftwechsel“ Voltaires zu werden und für die Balzac-Forschung die Entdeckung des bisher unveröffentlichten Romans „Menschliche Komödie“, der neben „Vater Goriot“ einige Geltung hat.

„Ihr Wort wirkt weiter“, lautet die Überschrift des Dokuments, aus dem unsere Zitate stammen. Darauf mag sich die Zentrale Kommission für Philatelie im Kulturbund fest verlassen haben, als sie es der Öffentlichkeit zu Nutz und Frommen vorlegte – „mit einem freudigen Trotzdem“! *J. Sch.*

Wer gehört zur „Weltliteratur“?

Der Humboldt-Verlag (Fankfurt/Main und Wien) bringt in seiner Reihe „Neue Humboldt-Bibliothek“ ein sogenanntes „Lexikon der Weltliteratur“ auf den Büchermarkt, ein sonderbar anachronistisches Werk, in dem man ebenso vergeblich wie etwa in den Literaturkalendern der Nazizeit nach Namen wie Lion Feuchtwanger, Arnold Zweig, Anna Seghers, Leonhard Frank, Ehm Welk, ja sogar Kurt Tucholsky oder Joachim Ringelnatz suchen würde. Völlig unbekannt sind diesem „Lexikon der Weltliteratur“ natürlich auch Ludwig Renn, Erich Weinert, Willi Bredel, Bernhard Kellermann oder Friedrich Wolf. Außerdeutsche Autoren von Weltgeltung wie Pablo Neruda, Jorge Amado, Howard Fast, Louis Aragon oder Theun de Vries erschienen dem Bearbeiter, Herrn Kurt Blaschek, ebensowenig aufnehmenswert. Was hat sich dieser Herr Blaschek eigentlich gedacht, als er in seiner Einführung den Satz schrieb: „Die Auswahl dieses kleinen Lexikons mußte von vornherein so getroffen werden, daß von der ältesten Zeit bis in unsere Tage nur das Aufnahme fand, was einerseits als wesentliche dichterische Leistung anzusprechen ist, andererseits uns auch heute noch – sei es auch nur als Schlüssel zur Vergangenheit – etwas zu sagen hat.“ Wenn die Kriterien des Herrn Blaschek sich durchsetzten, hätten also die oben genannten Schriftsteller weder wesentliche Leistungen aufzuweisen noch uns etwas zu sagen.

Aber Hans Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer und ähnliche – die gehören zur „Weltliteratur“, wie Herr Blaschek sie versteht. *Adelbert Reif*

Blüten und Sterne

Kennen Sie Maupassants „Kate“? „Lisaweta“ von Puschkin? Wußten Sie, daß Oscar Wilde eine Erzählung mit dem Titel „Virginia“ geschrieben hat? Nein, Sie kennen weder noch wissen Sie; denn die Titel sind neu erfunden. Die Erfinderin heißt Monika Brass, und die Sammlung ihrer Erfindungen trägt den Titel „Überall leuchten die Sterne“. Die erwähnten, bisher nicht bekannten Werke von bekannten Autoren entpuppen sich bei näherem Hinsehen als „Strandgut“, „Pique Dame“ und „Das Gespenst von Canterville“.

Einundzwanzig Prosastücke der Weltliteratur, in denen jüngere weibliche Wesen vorkommen, mußten durch das Taufbecken der Herausgeberin. Mitunter sogar durch ihre Maßschneiderei, wo sie den letzten Schick bekamen: so ging „Ellen“ aus Selma Lagerlöfs „Geisterhand“, „Lucie“ aus Mörikes Novelle „Lucie Gelmeroth“ hervor. Die Namen der solcherart vergewaltigten Verfasser behielt man immerhin bei, vielleicht weil ein Rest von Gewissensskrupeln nicht zu unterdrücken war.

Es ist das Verdienst einer bundesdeutschen Firma namens „Union“, den Typ des amerikanischen „AA“ (Anthologien-Autor“, zu deutsch „Blütenlesen-Schöpfer“) nun auch in Europa kreiert zu haben. Geistige Vorbedingungen irgendwelcher Art braucht ein Anwärter auf diesen neuen Beruf nicht zu erfüllen, literarisches Gewissen ist ebensowenig erwünscht. Nur keine Sentimentalität gegenüber den Klassikern! Und keine Angst, sie leben ja nicht mehr! *C. H.*

Gert Ledig

The G-man

Ein amerikanisches Filmexposé

Sein Auftrag lautete: Töten Sie Rock. Mord war für Graham ein Geschäft, und er bereitete sich darauf vor wie ein Kaufmann. Die Pistole lud er mit zwei Patronen. Eine für Rock, die andere für den Notfall. Das genügte. Als er damals John vergrub, jagte er nutzlos das ganze Magazin in die Sträucher eines Gartens. Die Nerven. Er glaubte sich verfolgt. Dabei narrten ihn bloß die Schatten, und am andern Tag konfiszierte man die leeren Hülsen. Für ihn war das genauso schlimm wie ein Steckbrief. Die Munition stammte von Wolf & Mail. Wolf & Mail führten Buch über jeden Schuß. Niemals zuvor war er dem elektrischen Stuhl näher gewesen als an diesem Tag. Heute wollte er jeden Fehler vermeiden.

Zuerst ging er zu Strong und ließ sich ein Glas Bier geben. Zeit galt ihm nichts mehr. Um hinter Rocks Geheimnis zu gelangen, hatte er eine Woche gebraucht. Um ihn zu töten, brauchte er keine Minute. Er trank einen Schluck von seinem Bier und überdachte, wie er Rock am sichersten treffen könne. Wenn er ihn in seinem Hotelzimmer erschoß, mußte er damit rechnen, daß ihn jemand sah. Der Portier, das Zimmermädchen, ein Kellner. Rock wohnte im dritten Stock. Die Chance, bis dahinauf unbehelligt zu bleiben, war gleich Null. Der Fahrstuhl schied aus. Den Liftboy mochte er nicht auch umlegen. Wegen der blauen Augen. Mit einem Gewehr konnte er Rock durchs Fenster erledigen. Doch das war nicht sicher. Wenn er Rock nur verwundete, brachte er sich in Gefahr. Am sichersten und besten schoß er mit der Pistole. Er wußte: Eine Handbreit unter der linken Schulter sitzt das Herz. Etwas anatomisches Wissen gehörte zu seinem Beruf. Darauf war er stolz. Ihm imponierte einzig ein Mann, der schneller schoß als er selbst. Ob Rock das konnte, blieb abzuwarten.

Rock war Sergeant bei der Bundespolizei. Sein Bild entdeckte er in einer Zeitung. Eines der Büromädchen der Zeitung lieferte ihm das Negativ umsonst. Zu dem Mädchen hatte er gesagt: Das ist mein Bruder. Zehn Jahre Alaska, als Polizisten finde ich ihn wieder. Damit das Mädchen nicht vorzeitig pfiff, schrieb er ihr jetzt Briefe: Mein liebes Kind, meinen Bruder traf ich schon. Ich bin stolz auf Dich, in acht Wochen soll Hochzeit sein, und ich hoffe, Du bist mir treu. Gefällt Dir fürs Schlafzimmer Grün, oder möchtest Du lieber Blau? Ich habe einige Pferde gekauft. Wenn Du kommst, lernst Du reiten. Dein Schimmel heißt Baby. Tausend Küsse!

Er dachte: Ist Rock erst tot, schicke ich sie hinterher. Entweder mit Gift oder durch eine Kugel. Er würde ihr Konfekt schenken, gefüllt mit Strychnin. Oder er holte sie ab und warf sie unterwegs aus dem Zug. In die Schlucht am Bahnhof. Die Beschaffenheit der Steine dort schloß eine Identifizierung der Leiche aus. Das Mädchen besaß keine Eltern mehr. Niemand wohl, der ihr nachweinte.

Er ersann einen perfekten Mord, aber zwischendurch störte ihn der Gedanke an Rock. Solange Rock lebte, schien alles zwecklos. In diesem Augenblick haßte er ihn wirklich. Den dreckigen Spürhund aus New York. Dann spielte er noch mit dem Gedanken, statt Rock Bebun zu killen. So hätte er freies Feld. Doch hinter Bebun standen die Jungens.

Wieder schlürfte er an seinem Bier, und plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter. Eine Stimme sprach: „Hallo, Graham!" Es war Rock. Er erkannte ihn sofort und griff schnell nach seinem Halfter unter der Schulter. Sie schossen gleich-

zeitig. Rock schoß ihm ins Herz. Graham schoß daneben. Honorar: 5000 Dollar.

ENDE

(In der jugendfreien Fassung ist aus dem Brief der Satz: „Wenn Du kommst, lernst Du reiten" zu streichen.)

Neue Publikationen

Unter dem Titel „Marginalien – Blätter der Pirckheimer-Gesellschaft" ist eine Veröffentlichung der im Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands organisierten Bibliophilen betitelt. Die Hefte sollen in zwangloser Folge erscheinen und die Mitglieder der Gesellschaft über alles Wissenswerte aus der Bibliophilie des In- und Auslands unterrichten.

Ebenfalls beim Kulturbund hat sich der Thomas-Mann-Arbeitskreis Potsdam gebildet, der den Band „Thomas Mann zum Gedenken" zusammenstellte. Der Band enthält neben der Festrede des großen Schriftstellers zum Schiller-Jahr und dem bemerkenswerten Geleitwort zu dem Hausbuch „Die schönsten Erzählungen der Welt", das der Desch-Verlag (München) besorgte, ehrende und wertende Aufsätze, Artikel und Grußadressen von Hermann Hesse, Arnold Zweig, Konstantin Fedin u. a. Für das Wirken des Arbeitskreises zeugen, im dritten Teil des Bandes, Vorträge und Untersuchungen zum Werk Thomas Manns. Schulen und Organisationen werden diese Veröffentlichung dankbar begrüßen.

Zwei Preisausschreiben

Das Ministerium für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik ruft zu einem Preisausschreiben auf. Gesucht werden Reportagen, Porträts, Photoreportagen und Karikaturen, die über die Vorbereitungen der deutschen Jugend zu den VI. Weltfestspielen in Moskau angefertigt und zwischen dem 1. Januar und dem 31. Juli 1957 gedruckt oder gesendet wurden. Belegexemplare, möglichst in fünffacher Ausfertigung, sind bis zum 10. August 1957 an das Ministerium für Kultur, Abteilung Schöne Literatur, Berlin C 2, Molkenmarkt 1–2, zu richten. Die Prämiierung erfolgt bis spätestens 30. September.

Zur gleichen Zeit veranstaltet das Ministerium das 10. Preisausschreiben für Kinder- und Jugendliteratur, das sich an alle deutschen Schriftsteller, Komponisten und Grafiker wendet, die mit ihren Arbeiten unsere Kinder- und Jugendliteratur und den Liederschatz bereichern. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei den Werken, die dem Leben und der Zukunft der Landjugend gewidmet sind. Zum Wettbewerb können eingereicht werden: Romane, Erzählungen, Biographien, populärwissenschaftliche und technische Jugendbücher, abenteuerliche und utopische Romane, Erzählungen und Reisebeschreibungen, Mädchenbücher, Bücher für das Vorschul- und Erstlesealter, Märchen, Bilderbücher und Textillustrationen, Gedichte und Lieder, Essays und literaturkritische Arbeiten über Kinder- und Jugendliteratur.

Kennwort: Kinder- und Jugendbuch-Preisausschreiben. Als letzter Einsendetermin gilt der 15. August 1957.

Brief aus dem Gefängnis

Die folgenden Auszüge aus einem Brief an den Schriftsteller Karl Mundstock sind darum interessant, weil sie aus einem westdeutschen Gefängnis kommen. Gerhard Klose, Bürger der Deutschen Demokratischen Republik, gehörte zur gesamtdeutschen Delegation, die vor der Viermächtekonferenz in Genf im Jahre 1955 den deutschen Standpunkt hatte darlegen wollen. Die Delegation wurde auf westdeutschem Boden verhaftet; ihre Mitglieder befinden sich zum großen Teil noch heute in westdeutschen Gefängnissen.

Lieber Karl Mundstock!

Mit großer Freude konnte ich Ihr Buch „Bis zum letzten Mann" in Empfang nehmen. Ich kann Ihnen gleichfalls mitteilen, daß dieses Buch nicht nur bei mir, sondern

auch bei meinen Leidensgenossen, mit denen ich die Zelle teile, große Freude ausgelöst hat. Dieses Stückchen Papier, auf dem ich Ihnen die Bestätigung und den Dank von uns allen ausdrücken darf, ist ein genehmigter Sonderbrief. Verbunden mit dem Dank, lassen Sie mich auch noch ein paar Worte über die uns so willkommene geistige Nahrung sagen. Damit allen z. Z. noch in Haft befindlichen Freunden der Inhalt Ihres Buches bekannt werden sollte, haben wir am Karfreitag eine Buchbesprechung darüber durchgeführt ...

Ihr Buch ist nicht nur die Aussage der Widerstandskämpfer gegen den Nazismus, sondern der Kampf gegen die gnadenlose Gewalt stand damals genauso, wie er heute steht. Ihr Hollerer in „Bis zum letzten Mann" erkennt leider zu spät, daß es falsch ist, allein zu bleiben. Wer nicht mitschuldig werden will, muß den andern helfen, die Gefahr zu erkennen und den Weg, der sie beseitigt, zu gehen ... Mögen Ihre Werke nicht nur in einem Teil Deutschlands ihre Heimat finden, sondern in ganz Deutschland.

Was meine persönliche Lage anbetrifft, so scheinen sich auf Grund der Amnestiedebatte im Bundestag einige Lockerungen anzubahnen ... Ein kleiner Hoffnungsstrahl.

Ihr *Gerhard Klose*

Die NDL-Anekdote

Karl Sternheim hatte mit dem Kritiker Alfred Kerr eine Auseinandersetzung wegen einer abfälligen Kritik gehabt und ihm schließlich die Hand hingehalten mit den Worten: „Große Männer verzeihen schnell." – „Gewiß", antwortete Kerr und ergriff die dargebotene Hand, „und kleine tun gut daran, ebenso zu handeln."

Detlev v. Liliencron liebte gutes Essen, was nicht immer mit seinen Einkünften in Übereinstimmung zu bringen war. Halb widerwillig folgte er der Einladung eines Freundes in eine Gastwirtschaft, wo es nach dessen Versicherung für wenig Geld eine tüchtige Portion Fleisch geben sollte. „Das ist doch sicher Pferdefleisch", bemerkte er dabei. Es gab aber Gänsebraten. Lächelnd zeigte der Freund auf einen Flügel und fragte: „Ist das vielleicht Pferdefleisch?" Unerschüttert erwiderte Liliencron: „Freilich. Die Bande hat den Pegasus geschlachtet." *W. Sch.*

Sprachkritiker 1857

Germanisten werden, fragt man sie nach den Vorkämpfern einer Reinigung der deutschen Sprache im 19. Jahrhundert, auf Anhieb die Namen Grimm, Campe oder Hildebrandt aufzählen. Die wenigsten jedoch kennen eine Schrift von F. F. Runge, dem Entdecker des Anilins, die 1857 unter dem Titel „Das Gift in der deutschen Sprache, ausgetrieben von F. F. Runge" erschien. Sie umfaßt nur gegen dreißig Seiten, verrät aber große Liebe zur deutschen Sprache. Runge wendet sich darin vornehmlich gegen Sprachschluderei, Schwulst und Stillosigkeiten in der Zeitungssprache. Seine Hauptgegner sind die „Vossische Zeitung" und die „Kreuzzeitung". Runges Glossen sind zum Teil von erschreckender Aktualität. Einige Beispiele:

Staatsweiser Ausspruch

In der Beilage der Kreuzzeitung von 1851, Nr. 294, steht folgender Ausspruch:

„Die ständische Virilität in eine Mandaterie zu verwandeln, ist das konstitutionelle Prinzip, und man muß sich wundern, daß der Satz vom Pommerschen Landtag angenommen wurde."

Ich wundere mich sowohl über die Annahme wie auch über die Fassung dieses Satzes. Der biedere Pommer, der gewiß gern den Verhandlungen seines Landtags folgt, wird einige Mühe haben mit einer Staats- und Landtagsweisheit, die sich einer so unverständlichen Sprache bedient.

Kategorie

Der „Zuschauer" sagt in der Kreuzzeitung 1851, Nr. 303:

„Unter der ehrsamen Schneiderzunft

nehmen die sogenannten Altflicker eine zahlreiche Kategorie ein."

Hieraus könnte einer eine witzige Frage machen: „Wie übersetzt man „Es gibt" auf griechisch? Antwort: „Kategorie". Denn: „Unter der ehrsamen Schneiderzunft gibt es viele Altflicker" sagt ganz dasselbe, was oben der schwülstige Satz sagt.

Personal

In der Beilage zur Vossischen Zeitung 1856, Nr. 23, ist von der großen Bäckerei die Rede, die man in Berlin anlegen will. Unter anderem wird gesagt:

„Die Verwaltung erfordert ein zahlreiches Personal von Arbeitern."

Was heißt hier „Personal"? Nichts weiter als „viele"! Denn der schlichte Mensch ohne gelehrten Schwulst würde schreiben: „Die Verwaltung erfordert viele Beamte und Arbeiter." Aber zu solcher Einfachheit erhebt der Zeitungsmacher sich nicht.

O diese Druckfehler!

Liebe NDL,

Mit großer Freude las ich in Ihrem Märzheft, daß man die Schriftstellerkonferenz durch ein Autoren-Toto auflockerte. Leider verschwiegen Sie der Öffentlichkeit den Wortlaut der einzelnen Tips. Es wurde – unter „Rotschwarz eingerahmt" – lediglich hervorgehoben, Wieland Herzfelde habe gegen den Mißbrauch des Begriffs „Olympier" *gewettet*. Ob es ein Treffer war, fand ich nicht vermerkt.

E. T.

O diese Sprache!

Kühnheiten

Die Zeitschrift „Neue Deutsche Presse" veröffentlicht einen Artikel von Klaus Vieweg unter der Überschrift „Joseph Görres – ein Meister des Wortes". In der Tat sind die Zitate, die von Görres stammen, meisterhaft geschrieben. Leider nur die Zitate. Der Artikel selbst bewegt sich in der stilistischen Schmalspur abgegriffener Metaphern. Ab und zu hat der Setzer eingegriffen, um wenigstens grammatikalisch ein wenig Abwechslung in die Geschichte zu bringen. Das sieht dann so aus: „1814/15 flüchtete er schließlich in die Emigration nach Frankreich und der Schweiz und tritt Ende der zwanziger Jahre wiederum als ein völlig Anderer entgegen." Oder: „Als er schließlich im Januar 1816 Rußland und seinen Machthabern kritisierte . . ."

Angeregt durch diese sprachschöpferische Unterstützung, hoffend auf ein „breites Echo" seiner Bemühungen, entwickelt der Autor seinen Stil und seine Sprache (wie er dies Görres bescheinigt) „zur vollen Blüte" in folgendem Satz: „Die Metaphern, die Allegorie, die Personifizierung der Natur und der Begriffe, die ganze Eigenart des Görresschen Satzrhythmus haben während seiner romantischen Zeit eine starke Weiterentwicklung erfahren." Zweifellos hat auch die stilistische Equilibristik durch diesen Satz Viewegs eine starke Weiterentwicklung erfahren.

Vieweg meint zum Schluß: „. . . und schließlich hat sich nicht umsonst eine ganze Generation von deutschen Journalisten an der Kühnheit des ‚Rheinischen Merkur' geschult."

Umsonst gewiß nicht. Aber leider, wie uns scheint, allzuoft vergeblich. *gd*

Autogene Kenntnisse

Wissen ist Macht. Vor neue Wege der geistigen Bereicherung scheint uns das Inserat in einer Tageszeitung zu stellen, mit dem ein Betrieb nach Arbeitskräften „mit autogenen Schweißkenntnissen" sucht.

Autogene, das heißt auf Selbsterzeugung beruhende Kenntnisse nicht nur in der Technik, sondern auch in der Wissenschaft, in Kunst und Literatur zu erwerben, das möchte eine Parole für die Zukunft sein. Kein Lehrbuch, kein Unterricht, kein Lerndrill ficht – so darf man annehmen – jenen fürderhin an, der der Gewinnung autogener Kenntnisse mächtig

ist. Eine magische Quelle scheint erschlossen, der Nürnberger Trichter in Reichweite.

Ob sich auf das Inserat hin Bewerber gemeldet haben, die der geforderten Bedingung entsprechen? Oder hat sich der Inserent schließlich mit solchen begnügen müssen, die ihre „Kenntnisse im autogenen Schweißen" auf dem althergebrachten Wege mühevollen Lernens erworben haben?

So daß lediglich jene Reihe sprachlicher Nachlässigkeiten um ein groteskes Beispiel bereichert wäre, die beim „gedörrten Obstsack" anfängt und bei der „lackierten Stahlmöbelfabrikantentochter" vielleicht noch gar nicht endet. *B. A.*

Erfassung

In Jena ist dankenswerterweise ein Institut für Sprachpflege und Wortforschung gegründet worden. Über seine Tätigkeit erfährt man:

„Unter mancherlei Aufgaben soll als wichtigste der Reichtum der deutschen Sprache ... erfaßt werden."

Wie denn? Es sollen *Aufgaben erfaßt* werden, und als wichtigste davon der Reichtum der deutschen Sprache? Eben dieser Reichtum der Sprache hätte es gestattet, richtig etwa wie folgt zu schreiben:

„Unter mancherlei Aufgaben (die dem Institut gestellt sind) ist die wichtigste, den Reichtum der deutschen Sprache zu erfassen."

Zu unseren Beiträgen

Der neue Roman von Wolfgang Joho, aus dem wir einen größeren Abschnitt veröffentlichen, wird im Aufbau-Verlag erscheinen.

Bertolt Brechts „Horst-Wessel-Legende" ist eine bisher unbekannte Arbeit aus dem Nachlaß.

Mit dem Beitrag von Jan Koplowitz veröffentlichen wir ein Kapitel aus dem autobiographischen Buch „Die zweite Spur".

„Streit im Dienstabteil" ist ein Abschnitt aus einer biographischen Skizze über Georgi Dimitroff. Dimitroff wäre am 18. Juni 75 Jahre alt geworden.

Wilm Weinstock, vor allem durch seine Kinderlieder bekannt, lebt in Hohenneuendorf bei Berlin.

Günther Rücker ist durch Hörspiele und durch seine Mitarbeit an dem Dokumentarfilm „Du und mancher Kamerad" bekannt geworden.

Rose Nyland, 28 Jahre alt, lebt in Karl-Marx-Stadt. Als Kind 1933 mit den Eltern emigriert, ist sie in der Tschechoslowakei und später in Norwegen aufgewachsen. 1951 kehrte sie nach Deutschland zurück. Ihre ersten Veröffentlichungen sind in norwegischer Sprache.

Ilse Losa, aus Westfalen stammend, mußte 1934 vor der Gestapo nach Portugal flüchten, wo sie noch heute lebt. Mehrere Romane und Erzählungen aus ihrer Feder sind in portugiesischer Sprache erschienen. Seit einiger Zeit arbeitet sie auch wieder in deutscher Sprache.

Wir mußten davon absehen, die Fortsetzung des im Maiheft erschienenen Beitrags „Der Arbeiter in der deutschen Literatur" von Dr. Edith Zenker zu veröffentlichen, da die Arbeit umfangreicher wurde, als ursprünglich geplant war.

Der „Gesang der Arbeiter" in unserem Maiheft (S. 93), der durch Verschulden unserer Druckerei Erich Weinert zugeschrieben worden ist, stammt in Wirklichkeit von *Erich Mühsam.*

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Achim von Arnim: Raffael und seine Nachbarinnen, Erzählung, Henschelverlag, 120 S. DM 5,40

Ulrich Becher: Der schwarze Hut, Mitteldeutscher Verlag, 103 S. DM 3,50

Heinrich Böll: Haus ohne Hüter, Roman, Verlag Volk und Welt, 336 S. etwa DM 7,–

Hermann Hesse: Narziß und Goldmund, Erzählung, Aufbau-Verlag, etwa 336 S. DM 10,50

Stefan Heym: Offen gesagt, Kommentare, Verlag Volk und Welt, 348 S. DM 6,80

Heinrich Christian Meier: Elsa Quast, Roman, Verlag der Nation, 240 S. etwa DM 6,90

Karl Mundstock: Bis zum letzten Mann, Erzählungen, Mitteldeutscher Verlag, 350 S. DM 6,–

Ludwig Renn: Krieg ohne Schlacht, Roman, Verlag der Nation, etwa 288 S. etwa DM 7,50

Bernhard Seeger: Wo der Habicht schießt, Erzählungen, Mitteldeutscher Verlag, 284 S. DM 6,–

Inge von Wangenheim: Am Morgen ist der Tag ein Kind, Roman, Verlag Tribüne, etwa 372 S. etwa DM 7,90

William J. Blake: Maria Meinhardt, Roman, aus dem Engl. von Roland Schacht, Aufbau-Verlag, 834 S. DM 12,–

Ilja Ehrenburg: Tauwetter, Roman, Aus dem Russ. von Wera Rathfelder, Verlag Kultur und Fortschritt, 327 S. DM 7,20

Jaroslav Hašek: Schule des Humors, Kurzgeschichten, Aus dem Tschech. von Günther Jarosch, Eulenspiegel Verlag, 308 S. DM 8,60

Cyril Jolly: Die Vergeltung des Soldaten Pooley, Aus dem Engl. von Erwin Freund, Kongreß-Verlag, etwa 192 S. etwa DM 6,60

Nikolai Leskow: Der Bösewicht von Askalon und andere Erzählungen, Aus dem Russ. von Johannes von Guenther, Verlag Rütten & Loening, etwa 440 S. etwa DM 8,90

Sinclair Lewis: Benzinstation, Roman, Verlag der Nation, 208 S. DM 1,75

Jean-Paul Sartre: Die Kindheit eines Chefs, Erzählung, Aus dem Franz. von Heinrich Wallfisch, Aufbau-Verlag, etwa 136 S. DM 6,60

Elvi Sinervo: Der Wechselbalg, Roman, Aus dem Finn. von Charlotte und Friedrich Ege, Aufbau-Verlag, etwa 336 S. DM 8,40

Stendhal: Lucien Leuwen, Roman, Aus dem Franz. von Lilian Bättig, Aufbau-Verlag, 504 S. DM 8,10

Elsa Triolet: Das rote Pferd oder Wohin steuert die Menschheit?, Roman, Aus dem Franz. von Ewald Czapski, Aufbau-Verlag, etwa 400 S. DM 8,40

José Maria Eça de Queiroz: Das Verbrechen des Paters Amaro, Roman, Aus dem Port., Aufbau-Verlag, 535 S. DM 9,90

Der gallische Hahn, Französische Gedichte von der Zeit der Troubadours bis in unsere Tage, Aus dem Franz., Aufbau-Verlag, etwa 368 S. DM 13,50

Sprach- und Literaturwissenschaft

Walter Dietze: Junges Deutschland und deutsche Klassik, Zur Ästhetik und Literaturtheorie des Vormärz, Verlag Rütten & Loening, etwa 416 S. etwa DM 18,50

Hildegard Schumann: John Steinbeck und der kritische Realismus, VEB Max Niemeyer Verlag, etwa 352 S. etwa DM 20,50

Gisela Sichardt: Das Weimarer Liebhabertheater unter Goethes Leitung, Arion Verlag, etwa 230 S. etwa DM 10,–

Clara Zetkin: Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. I, Dietz Verlag, etwa 800 S. etwa DM 8,–

Jugendbücher

Götz R. Richter: Jonas oder Der Schiffbruch der „Marie-Henriette", Kinderbuchverlag, 164 S. etwa DM 5,60

Die schönsten Geschichten aus 1001 Nacht, Hrsg. von Enno Littmann, Kinderbuchverlag, 616 S. etwa DM 16,50

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Eine Untersuchung der Problemstellung in der heutigen Ästhetik, von W. Besenbruch, „Kunst und Literatur" H. 3. 57/S. 311

Zwei Grundprobleme der marxistischen Ästhetik, von Alexander Burow, „Sowjet-Literatur" H. 3. 57/S. 141

Zur Ästhetik der russischen revolutionären Demokraten, Aus den Materialien der literaturwissenschaftlichen Tagung in Berlin, „Kunst und Literatur" H. 3. 57/Beilage

Sozialgeschichte der Kunst und Literatur, von Arnold Hauser, „Deutsche Literaturzeitung" H. 3. 57/S. 230

Zur Diskussion über den Realismus, „Presse der Sowjetunion" Nr. 29. 57/S. 637

Sozialistischer Realismus und westeuropäische Kultur, von J. Elsberg, „Kunst und Literatur" H. 3. 57/S. 228

Lebenswahrheit und Parteilichkeit, von Klaus Wischnewski, „Deutsche Filmkunst" H. 3. 57/S. 68

Über Freiheit und Notwendigkeit im literarischen Schaffen, von J. Dobin, „Kunst und Literatur" H. 4. 57/S. 355

Zerschwatzte Dichtung, von Walter Muschg, „Aufbau" H. 2. 57/S. 164

Zur Darstellung des 2. Weltkrieges in der Romanliteratur Westdeutschlands, von Günter P. Karl, „Einheit" H. 2. 57/S. 207

Inhalt und Stellung des Kulturbegriffs bei Schiller, von Erhard John, „Deutsche Zeitschrift für Philosophie" H. 5/6. 56/S. 672

Zehn Jahre – zehn Dramatiker, von Friedrich Wolf, „Aufbau" H. 3/4. 57/S. 408

Das „Märchen": Goethe und Gerhart Hauptmann, von Hans Mayer, „Aufbau" H. 3/4. 57/S. 374

Einige Bemerkungen zur polnischen Literaturdiskussion, von A. Marjamow, „Kunst und Literatur" H. 4. 57/S. 427

Die chinesische Literatur von heute, von Mao Tun, „Aufbau" H. 2. 57/S. 129

Wegbereiter Lu Hsün, von Feng Hsueh-Feng, „Aufbau" H. 3/4. 57/S. 209

Die Negerfrage in der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts, von Käthe Kluth, „Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik" H. 1. 57/S. 68

„Neue Deutsche Literatur", Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig.
Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 719.